Visual Library Portal

Inhouse-Digitalisierung

Die drei Nationalökonomien

Sombart, Werner

München [u.a.], 1930

urn:nbn:de:s2w-8396

Visual Library

WERNER SOMBART

DIE DREI NATIONALÖKONOMIEN

Geschichte und System der Lehre von der Wirtschaft

Qui bene distinguit, bene docet

MÜNCHEN UND LEIPZIG 1930
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT

Brauf

SOMBART
DIE DREI NATIONALÖKONOMIEN

WERNER SOMBART

DIE DREI NATIONALÖKONOMIEN

Geschichte und System der Lehre von der Wirtschaft

Qui bene distinguit, bene docet

MÜNCHEN UND LEIPZIG 1930
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT

Copyright by Duncker & Humblot
Verlagsbuchhandlung, München 1929



Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.

INHALTSVERZEICHNIS

ERSTER TEIL:

Seite

Der heutige Zustand der Nationalökonomie

Erstes Kapitel: **Die Unbestimmtheit des Gegenstandes** 1

Zwei Begriffe: Wirtschaft S. 1. Wirtschaft in formaler Bestimmtheit S. 2; rationalistischer oder sensualistischer Prägung S. 3. Wirtschaft in materialem Sinne S. 5. Andere Abgrenzungen des Begriffes Wirtschaft S. 6. R. Stammler S. 6. O. Spann S. 7.

Zweites Kapitel: **Die Unbestimmtheit der Erkenntnisweise** 8

Verschiedene „Richtungen" der Nationalökonomie S. 8. Undisziplinierte Gliederung des Stoffes S. 9. Bestimmungen der Richtungen unter außerwissenschaftlichen Gesichtspunkten S. 9. Dogmengeschichten der Nationalökonomie S. 9.

Drittes Kapitel: **Die Unbestimmtheit der Namengebung** 13

Verschiedene Bedeutungen des Wortes Économie S. 14; des Wortes Economy S. 14; des Wortes Wirtschaft S. 15. Schwankende Bezeichnung der Wissenschaft von der Wirtschaft S. 17. Das Wort Nationalökonomie S. 18. — Plan des Buches S. 19.

ZWEITER TEIL:

Die drei Nationalökonomien

Erster Abschnitt: Die richtende Nationalökonomie

Viertes Kapitel: **Die Erkenntnisziele der richtenden Nationalökonomie** 21

Die Nationalökonomie als Normwissenschaft S. 21. Unterscheidung von „praktischer" Nationalökonomie S. 21 und teleologischer Betrachtungsweise S. 21. Inhalt der Gesamterkenntnis: die „richtige Wirtschaft" S. 22. Warum „richtende" Nationalökonomie? S. 23. Die drei Systeme dieser Nationalökonomie S. 23.

Fünftes Kapitel: **Die Vertreter der richtenden Nationalökonomie und ihre Lehre** 24

1. Die Scholastik 24

a) Aristoteles 24

Gesamteinstellung des Aristoteles zur Wirtschaft S. 24. Unterscheidung zweier wirtschaftlicher Tätigkeiten und Lehren davon S. 25.

b) Die Hochblüte der Scholastik 25

Die Lehre von der Wirtschaft ist theonom S. 25. Das Naturrecht S. 26. Die richtige Wirtschaft S. 26. Idee des Universalismus S. 27. Die Berufsidee S. 27. Die Bestandteile der richtigen Wirtschaft S. 27. Die Humanisten und die Reformatoren S. 29.

c) Die Scholastik im 19. Jahrhundert. 29

Die Romantiker, insbesondere Adam Müller S. 29. V^te^ Alban de Villeneuve-Bargemont S. 31. Wiedererweckung der Scholastik S. 32. Matteo Liberatore S. 32. Charles Henry Xavier Périn S. 35. Georg Ratzinger S. 35. Othmar Spann S. 36.

2. Die Harmonisten 38

Was heißt: sozialer Harmonismus? S. 38. Die Metaphysik der Aufklärung S. 39. Die Lehre von der natürlichen Ordnung (ordre naturel) S. 40. Die Physiokraten S. 40. Rechtfertigung der liberalen Wirtschaft S. 41. Adam Smith S. 42. Frédéric Bastiat S. 42. Die hedonistische Schule S. 43. Rechtfertigung der sozialistischen Wirtschaft S. 43. Eugen Dühring S. 44. Franz Oppenheimer S. 44.

3. Die Rationalisten. 45

Begriff des sozialen Rationalismus S. 45. Seine Begründung durch die deutsche Philosophie S. 46. Kant S. 46. J. G. Fichte S. 47. Hegel S. 49. H. Ahrens S. 50. Einfluß des sozialen Rationalismus auf die Vertreter der nationalökonomischen Fachwissenschaft S. 52. Schüz S. 53. Julius Kautz S. 53. Heinrich v. Thünen S. 55. Andere Vertreter dieses Standpunkts S. 56. Der deutsche Kathedersozialismus S. 56.

Sechstes Kapitel: **Die Erkenntniswege der richtenden Nationalökonomie** 57

1. Die Begründung der richtenden Nationalökonomie durch ihre Vertreter 57

Vier Beweise: der logische S. 58; der erkenntnistheoretische S. 59; der ontologische S. 60; der pragmatistische S. 63.

2. Kritik 63

Widerlegung des logischen Beweises S. 64. Wie ist richtende Nationalökonomie möglich? S. 64. Erkenntnis, die Zwecke und Werte zum Gegenstande hat S. 65. Verdeutlicht am wirtschaftlichen Handeln S. 66. Verschiedene Möglichkeit einer „richtigen" Wirtschaft S. 67. Alle Systeme der gesollten Wirtschaft haben ein gesellschaftliches Ideal zur Voraussetzung S. 69. Unzulänglichkeit des Erfahrungswissens S. 69; des Evidenzwissens S. 70. Die Beweisführung Spanns S. 72, v. Gottls S. 73 ist nicht stichhaltig. Ebensowenig Kants erkenntnistheoretischer Beweis S. 74.

3. Wie ist richtende Nationalökonomie möglich? 77

Pluralismus der Erkenntnisweisen S. 78. Begriff der Metaphysik S. 78. Die philosophische Erkenntnis ist persongebunden S. 80; wird durch Lehre übertragen S. 80; ist relativistisch S. 81. Die Metaphysik ist der Erkenntnisweg der richtenden Nationalökonomie S. 82. Werturteile S. 83.

Zweiter Abschnitt:
Die ordnende Nationalökonomie

Seite

Siebentes Kapitel: **Die Entstehung der modernen Wissenschaft** 85

1. Die Zersetzung der europäischen Kultur 85

Die Verweltlichung des Lebensstils S. 85. Die Umgestaltung der Lebensformen S. 86. Das Auseinanderbrechen der alten Einheitskultur S. 86. Erwachen des Interesses an den Dingen dieser Welt S. 88.

2. Das Wesen der modernen Wissenschaft 88

1. Die Verweltlichung des Wissens: äußert sich in der Begründung des Wissens S. 88; in der Zwecksetzung des Wissens S. 89; Auffassung Bacons und Descartes' S. 89; in der Abgrenzung des Gegenstands der Erkenntnis S. 91. Aufkommen der Statistik S. 91. Das Reich der „idealen Geltungen" S. 91. Die Fiktionen S. 92. Zusammenhang der Wendung zum Nominalismus mit der Auflösung der alten Gebundenheiten S. 93.

2. Die Differenzierung des Wissens S. 94. Entstehen von Teilwissenschaften S. 94, Entpersönlichung = Versachlichung des Wissens S. 94, parallel mit der Zerschlagung der komplexen Handwerkerarbeit in die Teilverrichtungen der modernen Industrie S. 95.

3. Die Demokratisierung des Wissens S. 95. Die moderne Wissenschaft erstrebt Allgemeingültigkeit ihrer Erkenntnisse S. 95. Damit gegeben das Erfordernis der Allgemeinübertragbarkeit S. 96. Die Wissenschaft bleibt im Bereiche des Erfahrungs- und Evidenzwissens S. 97. Namengebung S. 97.

3. Die Entstehung einer selbständigen Nationalökonomie 97

Gründe ihrer Entstehung S. 97. Die merkantilistischen Schriften S. 98. Ablenkung der nationalökonomischen Forschung in eine andere Richtung durch Aufkommen einer neuen Methode. S. 99.

Achtes Kapitel: **Das Wesen der Naturwissenschaft** 99

1. Die Eigenart des naturwissenschaftlichen Denkens und die Methode der exakten Naturwissenschaften insbesondere 99

Oberstes Ziel des naturwissenschaftlichen Erkennens: Allgemeingültigkeit seiner Ergebnisse S. 99. Darum: Entzauberung S. 100, Entgottung S. 101, Entwesung S. 102 der Natur. Statt dessen: Elementarisierung S. 104; Quantifizierung S. 105; Mathematisierung S. 106. Die Ordnungsprinzipien der Naturwissenschaften: die Allgemeinbegriffe S. 107; der Strukturbegriff S. 107; der Gesetzesbegriff S. 108.

2. Die Ausdehnung des naturwissenschaftlichen Denkens auf Seele und Geist 110

Die Assoziationspsychologie S. 110. Die Ethologie S. 110. Begründung einer Geschichtslehre mit Hilfe dieser Gedanken durch W. Wundt S. 111.

Seite

3. Der Erkenntniswert des naturwissenschaftlichen Denkens 112

Verzicht auf Wesenserkenntnis S. 112. Begriff Wesen S 113. Naturgesetze entbehren der Notwendigkeit S. 114. Ansichten der Logiker S. 114; der Naturforscher S. 115. Das Wesen der Natur ist für die Wissenschaft unerkennbar S. 116. Was sie erreicht, ist die Einsicht in die Regelmäßigkeit identisch wiederkehrender Fälle S. 118. Bedeutung dieser Einsicht S. 118.

Neuntes Kapitel: **Die Anwendung des naturwissenschaftlichen Denkens auf die Nationalökonomie** 119

1. Die wissenschaftliche Einstellung der ordnenden Nationalökonomie 119

Vertreter der ordnenden Nationalökonomie S. 120. Sie treiben Wissenschaft S. 121; sind erkenntnistheoretische Monisten S. 121; erblicken in den exakten Naturwissenschaften das Ideal aller Wissenschaften S. 122. Ihr Endziel: Auffindung von „Gesetzen" im Sinne der Naturgesetze S. 124.

2. Die Methode der ordnenden Nationalökonomie . . . .

Auffindung einfacher, berechenbarer und meßbarer Tatsachen S. 125. Subjektivisten S. 127. Objektivisten S. 128. Relationisten S. 128. Ordnungsprinzipien: der Substanz = „Wert"begriff S. 128; das „System" S. 130; der Gesetzesbegriff S. 130. Die „Wirtschaftsgesetze" W. Wundts S. 131. Der Gesetzesbegriff bei Mill S. 130, 133; bei Menger S. 133. Kausalgesetze S. 135. Funktionsgesetze S. 135. Die Methode der École de la Science sociale S. 136. Ergebnis S. 136.

3. Der Erkenntniswert der ordnenden Nationalökonomie 137

Die Erkenntnisbreite S. 137. Die Erkenntnistiefe S. 138. Leerlauf dieser Forschungsweise S. 139.

Dritter Abschnitt:
Die verstehende Nationalökonomie

Zehntes Kapitel: **Die Vorgeschichte der geistwissenschaftlichen Nationalökonomie** 140

1. Die heterodoxe Nationalökonomie 140

Die Gegner der „klassischen" Nationalökonomie S. 140. Die Stärke ihrer willensmäßig-weltanschaulichen Gründe S. 141; die Schwäche ihrer wissenschaftlichen Stellung S. 141. R. Schüller S. 141. Unberechtigte Vorwürfe gegen die „Klassiker": 1. Vorwurf des Materialismus, des Chrematismus, der Rechenhaftigkeit S. 143. 2. Vorwurf des Atomismus und Individualismus S. 144. Verschwommene Begriffe der Ganzheit und des Individualismus S. 146. 3. Vorwurf des Absolutismus der Lösungen S. 147. 4. Vorwurf der Isolierung der wirtschaftlichen Erscheinungen S. 149. 5. Vorwurf der statischen Betrachtungsweise

Seite

S. 150. 6. Vorwurf der Unzulänglichkeit des Erfahrungsstoffes S. 151. Auch die Gegner, insbesondere die Vertreter der „historischen Schule", denken naturwissenschaftlich S. 151. Sieg Mengers im „Methodenstreit" S. 154. Das Urteil Diltheys und des Grafen York. S. 155.

2. Hilfe aus fremden Lagern 155

Vater der modernen Geistwissenschaften: J. B. Vico S. 156. Seine Stimme bleibt ungehört S. 157. Herausbildung einer geistwissenschaftlichen Methode: Geschichte des „Verstehens" S. 157. Die naive Periode S. 157. Die kritische Periode S. 158. Die aufbauende Periode S. 160.

3. Abwege 161

Drei irrtümliche Betrachtungsweisen hindern den Aufbau der Geistwissenschaften: 1. der Psychologismus S. 162; seine Widerlegung S. 166; 2. der Historismus S. 167. Die falsche Antithese: idiographische und nomothetische Betrachtungsweise S. 168. Ihre Gefahren S. 170; 3. der Teleologismus S. 171. Mißverständlichkeit der Stammlerschen Auffassung S. 171.

Elftes Kapitel: **Die Stellung der Nationalökonomie im Kreise der Wissenschaften** 173

Die Nationalökonomie ist: 1. Erfahrungswissenschaft S. 174, 2. Kulturwissenschaft S. 174, also Geistwissenschaft S. 175. Sie steht nicht „mitteninne" zwischen verschiedenen Wissenschaften S. 175; 3. Sozialwissenschaft S. 176. Die Unterscheidung zwischen „natürlichen" und „sozialen" Kategorien S. 177, zwischen „ökonomischen" und „soziologischen" Richtungen S. 177. Die Nationalökonomie ist Soziologie S. 177.

Zwölftes Kapitel: **Das System** 178

Bedeutung des Systems für die Wissenschaft S. 178; der Idee für das System S. 178. Begriff der systembildenden Ideen S. 179. Wahl der systembildenden Ideen S. 180.

1. Die Grundidee 180

Die Idee der Wirtschaft S. 181. Ihre Bestandteile S. 181. Wirtschaft und Technik S. 182.

2. Die Gestaltidee 182

Aufgabe der Gestaltidee für den Aufbau einer Geistwissenschaft S. 182. Die Idee des Wirtschaftssystems S. 184. Ihre Bestandteile S. 184. Ihre Bedeutung für die Wirtschaftswissenschaft S. 185.

3. Die Arbeitsideen 185

Begriff der Arbeitsideen S. 185. Ideen zur Erfassung der Zuständigkeit des Wirtschaftslebens. Ideen der Statik und Dynamik S. 186; Ideen der Aktualität und Potenzialität S. 187; Idee der Entwicklung S. 188. Ideen zur Erfassung der ökonomischen Verbundenheit: Ideen des Organismus und Mechanismus S. 188; Ideen der Gemeinschaft und Gesellschaft S. 189: Ideen der Tauschgesellschaft und der Volkswirtschaft S. 189. Die Wertideen S. 190.

Seite

Dreizehntes Kapitel: **Das Verstehen** 191

Vorbemerkung S. 191. Literatur S. 192.

1. Der Begriff des Verstehens 193

Unterschied zwischen Erkenntnis der Natur und der Kultur S. 193. Verstehen = Sinnerfassen S. 195. Verstehen = Wesenserkenntnis S. 196. Überlegenheit dieser Erkenntnisart S. 196. Ihre Immanenz S. 197. Transzendenz und Immanenz des Erkennens S. 197. Wir erkennen nur das, was wir auch machen können S. 199. Gleiches kann nur durch Gleiches erkannt werden S. 200. Behaviorismus S. 201. Intuition S. 201. Metaphysik S. 204.

2. Die Arten des Verstehens 206

a) Das Sinnverstehen 206

Begriff S. 206. Aufgaben: Das Verständnis der Ideen S. 206; das Verständnis der möglichen Bestandteile des Wirtschaftssystems S. 206; welches diese sind S. 206; das Verständnis der allgemeinen Kategorien der Wirtschaft S. 208; welches diese sind S. 208.

b) Das Sachverstehen 210

Begriff S. 210. Alles Sachverstehen ist historisches Verstehen S. 210. Sinnzusammenhänge sind: 1. Zweckzusammenhänge S. 211, 2. Stilzusammenhänge S. 211, 3. Beziehungszusammenhänge S. 214. Welcher Art ist der Sinnzusammenhang: Volkswirtschaft? S. 214. Aufgaben des Sachverstehens S. 217. Wie Nationalökonomie entsteht S. 219.

c) Das Seelverstehen 219

Begriff S. 219. Unentbehrlichkeit der kausal-genetischen Betrachtungsweise auch für die Kulturwissenschaft S. 220. Die abweichende Meinung O. Spanns S. 220. Ihre Widerlegung S. 222. Ursachen im Kulturgeschehen sind Motive menschlichen Handelns und nur diese S. 223. Willensfreiheit — ein Apriori der Geistwissenschaften S. 224. Begriff und Arten des Motivs S. 225. Problem des Fremdverstehens S. 226. Verstehen der Seele durch Geist S. 226 Begriff der Wirtschaftsepoche S. 228. Motivationstypen S. 229.

3. Die Grenzen des Verstehens 229

Heterogonie der Zwecke S. 230. Subjektive Unfähigkeit des Verstehens S. 231. Die wirklichen Grenzen des Verstehens sind solche, die dem Verstehen nach unten: S. 232 oder nach oben: S. 233 Schranken setzen.

Vierzehntes Kapitel: **Die Begriffe** 234

1. Die Eigenart der kulturwissenschaftlichen Begriffsbildung 234

Eine geistwissenschaftliche Logik fehlt S. 234. Die Begriffsbildung in den Kulturwissenschaften erfolgt nicht durch Abstraktion, sondern durch Position S. 236. Ihre Begriffe sind Wesensbegriffe S. 237.

Seite

2. Die Arten der Begriffe 238

Individualbegriffe S. 238. Gattungsbegriffe S. 238. Begriff und Arten des Typus S. 241. Einzel- und Kollektivbegriffe S. 244. Ideal- und Realbegriffe S. 245. Der Idealtypus S. 245.

3. Die Begriffe im System 246

Jeder wissenschaftliche Begriff ist Begriff nur im System S. 247. Arten der Begriffe im System der Nationalökonomie S. 247.

Fünfzehntes Kapitel: **Die Gesetze** 248

1. Die Begriffe: Gesetz und Gesetzmäßigkeit 248

Der Begriff Gesetz in der Rechtssprache und der Religion S. 248; in den Naturwissenschaften S. 249. Seine verschiedene Bedeutung in der richtenden und in der ordnenden Nationalökonomie S. 249. Wiederherstellung des echten Gesetzesbegriffs in der verstehenden Nationalökonomie S. 251. Vérités de raisons und vérités de fait S. 252.

2. Die Sinngesetze 253

Die mathematische Gesetzmäßigkeit ergibt Größengesetze S. 253. Beispiele von Größengesetzen im Bereiche der Wirtschaft S. 254. Die wesensmäßige Gesetzmäßigkeit führt zu Stilgesetzen S. 257. Beispiele in der Nationalökonomie S. 257. Die rationale Gesetzmäßigkeit ergibt Fiktionsgesetze S. 258. Deren Wesen und ihre Bedeutung für die Nationalökonomie S. 259. Der homo oeconomicus S. 259. Das isolierende Verfahren S. 259. Beispiele von Fiktionsgesetzen S. 261. Falsche Deutung dieser Fiktionsgesetze S. 261.

3. Die Tendenzen 263

Gleichförmigkeiten im Wirtschaftsleben S. 263. Warum gibt es sie? S. 265. Gleichförmigkeit der Motivation S. 265. Gleichförmigkeit der objektiven Bedingungen S. 270. Theorie der Gleichförmigkeit S. 272. „Immanente Gesetzmäßigkeit" S. 273. Begriff der Tendenz S. 274. Wahrscheinlichkeit und Wahrscheinlichkeitsrechnung S. 276.

DRITTER TEIL:

Die Lehre von der Wirtschaft als Ganzes

Sechzehntes Kapitel: **Der Geltungsbereich der drei Nationalökonomien** 277

1. Die Besonderung der Erkenntnisweisen 277

Wiedergewonnene Einsicht in die Mannigfaltigkeit der Erkenntnisweisen S. 277. Anspruch auf eine unserem Erkenntnisgebiet angemessene Methode S. 278. Anwendung wesensfremder Erkenntnisweisen S. 279.

2. Metaphysik und Nationalökonomie 280

Standpunktswissen S. 280. Weltanschauliche Gebundenheit in der Zielsetzung S. 281; in der Annahme bestimmter Axiome S. 282; in der Auswahl der Probleme S. 282, der Arbeitsideen S. 283, des Beweisstoffes S. 283. Unterscheidung unlöslicher und löslicher Bin-

Seite

dungen S. 284 „Bürgerliche“ und „sozialistische“ Nationalökonomie S. 285. Möglichkeit auch der Kulturwissenschaften trotz „Seinsgebundenheit“ S. 286. Der Streit um die „Wertefreiheit“ der Nationalökonomie S. 288.

3. Naturwissenschaft und Nationalökonomie 291
Notwendigkeit der Verwendung des bloß ordnenden Verfahrens in bestimmten Fällen S. 291. Richtige Auffassung rationaler Schemata S. 292.

Siebzehntes Kapitel: **Die Gliederung der Gesamtlehre von der Wirtschaft** 293
Bezeichnung dieser Gesamtlehre S. 293. Ihre Bestandteile S. 293.

1. Die Wirtschaftsphilosophie 293
Die Ontologie der Wirtschaft S. 294. Die Kulturphilosophie der Wirtschaft S. 294 Die Ethik der Wirtschaft S. 295. Die Schwierigkeit der Wirtschaftsphilosophie S. 295.

2. Die Wirtschaftswissenschaft. 297
Wesen der nationalökonomischen Theorie S. 297. Als Beispiel: Theorie der Preisbildung S. 304. Wesen der nationalökonomischen Empirie S. 308 Die Geschichtswissenschaft und das Problem der „Geschichtlichkeit“ S. 308. Unzulässige Einengung des Bereichs der Geschichte S. 309. Sphären des geschichtlichen Wirkens S. 311. Verschiedenheit der Einstellung des Forschers S. 314. Einziges und kollektives Geschehen S. 315. Das historische Individuum S. 316. Das Verhältnis zwischen Theorie und Empirie S. 316. Verdeutlicht am „Modernen Kapitalismus“ S. 317. Aufgabe der Nationalökonomie nach alter und neuer Auffassung S. 319. Allgemeine und Spezielle Nationalökonomie S. 320. Verfehlte Versuche der Gliederung bei deutschen Nationalökonomen S. 321. Sozialökonomik und Volkswirtschaftslehre S. 323.

3. Die Wirtschaftskunstlehre 324
Begriff S. 324. Ihr Verhältnis zur Wirtschaftswissenschaft S. 325. Ihre Geschichte S. 325. Die drei Wirtschaftskunstlehren S. 326.

Achtzehntes Kapitel: **Der Sinn des Wissens um die Wirtschaft** 328

Wirtschaftsphilosophie ist Gnade S. 328. Das Verhältnis von Wissenschaft und Kunstlehre zueinander im Bereiche der Naturerkenntnis S. 329; im Bereiche der Kulturerkenntnis S. 330. Notwendigkeit einer Pflege der Kameralistik S. 331. Bisherige Einflußlosigkeit der Wirtschaftswissenschaft S. 332. Ihre Nutzbarmachung für Kunstlehren und Praxis S. 332

Sinn und Bedeutung der Wissenschaft überhaupt S. 333. Einseitigkeit der pragmatistischen Auffassung S. 333. Was heißt das: „Die Wissenschaft soll dem Leben dienen“? S. 334. Objektive Eigenwerte der Wissenschaft S. 337. Verschiedene Bedeutung des Wortes „Fortschritt“ in den Natur- und Geistwissenschaften S. 337. Doppelnatur der Geistwissenschaften S. 339. Ihr objektiver Wert S. 340. Ihr Luxuscharakter S. 341. Gefährdete Stellung der Nationalökonomie insbesondere S. 342.

Schriftstellerverzeichnis 343

Sachverzeichnis 349

Erster Teil

Der heutige Zustand der Nationalökonomie

Erstes Kapitel

Die Unbestimmtheit des Gegenstandes

In der Wissenschaft, die der deutsche Volksmund seit jeher und immerdar als Nationalökonomie bezeichnet hat, ist alles, was bestimmt sein sollte, unbestimmt: sogar der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt. Und das ist wohl eine Eigenart, die sie mit keiner anderen „Wissenschaft" teilt und die nur die Philosophie mit ihr gemeinsam hat: daß sie nicht weiß, wo sie sich auf dem Globus intellectualis befindet. Denn, soweit ich sehe, wissen das alle anderen Wissenschaften, so lebhaft umstritten auch sonst sie sein mögen. Gewiß bestehen weitestgehende Meinungsverschiedenheiten in bezug auf Fragestellung, Methode, Erkenntnisart etwa der Logik oder der Psychologie oder der Geographie, um einige der strittigsten Wissenschaften zu nennen. Aber es hat doch wohl noch niemand daran gezweifelt, daß die Logik das menschliche Denken und nicht das menschliche Handeln, die Psychologie das menschliche Seelenleben und nicht den menschlichen Körperbau, die Geographie die Erde und nicht den Mond zum Untersuchungsgegenstand haben. Während in der Nationalökonomie in der Tat eine solche Abgrenzung nicht besteht, man nicht weiß, ob sich die Untersuchungen auf die Erde oder den Mond beziehen.

Diese schwarzseherische Auffassung scheint unberechtigt zu sein angesichts der unzweifelhaft richtigen Tatsache, daß jedermann die Nationalökonomie doch als die Wissenschaft von der „Wirtschaft" bezeichnet. Gewiß. Aber darum bleibt mein Urteil doch zu Recht bestehen, daß die Nationalökonomie keinen fest bestimmten Gegenstand hat, weil nämlich dieser durch den Begriff „Wirtschaft" nicht gegeben ist. Das Wort „Wirtschaft" (ebenso wie économie, economy, economia) hat vielmehr sehr verschiedene Bedeutungen, unter denen

sich zwei vor allem unterscheiden lassen, die in der Tat nicht mehr miteinander gemein haben als der große Bär im zoologischen Garten und der Große Bär am Himmel oder das Schloß am Meer und das Schloß an der Tür. Man vergegenwärtige sich etwa den Sinn, den das Wort Wirtschaft in den Wendungen hat: „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!" oder: „Verdammte Wirtschaft" oder: „Wirtschaft der Handlung" (in einem Drama) und stelle sie gegenüber dem Sinn des Wortes in den Sätzen: „Die Wirtschaft des deutschen Volkes ist krank" oder: „Die Wirtschaft während des europäischen Mittelalters war ständisch gegliedert", und man wird die völlige Verschiedenheit der beiden Sinngebungen ohne weiteres einsehen. Wollen wir diese bezeichnen, so werden wir etwa von einer formalen und von einer materialen Bedeutung des Wortes Wirtschaft sprechen können.

In formaler Bestimmtheit drückt das Wort Wirtschaft ein bestimmtes menschliches Verhalten, eine bestimmte Art des menschlichen Handelns, ein „Wirtschaften", und davon abgeleitet: den dieser bestimmten Art menschlichen Verhaltens entsprechenden Zustand aus. Und zwar mit positivem oder negativem Wertvorzeichen. In der Wendung „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!" soll eine „gute" Wirtschaft, ein lobenswertes Verhalten, in dem Fluche: „Verdammte Wirtschaft!", „Lodderwirtschaft!" eine „schlechte" Wirtschaft, ein tadelnswertes Verhalten bezeichnet werden. „Es ist ... offenbar, daß (in diesem Verstande) das Ökonomische eine Beziehung des Subjektes zum Objekte seines Wollens bedeute. Daraus folgt, heißt es an dieser Stelle in der dicksten Methodologie, die wir von unserer Wissenschaft besitzen, dem Werke von H. v. Gans-Ludassy, weiter, daß wir eine ökonomische Erscheinung als solche anzusehen haben, welche ihre Eigenart der Beziehung des Subjektes zu den Objekten seines Willens verdankt[1]." Die Wirtschaftslehre hat es „nicht mit Objekten, sondern mit psychischen Erwägungen zu tun", meint Liefmann[2]. Dieses Verhalten, das „Wirtschaften", kann nun wiederum unter einem doppelten Gesichtspunkte bestimmt werden, was zu zwei verschiedenen Arten, Nationalökonomie zu treiben, Anlaß geboten hat.

---

[1] H. v. Gans-Ludassy, Die wirtschaftliche Energie. I. System der ökomischen Methodologie. 1893. S. 95.

[2] Robert Liefmann, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Band I. 1918.

Entweder nämlich kann man an das menschliche Handeln den Maßstab einer Maxime anlegen, das heißt es rationalistisch beurteilen und etwa sagen: Wirtschaften bedeutet Handeln nach dem „ökonomischen Prinzip", d. h. nach dem Grundsatz: erziele einen Erfolg mit dem geringsten Aufwande, und kann dann etwa noch von Wirtschaft sprechen, um einen Zustand zu bezeichnen, der diesem Prinzip gemäß gestaltet ist, so etwa wenn man die Wendung gebraucht: „die Wirtschaft der Natur", wo das Wort Wirtschaft doch offenbar zum Ausdruck bringen soll, daß die Anordnung oder die Vorgänge in der Natur dem „ökonomischen Prinzip" gerecht werden. Wirtschaft oder Wirtschaften bedeutet hier also „richtige" Mittelwahl bei gegebenem Zweck.

Oder man kann unter Wirtschaften das einem bestimmten Interesse dienende, nämlich das auf den höchsten Nutzeffekt ausgerichtete Handeln verstehen, wobei man den „Nutzen" meist dem Genusse oder gar dem „Glücke" gleichsetzt. Das Wort Wirtschaft bekommt hier also eine psychologistische oder genauer: sensualistische Prägung. „Das Einheitliche, was den wirtschaftlichen Handlungen und Beziehungen der Menschen und den Einrichtungen und Veranstaltungen, die sie dafür geschaffen haben, zugrunde liegt, also das Identitätsprinzip der ökonomischen Wissenschaft (liegt) nicht in der Sachgüterbeschaffung, sondern (beruht) in einer besonderen Art von Erwägungen, die auf einem Gegenüberstellen und Vergleichen von Nutzen und Kosten, rein psychisch aufgefaßt, mit dem Ziel eines möglichst großen Nutzenüberschusses, Genusses beruhen[3]." Es handelt sich hier also um Zweckwahl bei gegebenen Mitteln.

Beide Spielarten der formalistischen Auffassung von der Wirtschaft, sowohl die rationalistische als die sensualistische, haben Anhänger gefunden, ohne daß alle sich der Tragweite ihrer Ansichten bewußt geworden wären. Wir müssen uns nämlich klar darüber sein, daß beide genannte Auffassungen mit Notwendigkeit dazu führen, die Nationalökonomie zu einer Universalwissenschaft zu machen, weil beide Grundsätze: „Handle nach dem ‚ökonomischen' Prinzip" und: „Folge dem Nutzprinzipe" ganz allgemeine menschliche Verhaltungs-

[3] Robert Liefmann, a. a. O. S. 115.

weisen ausdrücken. Nach dem „ökonomischen" Prinzip handeln (oder sollen nach der Meinung mancher Beurteiler handeln): Maler oder Zeichner (Busch, Gulbranson), Dichter (Carl Sternheim, Georg Kaiser), „Philosophen" (Avenarius, Ostwald), handeln aber letzthin alle „vernünftigen" Menschen in jedem Augenblicke, wenn sie etwa auf dem kürzesten Wege in die Vorlesung oder in die Kneipe gehen. Immer schwebt ihnen der Grundsatz vor: mache keinen größeren Aufwand als nötig ist, um den gewollten Zweck zu verwirklichen.

Während nun meines Wissens noch keiner der zahlreichen Nationalökonomen, die ihren Lesern oder Hörern die seltsame Mär verkünden: die Nationalökonomie sei die Lehre vom „ökonomischen" Prinzip, auf den Gedanken verfallen ist, nun auch Ausführungen zu machen über die „wirtschaftliche" Art zu zeichnen, zu dichten oder zu philosophieren oder seine Tagesarbeit zu verrichten oder Kinder zu unterrichten und dergleichen, haben manche Vertreter des „Nutzprinzips" Ernst mit ihrer Auffassung gemacht, indem sie die Folgerung gezogen haben, daß die Nationalökonomie zu einer allgemeinen „Genußlehre" auszubauen sei. Der erste, der diesen Gedanken gefaßt hat, ist wohl der geniale Idiot Gossen gewesen, dessen Werk über „Die Gesetze des menschlichen Verkehrs" die Veranlassung zu allem möglichen Unfug geworden ist. Der Zweck seiner Lehre, die auch als Diätetik der Seele oder allgemeine Hedonistik bezeichnet werden kann, sollte sein: „den Menschen zur größten Summe des Lebensgenusses zu verhelfen"[4]. Und wahrhaftig: Gossen hat Nachfolger gefunden, und es gibt eine ganze Reihe von „Nationalökonomen", die solcherweise das Forschungsgebiet ihrer Wissenschaft umschreiben. So bezeichnet Otto Neurath, ein Autor, der auch ganz vernünftige Sachen geschrieben hat, als „Gegenstand der Nationalökonomie den Reichtum" und lädt uns ganz freimütig ein, unter Reichtum zu verstehen „den Inbegriff von Lust und Unlust..., den wir bei Individuen und Individuengruppen antreffen". Schlankweg „Lust und Unlust". Ein Bild z. B. ist ein „Reichtumserreger". Und Gegenstand der Nationalökonomie ist: festzustellen, ob z. B. in

[4] H. H. Gossen, Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs. 1854. Neudruck 1889. S. 34.

einer Gruppe von Menschen „ein höherer Reichtumsgrad" erzielt wird, wenn die einzelnen Mitglieder mit Blondinen oder Brünetten spazierengehen[5].

Und der Verfasser der dicksten Methodologie, den ich schon erwähnte, ist der Meinung[6], daß „die Ökonomik das Wohl der Menschen behandelt und dieses zu ihrem Gegenstande hat", daß sie „die Wissenschaft vom Glücke, vom menschlichen Glücke, vom relativen menschlichen Glücke" sei, daß sie eine „moderne Eudämonologie" werden und an die Stelle der Philosophie treten müsse, die selbst nur „eine mißlungene Ökonomik" gewesen sei.

Man sollte diese ganze formalistisch eingestellte „Nationalökonomie" nehmen für das, was sie ist: ein Quid pro quo, ein Mißverständnis. Man ist einfach dem Doppelsinn des Wortes „Wirtschaft" zum Opfer gefallen, das einmal Wirtschaft als einen Sachbereich richtig ausdrückt und daneben etwas völlig anderes, nämlich Wirtschaftlichkeit bedeutet. Es ist das Verhängnis jener Männer geworden, deren Ansichten wir eben kennenlernten, daß sie gerade die falsche Bedeutung des Wortes Wirtschaft aufgegriffen haben. Daß der Begriff „Wirtschaftlichkeit" unmöglich dazu verwendet werden kann, um irgend etwas wie eine Wissenschaft damit abzugrenzen, sollte einleuchten. Auf alle Fälle aber bliebe die Notwendigkeit bestehen, neben jener Lehre von der Wirtschaftlichkeit nun auch eine Wissenschaft von der Wirtschaft zu pflegen, das heißt von jenem Sachverhalt, an den wir denken, wenn wir von der „Wirtschaft des deutschen Volkes" oder vom „Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus" reden. Die Wirtschaft erscheint uns hier in materialem Sinne, als ein inhaltlich bestimmter Umkreis menschlicher Tätigkeiten und Einrichtungen. Nur in dieser materialen Auffassung kommt die Wirtschaft als Gegenstand einer besonderen Wissenschaft ernstlich in Frage.

Die Aufgabe des Theoretikers ist dann zunächst die: den Sachbereich, auf den sich die Untersuchungen des Nationalökonomen er-

[5] Otto Neurath, Nationalökonomie und Wertlehre. Eine systematische Untersuchung, in der „Zeitschrift für Volkswirtschaft usw." Bd. 20, S. 53, 80, 95; derselbe, Das Problem des Lustmaximums (Vortrag), im „Jahrbuch der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien", 1912.

[6] H. v. Gans-Ludassy, a. a. O. S. 75, 79, 91.

strecken sollen, richtig abzugrenzen. Das geschieht, wie ich glaube, am besten in der Weise, in der es meistens geschieht. Die gemeine Meinung kann auch einmal die richtige sein. Die übliche Bestimmung des Gegenstandes der Nationalökonomie erfolgt aber bekanntlich im Hinblick auf die Spannung, die notwendig zwischen dem Bedarf des Menschen an äußeren Dingen der Natur und deren relativer Sprödigkeit obwaltet. Man faßt dann Wirtschaft als menschliche Unterhaltsfürsorge, das heißt als die auf Besorgung (Erzeugung, Bewegung, Verwendung) von Sachgütern gerichtete menschliche Tätigkeit auf.

Während wir in anderem Zusammenhange die systembildende Kraft der „Idee der Wirtschaft" noch genau kennenlernen werden, will ich an dieser Stelle zweier beachtenswerter Versuche gedenken, den Gegenstand der Nationalökonomie in anderer Weise abzugrenzen, als es hier geschieht. Ich meine die Lehren von Rudolf Stammler und Othmar Spann. Stammler hat vorgeschlagen, soziales Leben und Wirtschaftsleben gleichzusetzen. „Will Nationalökonomie eine selbständige Wissenschaft sein, so ist das nur möglich, wenn sie als Objekt ihrer Forschung das äußerlich geregelte Zusammenwirken annimmt". „Nicht der Mensch oder die Bedürfnisse oder die Wirtschaft in abstracto haben Anfang und grundlegenden Begriff der Volkswirtschaftslehre abzugeben, sondern das soziale Leben der Menschen, dessen besondere Ausführung und konkrete Verwirklichung von der politischen Ökonomie in eigner Aufgabe zu erforschen ist"[7]. Ich glaube nicht, daß es zweckmäßig ist, den Gegenstand der Nationalökonomie so allgemein zu bestimmen. Wir müssen dazu wohl innerhalb dieses „äußerlich geregelten Zusammenwirkens" noch besondere Kreise abgrenzen, um nicht einer und derselben Wissenschaft die Aufgabe zu stellen, die Vorgänge in den Kirchen und auf den Kasernenhöfen, in den Gerichtsstuben und in den Kegelklubs, in den Börsenhallen und in den Fabriken zu untersuchen. Jedenfalls kämen wir bei dieser Weite des Gesichtsfeldes nicht zu irgendeiner Spezialwissenschaft, die doch die Nationalökonomie sein soll, sondern allenfalls zu einer allgemeinen Soziologie.

An demselben Fehler, den Begriff Wirtschaft zu unbestimmt zu fassen, krankt der Versuch Othmar Spanns, das Untersuchungs-

[7] Rudolf Stammler, Wirtschaft und Recht. Zuerst 1896. S. 192, 207.

gebiet unserer Wissenschaft anders abzugrenzen, als es gewöhnlich geschieht. Spann[8] definiert Wirtschaft als einen „Inbegriff von Mitteln für Ziele" (lies „Zwecke"). Er ist an der Hand dieser Begriffsbestimmung dann genötigt, die entlegensten Gebiete in den Bereich der nationalökonomischen Untersuchungen einzubeziehen; denn was kann nicht alles gelegentlich „Mittel" werden? Aber auch das, was seiner Natur nach nur Mittel sein kann (Spann nennt es das „reine" Mittel), ist so heterogener Natur, daß es unmöglich von einer Wissenschaft umfaßt werden kann. So würde z. B. alle Politik, alle Erziehung zum Untersuchungsgebiet der Nationalökonomie gehören. Annehmbar ist die Begriffsbestimmung Spanns nur, wenn wir den Begriff des „Mittels" auf Sachgüter einschränken. Aber dann ist ihr die Spitze abgebrochen.

Zudem enthält der Begriff „reines Mittel" eine unberechtigte, metaphysische Bedeutung. Warum ist Wirtschaft nur Mittel und nicht auch Kulturzweck? „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen"! Warum ist nur Wirtschaft Mittel, nicht etwa auch der Staat, wie viele vermeinen?

Übrigens ist Spanns liebenswürdige Auffassung in einer anderen Hinsicht typisch für diejenige zahlreicher Theoretiker durch das ihnen selber nicht zum Bewußtsein kommende Schwanken zwischen einer Bestimmung des Begriffes „Wirtschaft" nach materialen und nach formalen Merkmalen. Während unser Autor nämlich mit aller nur wünschbaren Entschiedenheit im Anfang einen objektivistischen Standpunkt vertritt („alle Wirtschaft meint Gesellschaft; alle Wirschaftsbetrachtung führt zu gesellschaftlichen Voraussetzungen"), wandelt sich im Verlauf der Darstellung der Begriff „Wirtschaft" ganz unmerklich in den Begriff „Wirtschaftlichkeit", und plötzlich erfahren wir, daß der Gegensatz von Wirtschaft — Unwirtschaftlichkeit sei. „Wirtschaft ist der Unwirtschaft (= Unwirtschaftlichkeit) gegenüber ein Gattungsbegriff". Was aber, so fragen wir erstaunt, hat der Begriff „Unwirtschaftlichkeit" und sonach sein Gegensatz „Wirtschaftlichkeit", also „Wirtschaft", in diesem Sinne noch mit „Gesellschaft" zu tun?

[8] Othmar Spann, Fundamente der Volkswirtschaftslehre. 1918. 4. Aufl. 1929. [9] Othmar Spann, a. a. O. S. 3 und 56.

Zweites Kapitel

Die Unbestimmtheit der Erkenntnisweise

Es gibt so viele Unterschiede in den „Standpunkten", „Richtungen", „Auffassungen", daß fast jeder Nationalökonom seine eigene Meinung über die Behandlung der Wirtschaftswissenschaft haben kann. Um die Buntheit und Unausgeglichenheit, die in der Nationalökonomie herrschen, zu veranschaulichen, will ich einige der Gegensätze, in die sie auseinandergeht, hier nennen, ohne einstweilen auf deren Sinn und Berechtigung näher eingehen zu können. Das wird erst im Verlauf unserer Untersuchungen möglich sein und soll je an seinem Orte erfolgen.

Zunächst lassen sich eine Reihe von Entgegenstellungen vornehmen, die auf wissenschaftlichen oder doch wissenschaftlich gemeinten Erkenntnisgrundsätzen fußen. Da ergeben sich folgende Möglichkeiten, die alle in dieser oder jener „Richtung" oder „Auffassung" ihre Verwirklichung gefunden haben:

1. Metaphysik;
   Positive Wissenschaft;
2. Normative Wissenschaft;
   Explikative Wissenschaft;
3. Theoretische Wissenschaft;
   Historische Wissenschaft: die beliebteste und trotzdem dümmste Entgegenstellung;
4. Deduktive Wissenschaft;
   Induktive Wissenschaft; damit verwandt
5. Exakte Wissenschaft;
   Realistische Wissenschaft;
6. Universalistische Wissenschaft;
   Individualistische Wissenschaft;
7. Anschauliche Wissenschaft (Theorie);
   Rationale Wissenschaft (Theorie);
8. Ökonomik;
   Soziologie;
9. Naturwissenschaftliche Nationalökonomie;
   Geist- oder Kulturwissenschaftliche Nationalökonomie.

Dazu kommt eine völlig undisziplinierte Gliederung des Stoffes, die oft zu den gewagtesten Einteilungen führt; man unterscheidet: Theoretische und Praktische Nationalökonomie, was sich ungefähr mit der Einteilung der westlichen Nationen in Science und Art deckt; daneben aber Allgemeine und Spezielle Nationalökonomie in willkürlicher Verknüpfung mit dem erstgenannten Gegensatzpaare. Endlich teilt man den Wissensstoff in Reine und Angewandte oder Reine und Politische Sozialökonomie, Reine Sozialwirtschaftslehre und Angewandte Sozialwirtschaftslehre ein, was die fremden Sprachen als Pure und Appliqué (applied) ausdrücken.

Endlich ist es ein besonderes Kennzeichen unserer Wissenschaft, daß die verschiedenen Richtungen nach der sozialen Herkunft oder den Weltanschauungen oder den politischen Standpunkten ihrer Vertreter bezeichnet werden. So haben wir eine christliche, insonderheit katholische, eine liberale und eine sozialistische Nationalökonomie. Wir unterscheiden daneben eine bürgerliche und eine proletarische Nationalökonomie. Wir sondern die nationalökonomischen Systeme danach, ob sie schutzzöllnerisch oder freihändlerisch sind. Wir sprechen von Klassikern, von Epigonen, von Romantikern und ihren Lehren.

Der chaotische Zustand wird nun aber erst dadurch herbeigeführt, daß alle diese Unterschiede und Gegensätze wirr durcheinandergehen und sich vielfach überschneiden. Meist weiß der Autor gar nicht, welche Auffassung er eigentlich hat, welchen Standpunkt er eigentlich vertritt. Häufig vertragen sich die verschiedenen Ansichten überhaupt nicht miteinander usw.

Wenn man nun den Versuch macht, die verschiedenen Lehren unter irgendwelchen innerlich begründeten Gesichtspunkten zu ordnen, wie es etwa in einer Dogmengeschichte notwendig wird, so ergibt sich die Unmöglichkeit dieses Unternehmens, und der verzweifelte Zustand unserer Wissenschaft wird mit einem Male offenbar. Überblickt man die Gliederung des Stoffes, wie sie unsere besten Dogmengeschichten vornehmen, so kommt man aus dem Staunen nicht heraus über die Unbefangenheit, mit der sonst klare Denker eine völlig unmögliche Anordnung vornehmen, die im Grunde eine Unordnung ist, bei der jedes vernünftige principium divisionis fehlt,

bei der ein beständiger Wechsel aus einem Einteilungsprinzip in das andere stattfindet und schließlich ein Allerhandgemälde, das heißt ein Quodlibet herauskommt. Offenbar liegt die Schuld an dieser Chaotik nicht bei den Verfassern, sondern ist in der Natur des Stoffes begründet.

Es möge deshalb nicht als eine Kritik der gewiß vortrefflichen Verfahrengeschichten und ihrer sehr respektablen Verfasser angesehen werden, wenn ich hier die Inhaltsverzeichnisse der bekanntesten dieser Versuche mitteile. Vielmehr geschieht es nur, um daran die verfahrene Lage unserer Wissenschaft zu veranschaulichen. Eine Erläuterung erübrigt sich. Die Werke sprechen für sich selbst, wenn sich der Leser die Mühe nimmt, auf folgende Punkte zu achten:

1. die Merkmale, um „Richtungen" zusammenzufassen, sind vielfach äußerliche: Merkantilismus = Kommerzsystem; Physiokraten = Agrikultursystem; Adam Smith = Industriesystem, oder gar nicht wissenschaftliche: Freihändler — Sozialisten — Interventionisten;
2. die Merkmale liegen in verschiedenen Ebenen: Theorie und Praktik; staatspolitische, sozialphilosophische, ökonomische Ansichten; Lehrmeinungen, Nationalität, Zeitpunkt;
3. die Merkmale sind oft falsch bestimmt und deshalb auch dort, wo sie gleicher Art sind, ungeeignet, richtige Unterscheidungen herbeizuführen, was erst später ersichtlich wird.

Hier sind einzelne Inhaltsverzeichnisse:

I. Gide und Rist, Histoire des doctrines économiques, deutsch unter dem Titel Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen. 2. Aufl. 1921.

1. Les Fondateurs;
2. Les Adversaires: Sozialisten, List, Proudhon;
3. Le Libéralisme;
4. Les Dissidents: Historische Schule, Staatssozialisten, Marxisten, Christlicher Sozialismus;
5. Les doctrines récentes: Hedonisten, Neue Rententheorie, Solidaristen, Anarchisten.

II. Luigi Cossa, Histoire des doctrines économiques. 1899.

Baut zunächst ein sehr schönes System auf, indem er aufeinanderfolgen läßt:

1. die Époque fragmentaire;
2. die Monographien und die Systèmes empiriques;
3. die Période des systèmes scientifiques;

fällt dann aber in eine völlige Systemlosigkeit bei der Durchführung und endigt in einer rein geographisch-chronologischen Ordnung, indem er die ganze Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts darstellt nach Ländern und innerhalb der Länder nach Jahren. Wenn ein so außergewöhnlich klarer und systematischer Kopf wie Cossa so verfährt, so muß die Schuld an dem Chaos wirklich beim Stoffe liegen.

III. W. Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. Zuerst 1874. Einteilung der neueren Nationalökonomie:

1. Freihändler;
2. Sozialisten;
3. Reaktionäre;
4. Realistische oder historische Schule;
5. Schriftstellernde, volkswirtschaftliche Staatsbeamte.

IV. Othmar Spann, Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. 16. Aufl. 1926.

1. Von der vormerkantilistischen Zeit;
2. Der Merkantilismus;
3. Der Übergang zum physiokratischen System;
4. Das physiokratische Lehrgebäude;
5. Die durchgebildeten individualistischen oder klassischen Lehrgebäude;
6. Die deutsche Volkswirtschaftslehre:
   a) Die Romantiker;
   b) H. v. Thünen;
   c) F. List;
7. Der Optimismus Careys und seine europäischen Entsprechungen;

8. Kurzer Bescheid über die Entwicklung des Sozialismus;
9. Die geschichtliche Schule, die Sozialpolitik, die Grenznutzenlehre;
10. Die gegenwärtige Volkswirtschaftslehre.

V. J. Schumpeter, Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte im Grundriß der Sozialökonomik, Band I. 2. Aufl. 1924.

1. Die Entwicklung der Sozialökonomik zur Wissenschaft;
2. Die Entdeckung des wirtschaftlichen Kreislaufs;
3. Das klassische System und seine Ausläufer;
4. Die historische Schule und (!) die Grenznutzentheorie.

VI. Edgar Salin, Geschichte der Volkswirtschaftslehre. 2. Aufl. 1929.

1. Vorgeschichte:
   I. Athen;
   II. Rom;
   III. Das katholische Europa (Mittelalter).
2. Geschichte:
   I. Die merkantilistische Ökonomik: politische Wissenschaft;
   II. Physiokraten und Klassiker: systematische Wissenschaft;
   III. Sozialismus und Historismus: evolutionistische Wissenschaft;
      a) Der Sozialismus,
      b) Der Historismus.
3. Nachfahren und Vorläufer.

Die Salinsche Einteilung ist die verhältnismäßig beste, obwohl auch sie von den oben vermerkten Fehlern nicht frei ist: politisch-systematisch, sozialistisch-historistisch sind Merkmale, die je in verschiedenen Ebenen liegen.

Drittes Kapitel

Die Unbestimmtheit der Namengebung

Die Unbestimmtheit des Gegenstandes und die Unbestimmtheit der Erkenntnisweisen, die, wie wir sahen, unsere Wissenschaft kennzeichnen, finden, wie sich nicht anders erwarten läßt, ihren Niederschlag in der Unbestimmtheit der Namengebung. Diese betrifft sowohl den Namen für die Sache (den Gegenstand), als auch den Namen für die Wissenschaft. Über die Bezeichnung der Sache sprach ich schon, als ich die Unbestimmtheit des Gegenstandes erörterte. Hier äußert sich die Zweideutigkeit darin, daß ein Wort mehrere Begriffe deckt. Dieses Wort ist, wie wir sahen, das Wort „Wirtschaft", Économie, economia, economy. Was ich hier noch nachholen möchte, ist der Versuch einer Erklärung dieser Doppeldeutigkeit, die das Wort offenbar aus sich selbst herausgetrieben hat. Wir müssen unseren Ausgangspunkt für die Ableitung des Wortes in den romanischen und angelsächsischen Sprachen von dem Worte οικονομια nehmen, das die Verwaltung des Hauses bedeutet und im Griechischen offenbar eine vox media geblieben ist. Das lateinische Wort oeconomia heißt aber „die gehörige Einteilung der einzelnen Teile einer Rede, eines Theaterstücks, so daß sie ein harmonisches Ganzes ausmachen", „die Ökonomie". Diese völlig neue Bedeutung hat sich offenbar auf dem Wege über das Beiwort eingeschlichen. Οικονομικος heißt zwar im wesentlichen „die Verwaltung des Hauses betreffend", aber doch auch schon „sie verstehend", denn ἡ οικονομικη (τεχνη) ließ leicht — namentlich bei Platon — diesen Wandel zu (nach Pape). „Oeconomicus" hat dann schon zwei ausgesprochen verschiedene Bedeutungen: 1. die Wirtschaft betreffend, Hauptwort Oeconomicus = der Haushalter; so Cicero; 2. die gehörige Einteilung der Redekunst (!); so Quintilian (nach Georges).

Aus dem Lateinischen ist dann das Wort in die romanischen Sprachen und von da ins Englische übergegangen und behält hier in den Ausdrücken economia, économie, economy seine Doppeldeutigkeit bei, und zwar vor allem im Beiwort, das die Verwirrung offenbar angerichtet hat.

Im Französischen bedeutet „Économie" (nach Sachs-Villatte):

1. Haushaltung, Wirtschaft, meist mit einem Zusatz, so: é. charitable = Armenpflege; é. rurale = Landwirtschaft: é. domestique, privée = Hauswirtschaft; é. nationale, publique = Nationalökonomie (!); siehe die späteren Bemerkungen;
2. Anordnung, zweckmäßige Einrichtung, Übereinstimmung, Harmonie aller Teile mit dem Ganzen; so: é. animale = tierischer Bau; é. végétale = Pflanzenbau; l'é. présente = die jetzige Weltordnung;
3. Sparsamkeit, Wirtschaftlichkeit; so: vivre avec é., faire des é.

Im Beiwort „économique" ist im wesentlichen nur die zweite und dritte Bedeutung geblieben. Der Ausdruck: écrivain économique = économiste ist veraltet, wo also économique „die Haushaltung betreffend" bedeutete. Gebräuchlich ist das Beiwort vielmehr im Sinne von sparsam, „ökonomisch". So spricht man von einem fourneau é. = Sparofen; fourneaux é.s = Volksküchen; soupe économique = Armensuppe usw.

Dagegen bedeutet das Hauptwort „L'Économique" wieder soviel wie Haushaltungskunst, Staatswirtschaftslehre. „Économiser" heißt sparsam mit etwas umgehen, z. B. économiser une heure = eine Stunde erübrigen.

Das englische Wort „Economy" hat folgende Bedeutungen (nach Muret-Sanders):

1. Haushaltung, „Wirtschaft" (II);
2. Ersparnis, Ausnutzung (der Zeit z. B.);
3. Sparsamkeit;
4. Anordnung, Organisation, System; z. B. in den Wendungen: E. of Heaven; E. of nature; E. of salvation (= Heilsordnung).

Die gleichen Bedeutungen finden sich im Beiwort economic. Neben dem romanischen Wort economy hat die englische Sprache noch das germanische Wort „thrift". Dieses bedeutet eine nur gute Wirtschaft, Wirtschaftlichkeit, Sparsamkeit und niemals Wirtschaft im Sinne von Unterhaltsfürsorge. Es war also nicht ganz glücklich, als Schlegel: „thrift, Horatio, thrift!" mit „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!" übersetzte. Mindestens war es irreführend.

Im Deutschen sind die Dinge gar erst verwickelt, und wir stehen vor ungelösten Sprachrätseln. Das Seltsame ist, daß in unserer Sprache sich ein Bedeutungswandel der Worte Wirt, Wirtschaft, Wirtschaftlichkeit von Grund aus vollzogen hat. Im Alt- und Mittelhochdeutschen bedeuten die Ausdrücke etwas völlig anderes als heute: Wirt heißt ahd. und mhd. der Hausherr, Eheherr, Schutzherr, der einen gastlich aufnimmt, der Bewirter, hospes; im Mhd. außerdem noch Landesherr, Ritter, der andere Gesellen bei sich hat, Inhaber eines Wirtshauses (Gastwirt). Wirtscaft (ahd.), Wirtschaft (mhd.) bedeuten: 1. Bewirtung, alles, was zur Bewirtung gehört; 2. festliche Bewirtung, Fest, insbesondere Gastmahl, Gasterei, Schmaus; 3. übertragen: a) das hl. Abendmahl, b) die himmlische Freude, die ewige Seligkeit (!); 4. mhd. noch Eigenschaft, Tätigkeit als Wirt. Wirtscaftsjan, wirtskaften (ahd.), wirtschaften (mhd.) bedeutet: ein Gastmahl ausrichten oder abhalten, schmausen, epulari. (Nach Schade, Altdeutsches Wörterbuch, und Wilh. Müller und Friedrich Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch.)

Ich möchte diesen Sinn der Worte als den seigneurialen bezeichnen: er bezieht sich nur auf die Verausgabung von Gütern und nimmt weder Rücksicht auf deren Beschaffung, noch auch auf ihre „sparsame" Verwendung. Diese Bedeutungen, die das Wort später bekommt, tragen ein ausgesprochen bürgerliches Gepräge.

Die Worterklärungen, die unsere Wörterbücher, unter denen Sanders am ausführlichsten ist (Grimms Wörterbuch reicht im Buchstaben W z. Z. erst bis Windschaften) von der heutigen Bedeutung der Worte Wirt, Wirtschaft, Wirtschaften, Wirtschaftlich, Wirtschaftlichkeit geben, befriedigen durchaus nicht. Sie sind weder vollständig, noch treffen sie die wesentlichen Unterschiede, noch versuchen sie eine Ableitung der verschiedenen Begriffe. Die Aufzählung, die Sanders von den Bedeutungen des Wortes Wirtschaft macht, ist folgende:

1. „die Kunst, als Wirt zu walten und (!) die praktische Ausübung (der Betrieb) derselben, wie auch (!) das Bereich solcher Ausübung und (!) die ganze Einrichtung des in dies Bereich Gehörenden, zunächst (!) in bezug auf Haus- und Landwirte, dann auch verallgemeint";

2. „das in sich abgeschlossene Bereich, worin jemand als Wirt waltet, mit allem Zubehör" [war ja in der Bedeutung 1. schon enthalten. W. S.];
3. eine Art von Hofmaskerade;
4. ein vielgeschäftiges Treiben, namentlich ein wildes, durcheinander lärmendes, tobendes Treiben, oft mit dem Nebenbegriff des Unfugs.

(In diesem Sinne braucht das Wort der junge Goethe mit Vorliebe in den jetzt veröffentlichten Briefen: siehe in der Ausgabe von Philipp Stein (o. J.) Nr. 163, 165, 189, 238, 253, 254 u. ö.)

Danach soll dann das Wort „Wirtschaftlich" bedeuten: 1. „zur Wirtschaft gehörig, darauf bezüglich"; 2. „der guten Wirtschaft (Ökonomie) gemäß". (Hier sind die beiden Hauptbedeutungen richtig wiedergegeben.) Und Wirtschaften heißt (ebenfalls nach Sanders): 1. Wirtschaft (welche? W. S.) treiben; 2. Schankwirtschaft treiben; 3. ein wildes Treiben vollführen: „toll, wild, bunt, furchtbar" wirtschaften.

Man sieht: die Ausführungen der Fachmänner machen uns nicht klüger. Vielleicht gibt es auch gar keine Möglichkeit, Sinn in den Wirrwarr zu bringen, und wir, die wir die schwierige Aufgabe lösen sollen, eine Wissenschaft von der „Wirtschaft" aufzubauen, müssen uns mit der Tatsache abfinden, daß wir es mit einem Worte zu tun haben, das in tausend Farben schillert. Da können wir uns nur dadurch helfen, daß wir mit diktatorischer Willkür erklären: das wollen wir unter Wirtschaft verstehen, wie ich es oben versucht habe.

Um die Vieldeutigkeit des deutschen Wortes Wirtschaft zur Anschauung zu bringen, gebe ich noch eine — leicht zu erweiternde — Übersicht über die verschiedenen Verbindungen, in denen das Wort Wirtschaft gebraucht wird: der Leser wird unschwer die zwei Grundbedeutungen, die ich herauszuarbeiten versucht habe, immer wieder finden, und wir können vielleicht eine dritte Bedeutung noch dazu nehmen, in der das Wort soviel heißt wie ein Betrieb (z. B. eine Schankwirtschaft). Verbindungen, die das Wort Wirtschaft eingeht, sind (ebenfalls nach Sanders):

Acker-	Feld-	Junggesellen-	Privilegien-
Alltags-	Finanz-	Kaffee-	Sau-
Alpen-	Folter-	Keller-	(Schweine-)
Ameisen-	Forst-	Kneip-	Schand-
(hier wird es falsch verwandt)	Fraktions-	Knuten-	Schein-
Boden-	Fuhrmanns-	Konstitutions-	Speise-
Banditen-	Gast-	Koppel-	Staats-
Bauern-	Geld-	Kuh-	Theater-
Behelf-	Groß-	Land-	Vieh-
Bettel-	Günstlings-	Maitressen-	Volks-
Bienen-	Guts-	Milch-	Wald-
(wie oben)	Haus-	Miß-	Wasser-
Bier-	Heiden-	Neben-	Wüstlings-
Buden-	Hof-	Natural-	Zelt-
Dreifelder-	Hütten-	Papier-	Zunft-
Fastnachts-	Janitscharen-	Polizei-	

Wird die Unbestimmtheit der Namengebung bei der Benennung der Sache dadurch hervorgerufen, daß verschiedene Begriffe mit einem Worte bezeichnet werden, so bei der Bezeichnung der Wissenschaft von der Wirtschaft dadurch, daß für eine Sache mehrere Ausdrücke verwendet werden: für eine Sache, das heißt die Wirtschaft, die gerade jeder meint. Auf den Gedanken, die zwei Wissenschaften von den zwei Wirtschaften durch je einen besonderen Namen zu unterscheiden, ist dagegen seltsamerweise noch niemand gekommen. Unterschieden werden allerdings die Lehre von den privaten oder einzelnen Wirtschaften und die Lehre von der gesellschaftlichen Wirtschaft; innerhalb dieser beiden Gebiete herrscht aber in der Namengebung vollständige Willkür.

Die Ausdrücke, die die Lehre von der gesellschaftlichen Wirtschaft bezeichnen sollen, sind zahlreich.

Im *Deutschen* sind die wichtigsten folgende: Nationalökonomie, Nationalökonomik, Politische Ökonomie, Sozialökonomie, Sozialökonomik, Sozialwirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre, Staatswirtschaftslehre, Nationalwirtschaftslehre;

im *Französischen:* Économie politique (zuerst Montchrétier 1615), Économie sociale, Économie industrielle (so wurde der Lehrauftrag des Lehrstuhls genannt, den man 1819 für J. B. Say errichtete), Science économique (Cherbuliez), Chrysologie ou ploutonomie (Rob. Gujard), Ploutologie ou ergonomie (Courcelle-Seneuil);

im *Italienischen:* Economia politica, Economia nazionale (Ortes), Economia sociale, Economia civile, Economia publica;

im *Englischen:* Political Economy, Public Economy, Economic Science, Economics, Cattalactic (Whateley).

Sehr viele Ausdrücke in allen Sprachen kranken an dem Fehler, daß sie die Wissenschaft mit dem Ausdruck benennen, der eigentlich die Sache, den Gegenstand der Wissenschaft, nämlich die Wirtschaft, bezeichnet: Politische Ökonomie, Économie politique, Economia politica, Political Economy — die gebräuchlichsten Ausdrücke — bedeuten doch in wörtlicher Übersetzung „politische Wirtschaft", nicht die Wissenschaft von der politischen Wirtschaft. Man verfährt hier also so — wiederum ein Zeichen der Zerfahrenheit, die in unserer Wissenschaft herrscht —, als wenn man statt Jurisprudenz Recht, statt Theologie Gott, statt Mineralogie Steinreich sagen würde, um die Wissenschaft von Recht, Gott und Steinreich zu bezeichnen. In dem Worte „Nationalökonomie" stecken gleich zwei Fehler: es handelt sich weder um „Ökonomie" noch um „National". Das Wort ist also völlig sinnlos. Darum wähle ich es, weil es in seiner Sinnlosigkeit am wenigsten mit methodologischen Ansprüchen belastet ist, wie etwa die verfahrenen, wissenschaftlich ganz unzulässigen Bezeichnungen Politische Ökonomie und Volkswirtschaftslehre. Es kommt dazu, daß das Wort Nationalökonomie sich im Deutschen doch eingebürgert hat als der Ausdruck, der die Lehre von der Gesellschaftswirtschaft und namentlich das Studium dieses „Faches" bezeichnet. Der Student, der gefragt wird, was er studiert, wird in 99 von 100 Fällen antworten: Nationalökonomie, und nicht: Politische Ökonomie oder Volkswirtschaftslehre oder Sozialökonomik usw. Also mag es bei diesem volkstümlich gewordenen Worte sein Bewenden haben. Daß ein unsinniges

Wort sich eingebürgert hat und dann einen ganz bestimmten Erkenntniszweig bezeichnet, ist nichts Neues. Das Schicksal des erlauchten Wortes „Metaphysik" beweist es.

*

Wenn ich es auf den folgenden Blättern unternehme, ein wenig Ordnung in dieses Chaos, das die vorstehende Skizze aufgedeckt hat, zu bringen, so bediene ich mich dabei eines Verfahrens, von dem man sich nur wundern muß, daß es in unserer Wissenschaft nicht längst zur Anwendung gebracht worden ist. Ich versuche, die verschiedenen Auffassungen, die bisher in der Nationalökonomie zutage getreten sind, auf ihre letzten Erkenntnisgrundlagen zurückzuführen. Dadurch erfassen wir nicht nur ihre Wesenheit, aus der sich alle weiteren Einzelheiten der nationalökonomischen Lehren von selbst ergeben, sondern wir gewinnen auch die Möglichkeit, die vielen Meinungen und Ansichten gleichsam auf eine Ebene zu projizieren und sie dadurch miteinander vergleichbar zu machen. Grundeinstellungen zu unserem Gegenstande — der menschlichen Wirtschaft — gibt es aber, wie zu allen übrigen Bestandteilen der Kultur, drei und nur drei: die metaphysische, die naturwissenschaftliche und die geistwissenschaftliche, die zu drei verschiedenen Gestaltungen der Nationalökonomie geführt haben und immer wieder führen: der richtenden, der ordnenden und der verstehenden Nationalökonomie, wie ich sie nennen will. Wie der Leser aus dem Inhaltsverzeichnisse ersieht, versuche ich in dem folgenden zweiten (Haupt-)Teile des Buches, das Wesen dieser drei Richtungen nach sachlichen Gesichtspunkten und in ihren wichtigsten Vertretern zur Darstellung zu bringen. Dazu muß ich vorausschicken, daß sich die drei Gestalten des nationalökonomischen Denkens fast nie rein in den einzelnen Systemen ausgeprägt finden. Reine Systeme, das heißt also solche, die nur der richtenden oder der ordnenden oder der verstehenden Nationalökonomie angehören, zählen zu den Ausnahmen. Ein reines System der richtenden Nationalökonomie, deren es verhältnismäßig am meisten gibt, ist etwa das des H. Thomas, der ordnenden Nationalökonomie das Paretos, der verstehenden das meinige. Die Regel hingegen ist eine Mischung verschiedener Grundhaltungen: der richtenden und ordnenden Na-

tionalökonomie etwa bei den Physiokraten und manchen „Klassikern", der ordnenden und der verstehenden Nationalökonomie etwa in den Systemen vieler deutscher Vertreter der sogenannten historischen Schule, der richtenden, ordnenden und verstehenden Nationalökonomie etwa in dem Systeme von Karl Marx. Aber das ist für meine Art der Betrachtung und für die Erfüllung der Aufgabe, die sich dieses Buch stellt, unwesentlich. Denn ich will keine Dogmengeschichte schreiben, wenn auch die vorliegende Schrift alle bisher geäußerten belangvollen Ansichten über unseren Gegenstand in Rücksicht zieht. Aber das geschieht nicht aus geschichtlichem Interesse, sondern in rein verfahrenswissenschaftlicher Absicht: die Ansichten vergangener Forscher werden ausschließlich zu dem Zweck angeführt, um an ihnen die Eigenart der gewählten Grundeinstellung und der befolgten Methode zu veranschaulichen.

Daß ich ausführlicher bei der verstehenden Nationalökonomie verweile und für sie ein vollständiges Schema des Systems zu entwerfen versuche, rechtfertigt sich nicht nur durch die persönliche Anteilnahme, die ich dieser Art der Forschung entgegenbringe, sondern auch durch die Tatsache, daß die verstehende Nationalökonomie als Ganzes bisher überhaupt noch nicht zum Gegenstand erkenntnistheoretischer und verfahrenswissenschaftlicher Erörterungen gemacht worden ist. Es handelt sich hier also um einen ersten Versuch, der mir naturgemäß Pflichten auferlegt.

In einem dritten Teile unterfange ich mich dann, die Frage zu beantworten, ob es außer den und neben oder über den im vorhergehenden Teile abgehandelten drei Nationalökonomien noch so etwas wie ein Ganzes der Lehre von der Wirtschaft gibt, was darunter etwa zu verstehen und wie es etwa zu gliedern sei.

Zweiter Teil
Die drei Nationalökonomien

Erster Abschnitt
Die richtende Nationalökonomie

Viertes Kapitel
Die Erkenntnisziele der richtenden Nationalökonomie

Die richtende Nationalökonomie will lehren nicht sowohl das, was (in Wirklichkeit, unter der hier immer soviel wie Verwirklichung in Raum und Zeit, wo es sich um Kulturerscheinungen handelt, also soviel wie Geschichte verstanden wird) ist, als vielmehr das, was sein soll. Ihre Vertreter fassen also die Nationalökonomie als eine Normwissenschaft auf.

Diese „normative" Nationalökonomie (ein Ausdruck, der jetzt oft in sehr salopper Weise gebraucht wird und seiner Vieldeutigkeit wegen lieber vermieden werden sollte) hat als Gegensatz die „explikative" Nationalökonomie, die die Zusammenhänge der Wirklichkeit erkennen will. Sie ist nicht etwa gleichzusetzen dem, was man üblicherund sehr verschwommenerweise als „praktische" Nationalökonomie bezeichnet. Diese ist, wenn man dem Worte überhaupt einen vernünftigen Sinn unterlegen will, wie wir noch genauer sehen werden, eine Lehre, die es sich zur Aufgabe macht, Mittel für gesetzte Zwecke aufzufinden, das heißt also (in der Kantschen Sprechweise) hypothetische Imperative, „Imperative der Geschicklichkeit" aufzustellen, und die sich dadurch als Kunstlehre zu erkennen gibt: siehe darüber das 17. Kapitel.

Noch viel weniger hat die richtende Nationalökonomie zu tun mit der „teleologischen" oder Zweck-Mittel-Betrachtungsweise, die nichts anderes als die Anwendung einer bestimmten Arbeitsidee bedeutet

(wie später ebenfalls noch zu zeigen sein wird: siehe das 12. Kapitel), bei der wir die Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte des Zweckes ordnen: ein in jeder Kulturwissenschaft aus naheliegenden Gründen sehr beliebtes Verfahren. Die meisten nationalökonomischen Begriffe sind Zweckbegriffe wie: Kapitalistische Unternehmung, Kapital, Ertrag, Produktion und ihre Verwendung schließt schon die „teleologische" Betrachtungsweise ein, die nichts anderes als die „umgekehrt kausale" Betrachtungsweise ist und offenbar keine Beziehung zu jener Auffassung hat, die der Wissenschaft zur Aufgabe stellt, selbst Zwecke zu bestimmen, das heißt aber (für die Wirtschaft) „kategorische" Imperative zu formen, wie es die richtende Nationalökonomie sich anheischig macht.

Diese Imperative, dieses Sollen, diese Normen, diese Richtsätze für praktisches Verhalten sind nun aber für die Vertreter dieser Nationalökonomie — das ist der Springpunkt — Aufgabe des Erkennens, sofern das Sollen in der Weltordnung angelegt ist und aus ihr herausgelesen werden kann. Es gilt die ewigen Gesetze zu erforschen, die die sittliche Welt beherrschen und auch dem wirtschaftenden Menschen sein Tun vorschreiben. Über die geistigen Zusammenhänge, die diese Annahme begründen, spreche ich ausführlicher im 6. Kapitel.

Der Inhalt der Gesamterkenntnis ist die „richtige Wirtschaft", das heißt die dem Sinn der Welt, den Aufgaben der Menschheit, den Lebensbedingungen der Gesellschaft angemessene, „ädaquate" Wirtschaft. Die Erforschung dieser „richtigen Wirtschaft" ist daher das Hauptziel der richtenden Nationalökonomen. Die Kategorien, mit deren Hilfe sie ihre Wissenschaft aufbauen, sind sämtlich von der Zentralidee der „richtigen Wirtschaft" her bestimmt. Es sind soziologische Begriffe wie Beruf, Berufsidee, Stand oder Richtbegriffe wie der gerechte Preis, der gerechte Arbeitslohn, die gerechte Verteilung oder Wertbegriffe wie Ausbeutung usw. Die Gestaltung der Wirtschaft ist richtig oder falsch, je nachdem sie den Grundsätzen der „richtigen" Wirtschaft entspricht oder nicht. Das „Richtige" ist das Wertvolle, der oberste Wert ist die richtige Wirtschaft, von der alle Einzelwerte abgeleitet werden. Die Werte sind der Erkenntnis zugänglich. Diese hat aber eine doppelte Aufgabe: sie muß

die absoluten Werte und die ihnen entsprechende Gestaltung der Wirtschaft auffinden und muß dann die Wirklichkeit an diesem erkannten Richtig-Wertvollen ausrichten und die Abweichungen der Wirklichkeit vom Ideal feststellen. Wegen dieser wichtigsten Aufgabe, die sich diese Nationalökonomie stellt, habe ich sie, wie ich glaube mit Recht, als „richtende" bezeichnet. Das alles wird noch greifbarere Gestalt annehmen, wenn wir im 6. Kapitel den Erkenntnisgehalt der richtenden Nationalökonomie einer Kritik unterziehen. Hier sollten nur ihre Erkenntnisziele möglichst scharf umrissen werden, damit wir die richtige Einstellung haben, wenn ich nunmehr die Lehren dieser Nationalökonomie in einem Überblick dem Leser vor Augen führe.

Eine gesonderte Darstellung dieser richtenden Nationalökonomie und eine Heraushebung aller Bestandteile dieser Art aus den Systemen, die nicht ausschließlich dieser Richtung angehören, erachte ich als eine meiner wichtigsten Aufgaben. Die Erkenntnis, daß hier eine ganz eigentümliche Art, die Dinge anzusehen, vorliegt und worin diese besondere Art besteht, ist die notwendige Voraussetzung für alles Verständnis der nationalökonomischen Problematik.

*

Wenn ich es im folgenden Kapitel unternehme, einen Überblick über einige der ausgeprägtesten Lehrmeinungen dieser richtenden Nationalökonomie zu geben, so bieten sich wie von selbst drei Gruppen von Systemen dar, die je durch die eigenartige metaphysische Grundlage gekennzeichnet werden, auf der sie ruhen. Wir können auch sagen: durch das besondere Naturrecht, auf das ihre Lehren ausgerichtet sind. Und können des weiteren feststellen, daß den drei verschiedenen philosophischen Grundhaltungen drei verschiedene religiöse Glaubenssysteme entsprechen. Die drei Gruppen richtender Nationalökonomie, die ich solcherweise unterscheide, sind: die Scholastiker, die Harmonisten und die Rationalisten, denen eine theistische, eine deistische und eine pantheistische (atheistische) Einstellung ungefähr entspricht.

Fünftes Kapitel
Die Vertreter der richtenden Nationalökonomie und ihre Lehren

1. Die Scholastiker

a) Aristoteles

Wir können auch der scholastischen Nationalökonomie wie aller scholastischen Philosophie nicht gerecht werden, wenn wir uns nicht vorher mit den Lehren des Aristoteles bekannt gemacht haben.

Aristoteles ist ja derjenige Denker, der am tiefsten auch die Probleme des Wirtschaftslebens erfaßt hat und der mit seiner Art der Betrachtung auch für die Lehre von der Wirtschaft zweitausend Jahre hindurch die Richtlinien vorgezeichnet hat.

Entscheidend für die Auffassung des Aristoteles ist der Ort, wo er die wirtschaftlichen Dinge abhandelt. Das geschieht natürlich im Rahmen seines philosophischen Systems, und zwar im „praktischen" Teil, der die auf das Handeln bezüglichen und dieses normierenden Erkenntnisse enthält, und zwar im ersten Buche der „Politik". Auch inhaltlich ist seine Wirtschaftslehre in das gesamte ethisch-politische System eingegliedert, die ökonomischen Theorien sind mit der allgemein-philosophischen Weltanschauung auf das innigste verbunden. Darum gilt es zunächst der Wirtschaft einen Platz auf der Stufenleiter der Werte anzuweisen. Daß diese eine denkbar tiefe war, entsprach der Gesamteinstellung der Angehörigen der griechischen Herrenschicht. Man hat zutreffend gesagt, daß die alten Philosophen ihre Schüler den Reichtum vielmehr verachten, als hervorbringen gelehrt haben. Sich mit wirtschaftlichen Dingen befassen, galt als verächtlich. Unmöglich kann, meint Aristoteles, wer das Leben eines Handwerkers oder Lohnarbeiters führt, die Werke der Tugend ausüben. Jedenfalls soll die Wirtschaft immer nur Mittel sein. „Der Reichtum ist nützlich und ist um eines anderen (eines Zweckes, der außer ihm liegt) willen da." Aristoteles vergleicht ihn mit einer Flöte. Worauf es ihm vor allem ankommt, ist die richtige Verwendung der Güter zu lehren. Deshalb unterscheidet er — und diese Unterscheidung bildet den Kernpunkt seiner Lehre

von der Wirtschaft — zwei grundverschiedene wirtschaftliche Tätigkeiten und Lehren davon: die οικονομικη = κτητικη κατα φυσιν, das ist die „richtige" Wirtschaft, nämlich diejenige, die der Befriedigung vernünftiger Bedürfnisse dient, und im οικος mit angegliedertem einfachem Tauschverkehr sich abspielt und die χρηματιστικη, das ist die unnatürliche, unerlaubte Art zu wirtschaften, nämlich die auf die Erzielung von Gewinn eingestellte Wirtschaft, die verwerflich ist vor allem in der Gestalt der Geldleihe, des Zinsdarlehns: es ist unnatürlich, daß Geld „Junge" kriegt (Spiel mit dem Doppelsinn des Wortes τοκος).

Während nun Aristoteles über die „richtige" Wirtschaft sehr viele noch heute beachtenswerte Bemerkungen gemacht hat, auf die ich natürlich in diesem Zusammenhange nicht einzugehen brauche, erledigt er die Erwerbswirtschaft mit einigen verächtlichen Bemerkungen. Er hält sie, wie es Salin treffend ausdrückt, der Analyse nicht für wert, sondern wirft sie aus der Polis heraus: richtende Nationalökonomie!

b) Die Hochblüte der Scholastik

Zu ihrer höchsten Ausbildung gelangt dann die scholastische Nationalökonomie wie bekannt in den Schriften der mittelalterlichen Theologen, vor allem bei Thomas von Aquino im 13. Jahrhundert und bei den Spätscholastikern Antoninus von Florenz und Bernhard von Siena im 15. Jahrhundert.

Wie bei Aristoteles einen Teil seines philosophischen Systems, so bildet die Lehre von der Wirtschaft bei den mittelalterlichen Scholastikern einen Zweig innerhalb ihres theologischen Systems. Sie ist jetzt theonom. Das einigende Band ist nicht mehr die Polis, sondern das Christentum. Als Aufgabe der Erkenntnis erscheint nicht sowohl die Ergründung des ausführlichen Zusammenhanges der Einzelerscheinungen als ihrer ideellen Bedeutung, das heißt ihrer Stellung im Kosmos, ihrer Bedeutung im Hinblick auf den göttlichen Weltenplan. Wobei es dem Menschen vorbehalten bleibt, in seiner Freiheit, den richtigen oder einen falschen Platz einzunehmen. Ihn auf den richtigen Weg zu führen, ist die vornehmste Aufgabe der Erkenntnis. Dieser richtige Weg ist vorgezeichnet in dem ewigen Gesetz. Dieses

wirkt in aller Kreatur und alle Gesetzmäßigkeit ist Anteilnahme an diesem obersten Gesetze, ist lex aeterna. Der Mensch nimmt Anteil mittels seiner Vernunft: „talis participatio legis aeternae in rationali creatura lex naturalis dicitur“[1]. Die menschliche Vernunft erscheint also, kraft ihres Vermögens dieser Teilnahme an dem göttlichen Gesetz, als „Stimme und Dolmetsch“ der ewigen Vernunft des Weltschöpfers selbst. Was als Naturgesetz das individuelle Leben regelt, wird als Naturrecht zum Fundament für das Leben der Gesellschaft[2].

Das mittelalterliche Naturrecht ist entstanden durch eine Zusammenschweißung der biblischen Lehren des Alten wie des Neuen Testaments, vor allem des Dekalogs, mit der aristotelischen und der stoischen Philosophie, in der ebenso wie in der Offenbarung das ewige Gesetz erkannt worden ist.

In den göttlichen Weltenplan, den uns das ewige Gesetz kundgibt, ist nun auch die menschliche Gesellschaft und innerhalb dieser die menschliche Wirtschaft eingeordnet. Die Aufgabe der Erkenntnis ist es, die dem ewigen Gesetz gemäße Art zu wirtschaften, das heißt aber die richtige Wirtschaft zu bestimmen.

Die „richtige“, das heißt also die dem ewigen Gesetz gemäße Gesellschaftsordnung hat als Vorbild das Corpus mysticum der Kirche, das nach dem bekannten paulinischen Gleichnisse seine verschiedenen Stände und Berufe in sich ergänzender Arbeitsteilung darstellt. Es ist hier, wie es Tröltsch richtig ausdrückt, die organische Anschauung eines in seinen Gliedern arbeitsteiligen Ganzen auf die Gesellschaftslehre übertragen. Das ständische soziale System und das scholastische Denken bedingen und entsprechen einander.

---

[1] S. Thom. Summa theol. Ia IIae. qu. 91, a. 2 und 3.

[2] W. Scherer, Leo XIII. 1923. S. 23. Vgl. von Neueren Joh. Haeßle, Das Arbeitsethos der Kirche nach Thomas von Aquin und Leo XIII. 1923; und Otto Schilling, Christliche Gesellschaftslehre, 1926. Aus der umfangreichen Lehrbuchliteratur nenne ich die sich ergänzenden Werke von Victor Cathrein S. J., Moralphilosophie, 6. Aufl. 1924, und Josef Mausbach, Katholische Moraltheologie. 5. und 6. Aufl. 3 Bände. 1926ff. Die ausführlichste Darstellung des katholischen Naturrechts von nicht-katholischer Seite enthält E. Tröltsch, Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. 3. Aufl. 1923.

Man könnte sagen, daß beiden die Idee des Universalismus zugrunde liegt. In beiden Fällen sind die einzelnen Glieder nicht jedes für sich auf die letzten Werte und Prinzipien bezogen, wie es dem modernen Individualismus entspricht, „der jedem auf eigene Weise unmittelbaren Anteil am Sinne des Ganzen geben will", also ohne Vermittlung eines Standes oder eines Amtes. Vielmehr bedarf es der „Vermittlung eines Ganzen, in dem die einzelnen Glieder äußerlich architektonisch verbunden sind und an dem sie nur in sehr abgestufter, quantitativer Weise teilhaben"[3]. Der Grundgedanke eines Totum perfectionale, Gott, das durch „Ausgliederung" ein Teilganzes aus dem anderen entläßt und dadurch die Welt schafft, führt also in soziologischer Betrachtung mit Notwendigkeit zu der ständischen Gliederung und damit auch zu der ständisch gegliederten Wirtschaft als der „richtigen" Wirtschaft.

Die verschiedenen Berufe, in denen die dem einzelnen angemessene, wirtschaftliche Tätigkeit ausgeübt wird, stehen in einer verschiedenen Entfernung zu Gott: sie bauen sich in Gestalt einer Pyramide auf, worin die ständische Verfassung zutage tritt. Die Achsendrehung, die Luther vornahm, bestand darin, daß er die Berufsidee demokratisierte, indem er die Notwendigkeit einer ständischen Schichtung leugnete und jeden Beruf gleich nahe zu Gott erklärte. Hatte Thomas die Gesellschaft im Bilde einer Pyramide gesehen, so sah sie Luther in Gestalt einer Kugel, während dann Kalvin die Berufsidee völlig über Bord warf und jede Arbeit des einzelnen als Gott wohlgefällig anerkannte, sofern sie nur erfolgreich war. Das Bild, in dem er die Gesellschaft sah, läßt sich etwa in der Gestalt von Linien vorstellen, die von jedem einzelnen unmittelbar auf Gott zulaufen.

Die „richtige" Wirtschaft, wie sie die Scholastiker sahen, ruht als auf ihrer festesten Grundlage, auf dem Privateigentume, das wie folgt naturrechtlich begründet wird: „Manifestum est quod homo indiget ad suam vitam aliis animalibus et plantis. Sed natura neque dimittit aliquid imperfectum, neque facit aliquid frustra. Ergo manifestum est quod natura fecit animalia et plantas propter hominem. Sed quando aliquis acquirit id quod natura propter ipsum fecit, est

---

[3] E. Tröltsch, a. a. O. S. 279ff. Vgl. auch S. 276f.

naturalis acquisitio. Ergo possessiva, qua huiusmodi acquiruntur, quae pertinent ad necessitatem vitae, est naturalis."[4]

Dem Eigentumsrecht des einzelnen entspringt eine Wohltätigkeitspflicht: im Besitze besteht Privateigentum an den Gütern, im Gebrauch Gemeineigentum. „Aliud quod competit homini circa res exteriores, est usus ipsarum. Et quantum ad hoc non debet homo habere res exteriores ut proprias sed ut communes: ut scilicet de facili aliquis eas communicet in necessitates aliorum."[5]

„Bona temporalia, quae homini divinitus conferuntur, eius quidem sunt quantum ad proprietatem: sed quantum ad usum, non solum debent esse eius, sed etiam aliorum, qui ex eis sustentari possunt ex eo quod ei superfluit."[6]

„Res quas aliqui superabundanter (was „relativ" gedacht ist) habent, ex naturali jure debentur pauperum sustentationi."[7]

Den wirtschaftlichen Prozeß haben die Scholastiker, gemäß den Anforderungen ihrer Zeit, vornehmlich nach drei Richtungen hin untersucht: in bezug auf das Geldwesen, in bezug auf die Preisbildung und in bezug auf die Kreditwirtschaft.

Sie haben demgemäß eine Lehre vom „richtigen" Gelde aufgestellt, und was Oresmius in seiner Predigt dargelegt hat[8], ist nichts anderes, als was die Summae längst enthielten. Sie haben ferner eine Lehre vom „richtigen" oder „gerechten" Preise, dem justum pretium entwickelt und haben ebenso Regeln gegeben für eine richtige Kreditgewährung, indem sie den Zins teilweise verboten (für Konsumtivkredit), teilweise erlaubten und sogar begünstigten (für Produktivkredit). Für die scholastische Zinslehre sind vornehmlich die obengenannten Spätscholastiker zu Rate zu ziehen, bei denen sich eine weitausgebaute Kapital- und Zinstheorie findet[9].

---

[4] S. Thomas, In Lib I Politicorum (sc. Aristotelis) lect. VI. An einer anderen Stelle findet sich eine durchaus utilitaristische Begründung des Eigentums durch den H. Thomas, nämlich in der Summa th. 2^a 2^{ae} qu. LXVI a 2.

[5] S. Thom. Summa theol. 2^a 2^{ae} qu. LXVI a 2.

[6] S. Thom. Summa theol. 2^a 2^{ae} qu. XXXII a 5.

[7] S. Thom. Summa theol. 2^a 2^{ae} qu. LXVI a 7.

[8] Oresmius (Oresme) (1320—1382), Tractatus de origine, natura, jure et mutationibus monetae. Geschrieben vor 1364.

[9] Siehe meinen „Bourgeois" im 19. Kapitel.

Die Einstellung bleibt dabei immer dieselbe: zu erkennen ist, quod Deo placere potest, das ist aber das, was der Lex aeterna gemäß ist. Dabei wird die Wirtschaft wie in der Antike immer nur als Mittel betrachtet, das in einen allgemeinen Kosmos der Werte an einem bescheidenen Platze einzuordnen ist.

Diese Ansichten von der Wirtschaft dauern ein bis zwei Jahrhunderte über das Mittelalter hinaus. Das Reformationszeitalter bedeutet eher eine weitere Abkehr von den weltlichen Dingen (wenn wir seine Ansichten etwa mit denen der Spätscholastik vergleichen).

Luthers abschätziges Urteil über den Reichtum ist bekannt:

„Reichtum ist die allerkleinste Gabe, die Gott einem Menschen geben kann. Was ist's gegen Gottes Wort? Ja, was ist's noch gegen die leiblichen Gaben, als Schönheit, Gesundheit und gegen die Gaben des Gemüts, Verstand, Kunst, Weisheit? Darum gibt unser Herrgott gemeiniglich Reichtum den groben Eseln, denen er sonst nichts gönnet."[10]

Die wirtschaftstheoretischen Ausführungen der Humanisten und Reformatoren bringen, was das Verfahren betrifft, grundsätzlich nichts Neues. Ihre Einstellung ist die der richtenden Nationalökonomie, ihre Bewertung der Wirtschaft die der Antike und des Mittelalters.

Eine Zeitlang, namentlich während des 18. Jahrhunderts, hat sich dann die Nationalökonomie um die scholastische Philosophie wenig gekümmert. Es kamen andere Götter auf, zu denen man betete: die naturalistische Metaphysik gelangte zur Herrschaft, wie wir das im nächsten Unterabschnitte verfolgen werden. Erst das 19. Jahrhundert brachte eine Wiedergeburt der Scholastik und damit auch der scholastischen Nationalökonomie, die heute mehr denn je in Blüte steht.

c) Die Scholastik im 19. Jahrhundert

Die ersten, die zwar nicht ausdrücklich die Scholastik, aber doch die katholische Philosophie und Theologie im weiteren Verstande für eine Grundlegung der Nationalökonomie wieder in Anspruch nehmen, sind die Romantiker, ist vor allem Adam Müller (1779 bis 1829) in eigener Person, jener Ungefährdenker, der heute wieder

[10] M. Luthers Tischreden. WW. 57, 354f.

von einer mächtigen, wissenschaftlichen Partei als der Bahnbrecher der Nationalökonomie gefeiert wird. Hier kommt es mir selbstverständlich nicht darauf an, seine Lehren zur Darstellung zu bringen oder zu würdigen. Vielmehr genügt es mir festzustellen, daß Adam Müller Vertreter einer richtenden Nationalökonomie auf scholastischer Grundlage ist. Die „Ökonomik" nennt er „die Wissenschaft von Heil und Unheil, von Segen und Fluch". Sein Erkenntnisziel ist die Einsicht in das Wesen der „richtigen" Wirtschaft, und den Weg zu diesem Ziele weist ihn die göttliche Offenbarung in der Heiligen Schrift. Diesen Standpunkt hat er vertreten vor allem in zwei kleinen Schriften verfahrenswissenschaftlichen Inhalts, deren Titel allein genügt, um die Grundeinstellung ihres Verfassers zu kennzeichnen. Es sind die Schriften: „Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften und der Staatswirtschaft insbesondere" (1819), und: „Die innere Staatshaushaltung systematisch dargestellt auf theologischer Grundlage" (1820).

Es heißt darin: „Jeden irdischen Gegenstand scheint die reine und unbedingte Idee seiner Wesenheit, es scheint ihn sein Urbild zu begleiten. Möchten wir erkennen, daß alle jene Urbilder nicht durch Abstraktion, nicht durch eine beliebige Reinigung des Wissens von seinen irdischen Bedingungen entstehen oder gemacht werden, daß sie nicht in der abgeschlossenen Sphäre unserer Wissenschaft, sondern daß sie sämtlich der Welt des Glaubens angehören, welche der Welt des Wissens voranging und diese letztere überall stützet und trägt; kurz, daß sie von oben gegeben und geoffenbaret, nicht aber unser Machwerk sind, und daß der Abglanz der Majestät, der auf ihnen ruht, eben daher komme, daß sie ohne uns vorhanden sind."[11]

Und dann weiter: „Die Ökonomik oder allgemeine Staatswirtschaft... hat es mit der positiven Einrichtung Gottes, des Hausvaters, zu tun, über die wir in den Schriften des alten und neuen Bundes, in der mosaischen und christlichen Verfassung und überhaupt in der positiven Geschichte der Natur und aller Länder und Völker der Erde so vielfältige Auskunft finden. In der bloßen Natur, ohne deren geoffenbarten, göttlichen Kommentar, in der bloßen Vernunft, ohne

---

[11] Adam Müller, Gesammelte Schriften. 1839. S. 8f.

deren Erfüllung durch die göttlichen Offenbarungen, finden wir niemals das Geheimnis der Haushaltung und die wahre Erkenntnis dessen, was nützlich und schädlich ist."[12]

Und endlich: „Sobald an der Hand der göttlichen Offenbarungen sich die bessere Erkenntnis von der Bestimmung des Geschlechtes einstellt, ebensobald leuchtet auch die wahre Bestimmung des Einzelnen und was zur Förderung der Bildung desselben gehöre, ein... Inwiefern die lebendige Haushaltung der Staaten... als ein Ideal der Vernunft oder als eine Aufgabe, welche eben diese Vernunft aus eigener Machtvollkommenheit zu lösen habe, aufgestellt wird, ist und bleibt sie... ein Traum, der außer aller praktischen Beziehung mit dem in Elend und Sünde befangenen Geschlechte steht... Ganz anders aber ist es, wenn die lebendige Haushaltung der Staaten als das Werk Gottes in demütiger Unterwerfung und unter der strengen Zucht der positiven göttlichen Offenbarungen dargestellt wird."[13]

Aufgabe der Wissenschaft ist „treue Erforschung der positiven göttlichen Eröffnungen und Einrichtungen auf Erden: und es wird sich ein sichtbares Reich der höheren politischen Ordnung vor unseren Blicken auftun".

Ähnlichen Gedanken begegnen wir in jener Zeit an verschiedenen Stellen. Sie werden ausgelöst und gefestigt durch die mannigfachen sozialen Probleme, die der Kapitalismus zumal als Industrialismus mit sich bringt. Wir finden daher diese katholischen und katholisierenden Auffassungen mit Vorliebe angewandt auf die „Arbeiterfrage", die damals ihre ersten Schatten über die so „harmonische" Wirtschaftsverfassung zu werfen begann. Ein typischer Vertreter dieser katholischen Nationalökonomie des frühen 19. Jahrhunderts ist Vte Alban de Villeneuve-Bargemont, dessen bekanntes Werk: Économie politique chrétienne ou recherches sur la nature et les causes du pauperisme in drei Bänden 1834 erschien. Der Grundgedanke dieses Werkes ist dieser: Die Erbsünde ist die Wurzel alles Übels auf der Erde und letztlich auch der wirtschaftlichen Nöte. Erträglich kann dieses Dasein nur gestaltet werden, wenn wir die Gebote Gottes

---

[12] Adam Müller, ebenda S. 38.
[13] Adam Müller, ebenda S. 293ff.

befolgen, unsere Bedürfnisse einschränken und unserem Nächsten helfen. Die neue Zeit hat diese Grundsätze verlassen, den Lehren der verweltlichten Nationalökonomie folgend. Wir müssen umkehren. Unser Wegweiser zum rechten Ziel ist die christliche Lehre: „Quelle philosophie humaine pourrait ainsi à la fois expliquer le mal et le guérir?“[14]

„La philosophie spiritualiste et chrétienne, rapporte tout à la destinée religieuse de l'homme. Elle aperçoit dans ses besoins, une preuve de sa dégradation primitive; dans ses souffrances, un moyen d'expiation par la vertu; dans le travail, un moyen de satisfaire les besoins, en même temps qu'une punition et une épreuve. L'économie politique qui en dérive(!), recommande donc et honore le travail, non seulement comme producteur du bien-être, mais encore comme l'accomplissement des lois de la Providence dans l'ordre social et dans l'ordre religieux. La civilisation, qu'elle veut exciter et produire, se fonde sur le travail honnête et sur le développement de l'intelligence, de la morale, de la religion et de la charité. Elle apprend surtout à réduire et à modérer les besoins.“[15]

Schriften dieser Art, deren es viele um jene Zeit gibt, entbehrten noch der sicheren Grundlage eines durchgebildeten, philosophischen Systems. Denn die scholastische Philosophie war in Vergessenheit geraten. Das änderte sich nun in dem Augenblick, als diese Philosophie neu belebt wurde und von da ab in den Kreisen der katholischen Denker mit Bewußtsein wieder zur Grundlage aller Erörterungen gemacht wurde. Von da an gibt es eine neuscholastische Richtung nicht zuletzt auch in der Nationalökonomie.

Derjenige Mann, den wir als den Wiedererwecker der Scholastik, insonderheit des Thomismus, zu betrachten haben und der, wie wir sehen werden, im hohen Alter selbst noch ein Lehrbuch der Nationalökonomie verfaßt hat, ist der italienische Jesuitenpater Matteo Liberatore (1810—1892; 1836 Philosophieprofessor in Neapel). Dieser gab 1840/42 in zwei Bänden die „Institutiones logicae et metaphysicae“ heraus, das erste neuzeitliche Lehrbuch im Sinne des

---

[14] Vte Alban de Villeneuve-Bargemont, Économie politique chrétienne etc. 3 Vol. 1834. I, 117.

[15] Villeneuve-Bargemont, l. c. pag. 144.

Thomismus. Im Jahre 1850 wurde er Mitbegründer der noch heute bestehenden, bekannten Jesuitenzeitschrift „Civiltà Cattolica". Der Thomismus ist dann in einer Reihe von Systemen den gesellschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart gemäß neu aufgebaut worden, und die Kurie selbst hat in einer Reihe bedeutsamer Kundgebungen, den Enzykliken namentlich Leos XIII., Stellung zu den Problemen des sozialen Lebens, insbesondere des Wirtschaftslebens, genommen. Was uns hier angeht, ist die Tatsache, daß auf dieser neuscholastischen Grundlage eine große Anzahl von Systemen der richtenden Nationalökonomie in unserer Zeit entstanden sind, von denen ich wenigstens einige kurz erwähnen will, um an ihnen den Geist dieser Richtung kenntlich zu machen.

Ich beginne meine Übersicht mit den 1889 erschienenen Principi d'economia politica jenes Matteo Liberatore, den wir als den Wiedererwecker des Thomismus kennenlernten. Leider habe ich nur die deutsche Übersetzung aus dem Jahre 1891 einsehen können.

Liberatore definiert die Nationalökonomie als „die Wissenschaft des öffentlichen Reichtums in bezug auf seine ehrliche Anordnung als Mittel des gemeinsamen Wohlstandes"[16]. Das Schema, das er in seinem Buche bei der Darstellung der verschiedenen Einrichtungen usw. anwendet, ist dasjenige, das uns namentlich in den Schriften der „ethischen" Nationalökonomie in Deutschland häufig begegnet und das wohl auf Proudhons „Système des Contradictions économiques" (2 Vol. 1846) zurückgeht. Es werden a) die Vorzüge, b) die Übelstände, c) die Heilmittel, z. B. der Maschinen, der freien Konkurrenz, der Banken aufgezählt. Liberatore weiß, was gut und böse ist. Dazu hat ihm die Kenntnis des Naturrechts verholfen. Dieses hat zunächst die „richtige" Wirtschaftsverfassung festgelegt. In dieser herrschen Privateigentum, Erbrecht, Pflicht zur Wohltätigkeit (keine staatliche Armenpflege! keine Beseitigung der frommen Stiftungen!). Das Naturrecht lehrt uns aber ebenso die „richtige", das heißt die „gerechte" Verteilung. Zu der Grundrententheorie Ricardos bemerkt unser Autor folgendes: „Diese Theorie könnte wohl erklären, wie

---

[16] Matteo Liberatore, Principi d'economia politica. 1889. Deutsch 1891. S. 22.

die Rente geworden ist, nicht aber, mit welchem Rechte sie entstand; das heißt so viel, daß sie den historischen Ursprung, nicht aber den rechtlichen erklären würde... Der rechtliche Ursprung der Rente (und dieser ist es gerade, der für die Wissenschaft wichtig ist) kann in nichts anderem liegen als in dem Eigentumsrecht, von welchem die Rente die Folge ist..." Daraus ergibt sich, „daß die so sehr gepriesene Definition Ricardos zu verwerfen und durch folgende oder eine ähnliche zu ersetzen ist: die Grundrente ist jener Reichtum oder Reichtumsanteil, welcher, dem Wirken der dem Boden innewohnenden Naturkräfte entsprechend, dem Eigentümer zukommt"[17]. Er fährt dann fort: „Wenn es gerecht ist, daß der (Grund-)Eigentümer für die gelieferten natürlichen Kräfte eine Rente erhält, so ist es nicht weniger gerecht, daß der Kapitalist für die von ihm beigesteuerten Mittel einen Gewinn erhält."[18] Und endlich: Der (Arbeits-)Lohn ist „der Anteil, welcher dem Arbeiter von den Früchten der Produktion zukommt, an deren Hervorbringung er selbst durch seine Arbeit als Ursache teilgenommen hat". Aber der Verfasser weiß nicht nur, daß der Arbeitslohn „gerecht" ist: er kennt auch die Höhe des „gerechten" Arbeitslohnes, die er in einer Auseinandersetzung mit Ricardo wie folgt festsetzt: „Wir können feststellen, daß der natürliche Preis der Arbeit jener ist, der für den Mann unter Berücksichtigung der geringen Beisteuer der Frau (welche fast gänzlich von der Sorge für das Hauswesen in Anspruch genommen ist [!]) berechnet, für den Unterhalt beider sowie zweier oder dreier Kinder genügt. Das ist die Zahl, die man durchschnittlich voraussetzen kann, weil die Erfahrung (!) lehrt, daß ungefähr die Hälfte der zur Welt gebrachten Kinder im zarten Alter stirbt. Nach dieser Erfordernis muß sich der gebräuchliche Lohn richten... Wenn er ohne Schuld des Arbeiters dieses Maß nicht erreicht, so entspricht der Lohn nicht den Absichten der Natur, und die Gleichheit, welche die Gerechtigkeit fordert, wird nicht beobachtet..."[19]

---

[17] M. Liberatore, a. a. O. S. 257ff.
[18] M. Liberatore, a. a. O. S. 261
[19] M. Liberatore, a. a. O. S. 267—270.

Eine anerkannte Glaubwürdigkeit in katholischen Kreisen hat jahrzehntelang der französische Nationalökonom Charles Henry Xavier Périn genossen, der zwei grundlegende Werke der richtenden Nationalökonomie vom scholastischen Standpunkte aus geschrieben hat: De la richesse dans les sociétés chrétiennes (2 Vol. 1881) und Les Lois de la société chrétienne (2 Vol. 1875), und der außerdem uns die Freude gemacht hat, seinen Standpunkt methodologisch zu begründen in der Schrift: Les doctrines de l'économie politique depuis un siècle. Deutsch 1882. Hier heißt es: „Jeder Tag bringt eine bessere Belehrung darüber, daß, wenn es eine falsche Nationalökonomie gibt, es auch eine wahre gibt."[20] Der Nationalökonomie wird vorgeworfen, daß sie „die Erhebung des Menschen in dessen Befreiung von aller Unterwerfung unter das Sittengesetz zu finden rühme". — „Gerade durch das Studium dieser Gesetze hat die echte, die spiritualistische Nationalökonomie die Widersprüche und unsinnigen Träumereien aufzudecken, von denen die Systeme unserer neuerungssüchtigen Ökonomen erfüllt sind: sie hat zu zeigen, wie diese Systeme, anstatt zu einem unbegrenzten Wohlstand zu führen, den unvermeidlichen Ruin herbeiführen... Es ist nicht genug, daß die Nationalökonomie nicht das ihr durch die Natur ihres Gegenstandes selbst vorgeschriebene Gesetz überschreite: sie muß auch die Überlegenheit, die Herrschaft der Prinzipien der sittlichen Ordnung über die materiellen Interessen mit allen ihren Folgerungen annehmen"[21] usw.

Von Périn stark beeinflußt ist der deutsche Nationalökonom Georg Ratzinger (1844—1899) in seinem Buche: Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen. 1881. 2. Aufl. 1895. Den Zweck, dem sein Buch dienen soll, umschreibt unser Autor wie folgt: „Es werden die Prinzipien des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens untersucht und auf Grund der Tatsachen, an der Hand der Geschichte auf ihre Wahrheit geprüft werden. Es wird sich zeigen, daß in den einfachen und erhabenen Lehren des Christentums die Grundlage für das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben ge-

[20] Ch. H. X. Périn, Die Lehren der Nationalökonomie seit einem Jahrhundert. 1882. S. XIV.

[21] Périn, a. a. O. S. 12—14.

geben ist und daß es für die Völker verderblich ist, wenn sie eine andere Grundlage wählen wollen, als diejenige ist, welche Jesus Christus selbst gelegt hat." „Wie entsteht der Reichtum, der allgemeine Wohlstand der Völker? Diese Frage führt von selbst wieder zu den höchsten metaphysischen Ideen über des Menschen Ursprung und Ziel zurück. Der Mensch darf in seiner Tätigkeit sich nicht vom beschränkten Gesichtspunkte und von den zerstörenden Interessen des Egoismus leiten lassen, sondern die Liebe zu Gott muß der berechtigten Selbstliebe die ideale Richtung verleihen, die Liebe zum Nächsten muß sie in die nötigen, sittlichen Schranken zurückweisen . . ."[22]

Aus dem Ideenkreis der scholastischen Philosophie ist auch das bedeutende Werk des P. Heinrich Pesch hervorgewachsen[23].

Es erübrigt sich, noch weitere Zeugnisse dafür beizubringen, daß heute die scholastische oder sagen wir allgemeiner die katholische Nationalökonomie, neben der es so gut wie gar keine evangelische Nationalökonomie gibt (aus naheliegenden Gründen: weil den evangelischen Christen das sichere Fundament einer lex aeterna, eines kanonisch festgelegten Naturrechts mangelt), eine weit verbreitete Richtung der Nationalökonomie darstellt. Es sei mir nur noch gestattet, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß auch die Lehren des heute einflußreichsten deutschen Nationalökonomen: diejenigen Othmar Spanns in dem Mutterboden der Scholastik wurzeln. Spann selbst hält sich für einen Hegelianer. Mir scheint aber, daß wesentliche Bestandteile seines Systems sich nur mit den Grundansichten der scholastischen Philosophie in Einklang bringen lassen.

Seine weit verbreiteten Schriften, soweit sie hier in Betracht kommen, sind folgende:

Gesellschaftslehre. 2. Aufl. 1923.

Fundament der Volkswirtschaftslehre. 3. Aufl. 1923. 5. Aufl. 1929.

Der wahre Staat. 2. Aufl. 1923.

---

[22] Georg Ratzinger, Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen. 2. Aufl. 1875. S. 29 und 52.

[23] Heinrich Pesch S. J., Lehrbuch der Nationalökonomie. 5 Bände. 1905 bis 1923.

Tote und lebendige Wissenschaft. 2. Aufl. 1925. 3. Aufl. 1929.
Die Hauptlehren der Volkswirtschaftslehre. 16. Aufl. 1926.

Für Spanns Gesamteinstellung zu unseren Problemen ist kennzeichnend der Sinnspruch, den er einem seiner Bücher voranstellt: es sind die Worte Meister Eckehards: „Bemühe dich nicht um kleine Dinge, denn du bist zu kleinem nicht berufen."

Daß Spann eine „richtende" Nationalökonomie in der Bedeutung, die ich dem Worte hier beimesse, vertritt, wird nicht geleugnet werden können. Er erklärt ausdrücklich, daß die Wissenschaft nicht nur zu erforschen habe, was ist, sondern auch was sein soll. Er will (vor allem) die Frage beantworten „nach der wesensgemäßen, das heißt(!) der besten Wirtschaftsgestalt"[24], will sagen: der „richtigen" Wirtschaft. „Der Begriff des gerechten Preises, den die individualistische Schule verspottete, muß wieder zu Ehren kommen. Er wurzelt im Begriff des richtigen Gliederbaus jeder wirtschaftlichen Ganzheit, zuletzt im Begriff der richtigen Wirtschaft, und ist dadurch subjektiver Willkür entzogen."[25]

Der Weg aber, auf dem er zu diesem Erkenntnisziele gelangt, ist der von der scholastischen Philosophie gewiesene; er ist in dem Zentralbegriffe der Spannschen Lehre (wie der Scholastik): dem Universalismus vorgezeichnet.

Spann selbst bezeichnet seine Lehre als die „Lehre von der Ganzheit" und sagt, daß sie geboren sei „aus dem romantischen Drange nach dem Ganzen". Sein Ganzheitsbegriff ist nun aber durchaus der scholastische, für ihn bedeutet, entgegen allen Lehrmeinungen der neuzeitlichen Logik, das totum universale die Gattung gegenüber ihren Arten. Seine Lehre von der „Ausgliederung" der Teilganzen trägt ebenso das Gepräge scholastischen Denkens. Vor allem entsprechen die soziologischen Schlußfolgerungen, die er aus seiner Ganzheitslehre zieht, ganz und gar denen der scholastischen Soziologen und Nationalökonomen. Für Spann ist die „wesensmäßige", „die einzig wahrhaft wirkliche (!) Wirtschaftsform" „die ständisch gebundene Wirtschaft". Von den vier Wirtschaftsformen, die er auf-

[24] Othmar Spann, Tote und lebendige Wissenschaft. 2. Aufl. 1925. S. 3.
[25] Othmar Spann, a. a. O. S. 42ff.

zählt: 1. die reine Verkehrswirtschaft, 2. die reine kommunistische Wirtschaft, 3. die körperschaftlich und ständisch gebundene Wirtschaft, 4. die frei geregelte Wirtschaft (eine Art von gemäßigtem Kapitalismus), sind seiner Meinung nach die erste und zweite Wirtschaftsform utopisch; die dritte und vierte sind „in der Wirklichkeit möglich", aber nur die dritte ist „dauernd und wahrhaft (!) möglich"[26].

Hier weht doch wohl, wie mir scheint, scholastischer und ganz gewiß nicht hegelischer Geist.

Ich habe oben bereits betont, daß die meisten nationalökonomischen Systeme, zumal der neuen Zeit, nicht rein eine bestimmte Richtung der Nationalökonomie vertreten. Das gilt gewiß auch und gerade von Spanns Systeme, in dem in sehr verdienstvoller Weise der verstehenden Nationalökonomie vorgearbeitet worden ist, wie das am gehörigen Orte noch gewürdigt werden wird. Hier galt es nur, den Kern des Spannschen Systems herauszuschälen, und der ist richtende Nationalökonomie neuscholastischer Prägung.

Daß bei der Einordnung einer geistigen Schöpfung in ein Kategoriensystem, wie es hier geschieht, immer das Beste, der Duft: die persönliche Note verloren geht, versteht sich von selbst. Man kann auch nur die getrockneten Blumen in ein Herbarium kleben.

2. *Die Harmonisten*

Ich nenne sozialen Harmonismus diejenige Gesellschafts- und Wirtschaftsphilosophie, die seit dem 18. Jahrhundert neben der Scholastik die Grundlage einer richtenden Nationalökonomie wird. Wir können diesen sozialen Harmonismus am besten verstehen, wenn wir ihn als das Gegenspiel gegen die überkommene katholische Sozialphilosophie betrachten.

Das Zentrum der Weltansicht ist verschoben[26a]: nicht mehr Gott steht im Mittelpunkte, sondern der Mensch. Der Sinn der Schöpfung wird nicht mehr darin erkannt, daß die Werke des Himmlischen Ehre rühmen, sondern darin, daß der Mensch sich in ihr wohlfühle. Auch waltet der Allmächtige nicht mehr in steter Bereitschaft seines

[26] Othmar Spann, a. a. O. S. 5.

[26a] Vgl. dazu des siebenten Kapitels ersten Abschnitt und das fünfzehnte Kapitel.

Amtes als der Herrscher der Welt, er ist vielmehr, nachdem er die Welt geschaffen, bescheiden hinter sein Werk zurückgetreten, das nun wie ein gut gearbeitetes Uhrwerk auch ohne sein Zutun abläuft. Die „Gesetze" der Weltordnung sind nicht mehr die von Gott dem Herrn erlassenen Gebote, „Gesetze" durchwalten vielmehr die Natur als Zwangsläufigkeiten des Geschehens. Das Wort „Gesetz" hat eine Wandlung erfahren: es bedeutet nicht mehr Satzung, nicht mehr rechtliche oder sittliche Norm, sondern Regel des Naturgeschehens. Die Befolgung der „ewigen Gesetze" geschieht darum auch nicht mehr zur höheren Ehre Gottes und weil es Gottes Wille so von uns fordert, sondern sie geschieht um des Menschen und seines Wohlergehens willen. Denn dieses ist das eigentliche Geheimnis der Ordnung dieser Welt, in der sich die unendliche Güte des Schöpfers offenbart: daß sie dem „Glücke" der Menschen dient, wenn diese sich den in ihr, das heißt „in der Natur" waltenden „Gesetzen" fügen.

Die Befolgung der „Naturgesetze", die also dem Menschen das Höchstmaß von „Glück" (das immer in einem hedonistischen Sinne verstanden wird) verbürgt, erheischt nun aber nicht mehr, wie die Befolgung der göttlichen Gebote, eine sittliche Aufraffung gegen die Triebwelt, sondern — gerade im Gegenteil — eine möglichst ungehemmte Entfaltung des Trieblebens jedes einzelnen. Kein sündiger Mensch braucht überwunden zu werden, vielmehr muß der ursprüngliche Mensch nur zur Geltung gebracht werden: dieser triebhaft handelnde Mensch ist „gut"; die Erbsünde ist ein Wahn. Nur die verkehrten gesellschaftlichen Einrichtungen haben das Urbild des gütigen Menschen, das im „bon sauvage" noch hindurchschimmert, entstellt. Wird dieses Urbild wieder hergestellt, läßt man seinen natürlichen Trieben freien Lauf, so wird in der menschlichen Gesellschaft eine vollendete Harmonie herrschen, die der „Harmonie der Sphären" entspricht. Anthropozentrismus, Optimismus, Monismus — alles verklärt durch einen sanften Deismus: das sind die Grundzüge dieser Metaphysik, die das Zeitalter der Aufklärung beherrscht hat. Descartes, Newton und Rousseau haben Anteil an ihrem Aufbau — den größten aber gewiß Newton, der — wohl unwissentlich — den Grundriß für den Gesellschaftsbau geliefert hat. Denn die „natürliche Ordnung", der „ordre naturel", nach dem die

nachfolgenden Generationen die soziale Welt gestalten wollten, hat sein Vorbild in dem natürlichen Systeme, das Newton für die Himmelskörper aufgestellt hatte.

Die Lehre von der „natürlichen Ordnung", vom „ordre naturel" tritt an die Stelle des alten Naturrechts, mit dem es nichts gemein hat als das Wort „Natur", das hier seinen zweiten Bedeutungswandel erfährt, nachdem es schon einmal in dem griechischen Worte „φυσις" in sein Gegenteil verkehrt war. Im „Naturrecht" der alten wie der neuen Welt bedeutet die „natürliche Ordnung" das der „Natur" entgegengesetzte Reich der Zwecke, das auf Freiheit gründet; in der Lehre vom „ordre naturel" meint man mit der „natürlichen Ordnung" das Reich der Naturgesetzmäßigkeit. Man spricht auch jetzt noch von einem (subjektiven) „droit naturel" und bezeichnet damit den Anspruch, den der einzelne auf Lebensgenuß hat: „Le droit naturel de l'homme peut-être défini vaguement le droit que l'homme a aux choses propres à sa jouissance."[27] Die Menschen üben ihr „Naturrecht" aus, indem sie sich den Anforderungen der „Natur" anpassen: „les hommes ne peuvent faire usage de leur droit naturel qu'en se conformant à l'ordre naturel"[28].

Die Idee des „ordre naturel" hat nun auch die Grundlage abgegeben, auf denen zahlreiche Systeme der richtenden Nationalökonomie aufgebaut worden sind. Die ersten, die sich ihrer bemächtigten, waren, wie bekannt, die Physiokraten. Unter diesen ist es ihr Meister, François Quesnay, der zuerst mit aller ihm eigenen Denkintensität den Gedanken aufgriff, Mercier de la Rivière, der — selbst ein unphilosophischer Kopf, wie sein Werk beweist — durch den Titel seines 1767 erschienenen Buches „Ordre naturel et essentiel des sociétés politiques" zur Verfestigung der Idee beitrug und Dupont de Nemours, der durch die zahlreichen Erläuterungen zu den Werken anderer Physiokraten die ausführlichste Darstellung des Systems gegeben hat. Von seinen Äußerungen seien die folgenden hier mitgeteilt:

„Il y a une société naturelle, antérieure à toute convention entre

---

[27] François Quesnay, Art. Droit naturel in der Encyclopédie.

[28] Dupont de Nemours in den Physiocrates, éd. Daire, 1 (1846), 22.

les hommes, fondée sur leur constitution, sur leurs besoins physiques, sur leur intérêt evidemment commun."[29]

„L'ordre naturel est la constitution physique que Dieu même a donné à l'univers et par la quelle tout s'opère dans la nature... Quand on envisage cet ordre suprême rélativement à l'espèce humaine, on voit qu'il doit renfermer, qu'il renferme en effet, dans le plus grand détail, tous les biens physiques auxquels nous pouvons prétendre, et l'institution sociale qui nous est propre..."

„Les lois naturelles considérées en général sont les conditions essentielles selon lesquelles tout s'exécute dans l'ordre institué par l'auteur de la nature. Die den Menschen bekannten Gesetze sont les conditions essentielles, auxquelles les hommes sont assujettis pour s'assurer tous les avantages que l'ordre naturel peut leur procurer. Elles déterminent irrévocablement, d'après notre essence même et celle des autres êtres, quel usage nous devons nécessairement faire de nos facultés pour parvenir à satisfaire nos besoins et nos désirs, pour jouir, dans tous les cas, de toute l'étendue de notre droit naturel; pour être, dans toutes les circonstances, aussi heureux qu'il nous est possible."[30]

Das Studium dieses „ordre naturel" mußte also auch die „richtige" Wirtschaft aufdecken. Die Aufgabe der Nationalökonomie war es, diese zu finden und danach Richtlinien für das wirtschaftliche Verhalten aufzustellen. Nur freilich: die Meinungen, welche Wirtschaft dem „ordre naturel" entspräche, welches im natürlichen Sinne die „richtige" Wirtschaft sei, gingen mit der Zeit auseinander.

Zunächst wurde mit Hilfe des „ordre naturel" die „liberale Wirtschaft", genauer die freie Verkehrs-Wirtschaft entdeckt und als die „richtige" Wirtschaft bezeichnet: alles Laissez-faire, alles Manchestertum gründet in dieser Auffassung von der „richtigen" Wirtschaft. So lehrten die Physiokraten, so viele der englischen „Klassiker", vor allem Adam Smith. Es ist heute, nach den Forschungen vor allem Hasbachs, Bonars, Briefs, Surányi-Ungers und Jastrows[31]

[29] Dupont de Nemours, Origines et progrès d'une science nouvelle in Physiocratie 1, 341.

[30] Dupont de Nemours, Physiocrates, éd. Daire, 1, 21.

[31] Wilh. Hasbach, Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von François Quesnay und Adam Smith begründeten politischen Ökonomie, 1890;

nicht mehr zweifelhaft, daß gerade dem System des großen Schotten die Idee einer prästabilierten Harmonie zugrunde liegt, die in seinen „Moral Sentiments" (1759) am klarsten zutage tritt, aber auch seinem „Wealth of Nations" (1776) durchzieht. Auch die Befolgung des Eigennutzes, dessen Wirken er ja in seinem nationalökonomischen Hauptwerke untersucht, führt zu einer (dem einzelnen unbewußten) Harmonie der gesellschaftlichen Beziehungen: „in der Verfolgung seines Nutzens wird (der Mensch) von einer unsichtbaren Hand geleitet, daß er den Zweck befördern muß, den er sich in keiner Weise vorgesetzt hat". Die „unsichtbare Hand" hatte schon in den „Moral Sentiments" ihr Wesen getrieben. „They (the riches) are led by an invisible hand to make nearly the same distribution of the necessaries of life which would have been made, had the earth been divided into equal portions among all its inhabitants and thus without intending it, without nowing it, advance the interest of the society."[32] (Unterstreichung von mir.)

Und in den Nachfolgern wirkt derselbe Gedanke weiter: das vulgäre Manchestertum bekommt erst einigen Sinn, wenn wir ihm diese Anlehnung an den physiokratischen „ordre naturel" zubilligen.

Ich denke hier an einen Schriftsteller, wie Frédéric Bastiat, und sein Hauptwerk, dessen Titel allein die Wesensart seines Denkens erkennen läßt. Die Überschrift des ersten Kapitels seiner „Harmonies économiques", das im Januarheft 1848 des „Journal des Économistes" erschien, trägt die programmatische Überschrift: „Organisation naturelle et organisations artificielles". Darin heißt es u. a.: „Il y a loin d'une organisation sociale fondée sur les lois générales de l'humanité à une organisation artificielle, imaginée, inventée, qui ne tient aucun compte de ces lois, les nie ou les dédaigne, telle

---

derselbe, Untersuchungen über Adam Smith und die Entwicklung der politischen Ökonomie, 1891; James Bonar, Philosophy and Political Economy in some of their historical Relations, 1893, 3. ed. 1922; Götz Briefs, Untersuchungen zur klassischen Nationalökonomie, 1915; Th. Surányi-Unger, Philosophie in der Volkswirtschaftslehre, 2 Bände, 1923 und 1925; J. Jastrow, Naturrecht und Volkswirtschaft in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie", III. Folge, Band 71, 1927.

[32] Adam Smith, W. of N., Book IV, ch. 2; derselbe, Moral Sentiments, 1. ed. pag. 351.

enfin que semblent vouloir l'imposer plusieurs écoles modernes. — En verité, tout cela a-t-il pu se faire, des phénomènes aussi extraordinaires, ont-ils pu s'accomplir, sans qu'il y eût dans la société, une naturelle et savante organisation, qui agit pour ainsi dire à notre insu?" (Unterstreichung von mir.)

Eine Abart dieses Manchestertums ist die von Gossen begründete hedonistische Schule. Auch in dieser steckt ein gut Teil jenes Glaubens an die „natürliche Ordnung". Oder wie sonst sollen wir Worte wie diese verstehen: „Die unermeßliche Güte Gottes hat die Welt so wunderbar geordnet, daß die Menschen zum höchsten Genusse gelangen, ja geradezu wie im Schlaraffenlande leben können, wenn sie nur seine Gesetze erkennen und befolgen."[33] Nämlich: dem Gesetze des Grenznutzens gemäß leben. Und auch in den Systemen der jüngeren Vertreter dieser Schule, z. B. in dem Friedrich von Wiesers, kehren ähnliche Gedankengänge wieder, wenn auch die Ausdrucksweise nicht so herausfordernd ist.

Nun ist es aber, wie ich schon andeutete, die Eigenart eines solchen „ordre naturel", daß er verschiedene Auslegungen zuläßt. Und so kam es, daß mehrere neuzeitliche Schulen der Nationalökonomie, jene „plusieurs écoles modernes", von denen Bastiat spricht, sich ebenfalls auf ihn beriefen und von ihm aus Richtlinien für das wirtschaftliche Verhalten aufstellten, die Todfeinde der liberalen Nationalökonomie waren: die Sozialisten. Sie sind teils bewußte, teils unbewußte Vertreter der Idee einer „natürlichen" Ordnung, deren Verwirklichung Harmonie und Glück verbürge, gewesen. So Morelly[34], so Fourier, wenn er ausruft: „Pourquoi désesperer de la sagesse de Dieu, avant d'avoir étudié ses vues? Prétendre que tel degré de perfection n'est pas fait pour les hommes, c'est accuser Dieu de méchanceté..." Bekannt ist, daß Fourier sich für den Vollender Newtons hielt, indem er die „Théorie des quatre mouvements" zu der von Newton bereits entdeckten „Théorie du mouvement matériel" hinzu entdeckt habe und daß er sein Gesamtwerk das „Système générale de la Nature" nannte. So dachte Robert Owen:

---

[33] Gossen, a. a. O.

[34] Morelly, Code la Nature. 1755.

„The rational state of mans existence based on the unerring and unchanging laws of nature". So Weitling: „Die Basis des ganzen Systems sind die auf die Gesellschaft und die Individuen bezüglichen Naturgesetze..." So aber in besonders ausgesprochener Weise auch Karl Marx und alles, was ihm folgt, wie ich an anderer Stelle nachzuweisen versucht habe[35].

Daß alle diese Denker auch Systeme der (richtenden) Nationalökonomie entworfen haben, ist bekannt, bekannt ist aber auch, daß die „richtige" Wirtschaft, die sie erkannt zu haben glaubten, von der freien Verkehrswirtschaft, die Physiokraten, Klassiker und Grenznutzler als solche verkündeten, in recht wesentlichen Punkten abwich, vor allem das Recht aller Rechte, das Privateigentum, nicht mehr anerkannte.

Die harmonistische Metaphysik liefert aber auch für nationalökonomische Systeme jüngeren Ursprungs, wie mir scheint, die Grundlage.

Ich rechne hierhin Eugen Dührings System. Dieses gehört zweifellos in wesentlichen Teilen der richtenden Nationalökonomie an. Denn Dühring will ebenso das Sollen wie das Sein erkennen. Er spricht von einer „Gattung von Erkenntnissen, deren Wesen es ist, auf Satzungen hinauszulaufen"[36]. Die Entscheidung über das „Richtige" aber kommt zustande — und in dieser Auffassung tritt seine harmonistische Metaphysik deutlich zutage — „durch die Gravitation der gesellschaftlichen Klassenkämpfe"[37].

Aber auch Franz Oppenheimers „Reine Wirtschaft" ist doch im Grunde nichts anderes als die „richtige" Wirtschaft, die er als Anhänger des medizinischen ordre naturel[38], sich seinen beiden großen Fachgenossen, den Ärzten Petty und Quesnay, als dritter hinzugesellend, auch als die „normale" oder „gesunde" Form der Wirtschaft bezeichnet. „Die reine Sozialökonomik wird uns das Bild der

---

[35] Siehe in meinem „Proletarischen Sozialismus (Marxismus)", 2 Bände, 1924, das 14. und 15. Kapitel, wo die Lehre vom ordre naturel ausführlicher dargestellt ist.

[36] Eugen Dühring, Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre. 1866. S. 481.

[37] Eugen Dühring, a. a. O. S. 485.

[38] Siehe meinen „Proletarischen Sozialismus", I, 192.

‚Normalität' liefern, wie Dühring es genannt hat, oder, um in unserer Terminologie zu bleiben, die ‚spezielle' Physiologie des sozialen Körpers, die Tauschwirtschaft. Wenn wir dieses Bild mit dem Bilde vergleichen, das uns die politische Sozialökonomik von dem gleichen Objekte der Wirklichkeit liefert, so erhalten wir die Gewißheit, daß der soziale Körper der Tauschwirtschaft von einer schweren Krankheit befallen ist."[39] Von den naturwissenschaftlichen Bestandteilen, die das Oppenheimersche System außer dieser Metaphysik enthält, wird am geeigneten Orte weiter unten noch die Rede sein.

3. Die Rationalisten

Unter sozialem Rationalismus will ich diejenige Gesellschafts- und insonderheit Wirtschaftsphilosophie verstehen, die die Richtlinien für das praktische Verhalten aus den Postulaten der menschlichen Vernunft ableitet, indem sie diese nicht nur als Erkenntnismittel, sondern auch als Quelle der Soll-Sätze betrachtet. Diese Soll-Sätze sind wieder in einem echten Naturrechte enthalten, das, wie das stoische, dualistisch ist und auf der Anerkenntnis einer höheren, der kreatürlichen Welt gegenübergestellten Ordnung, eines transzendenten Vernunftreichs, eines Reiches der Freiheit beruht. Die „richtige" Wirtschaft ist gemäß dieser Auffassung also die vernünftige Wirtschaft.

Unnötig zu sagen, daß dieser Rationalismus zurückgeht auf jene Geisteshaltung, die wir uns gewöhnt haben, als „Aufklärung" zu bezeichnen. Es ist das „siècle des lumières", auf das die bekannten Verse von Marie Joseph Chenier, eines Nachkömmlings des Zeitalters Voltaires, zielen:

„C'est le bon sens, la raison, qui fait tout;
„Vertu, génie, esprit, talent et goût;
„Q'est-ce vertu? raison mise en pratique;
„Talent? raison produit avec éclat;
„Esprit? raison, qui finement s'exprime.
„Le goût n'est rien qu'un bon sens délicat;
„Et le génie est la raison sublime."

[39] Franz Oppenheimer, Theorie der reinen und politischen Ökonomie. 2. Aufl. 1911. S. 84.

Aber im westlichen Denken vermischt sich der Rationalismus allzuhäufig mit dem monistischen Naturalismus, so daß er nur in seltenen Fällen ein echtes, das heißt eben dualistisches Naturrecht erzeugt. Dieses wird erst ausgebildet durch die deutsche Philosophie des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts, so daß wir für unsere Zwecke nur die Systeme der deutschen Denker in Betracht zu ziehen brauchen. Was auch sie zu echten Kindern der „Aufklärung" macht, ist der siegesbewußte Glaube an die Macht des Wissens, das — dank dem Einflusse Kants — mit Wissenschaft gleichgesetzt wurde. Die „Wissenschaft", heißt es in einem Buche, das bezeichnend ist für den Schwung und die Begeisterung, womit man alle intellektualistische Erkenntnis förderte[40], „ist das göttliche Licht, welches bei allen anderen menschlichen Werken vorleuchtet und über sie ein eigentümliches, geistiges Kolorit verbreitet".

Es mag genügen, wenn ich kurz die Systeme des Naturrechts bei Kant und Fichte, Hegel und Ahrens in ihren Grundzügen skizziere. Die Gedanken Kants, die er vor allem in seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" und in seinen „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre" niedergelegt hat, sind folgende: Wir müssen dem „Gesetz" gemäß handeln, das heißt aus Pflicht. Das Gesetz besagt aber: „daß ich auch wollen könne, meine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden können". Dieses Gesetz stellt die Vernunft auf: da „die Vernunft für sich selbst und unabhängig von allen Erscheinungen gebietet, was geschehen soll". „Pflicht als Pflicht (liegt) vor aller Erfahrung, in der Idee einer den Willen durch Gründe a priori bestimmenden Vernunft". Es handelt sich um „reine von allem Empirischen abgesonderte Vernunfterkenntnis", um Gesetze, die „aus dem allgemeinen Begriffe eines vernünftigen Wesens überhaupt abgeleitet werden", um „Grundsätze, die die Vernunft diktiert und die durchaus nötig a priori ihren Quell und hiermit zugleich ihr gebietendes Ansehen haben müssen: nichts von der Neigung des Menschen, sondern alles von der Obergewalt des Gesetzes und der schuldigen Achtung für dasselbe zu erwarten, oder

---

[40] Karl Christian Friedrich Krause, Das Urbild der Menschheit. 1808. 3. Aufl. 1891. S. 33.

den Menschen widrigenfalls zur Selbstverachtung und innerem Abscheu zu verurteilen"[41].

„Die Rechtslehre ist das, wovon ein aus der Vernunft hervorgehendes System verlangt wird"; „die Vernunft gebietet, wie gehandelt werden soll, wenngleich auch kein Beispiel davon angetroffen wurde"[42].

Diesem Vernunftrecht entspricht es, daß in einer Gesellschaft herrschen:

1. Privateigentum,
2. Vertragsfreiheit (aber keine Sklaverei),
3. Erbrecht.

Die „richtige" Wirtschaft aber weist folgende Bestandteile auf:

1. Geld- und Handelsverkehr,
2. Kreditverkehr mit Zinsen, Pfand, Bürgschaft usw.,
3. das Lohnverhältnis.

In seinem „Öffentlichen Recht" unterscheidet Kant: „aktive" und „passive" Staatsbürger. Zu diesen rechnet er: Gesellen, Dienstboten, Unmündige, „alles Frauenzimmer"; „und überhaupt jedermann, der nicht nach eigenem Betriebe, sondern nach der Verfügung anderer erhalten, entbehrt der bürgerlichen Persönlichkeit" (heute also die Mehrheit eines Volkes. W. S.). Aber auch der Holzhacker auf meinem Hofe, der ambulante Schmied in Indien, der Hauslehrer sind bloß „Handlanger des gemeinen Wesens, weil sie von anderen Individuen befehligt und beschützt werden müssen, mithin keine bürgerliche Selbständigkeit besitzen". Die Staatsform der „wahren Republik" ist das „repräsentative System"[43].

J. G. Fichte entwirft in seinem „Naturrecht" (1796/97) und später im „Geschlossenen Handelsstaate", den er als „Anhang zur Rechtslehre" bezeichnet (1800), ein vollständiges System der „richtigen" Wirtschaft, das er von der „Politik" unterscheidet und ebenso wie Kant auf den a-priori-Vernunfterkenntnissen begründet.

---

[41] I. Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. 1. und 2. Abschnitt.
[42] I. Kant, Metaphysik der Sitten. Erster Teil. Vorrede und Einleitung.
[43] I. Kant, Rechtslehre §§ 46 ff.

Die „richtige" Wirtschaft enthält aber nach Fichtes Meinung folgende Bestandteile:

1. das Privateigentum, das — a priori — wie folgt begründet wird: „Die Person hat das Recht zu fordern, daß in dem ganzen Bereich der ihr bekannten Welt alles bleibe, wie sie dasselbe erkannt hat, weil sie sich in ihrer Wirksamkeit nach ihrer Erkenntnis richtet, und sogleich desorientiert und in dem Laufe ihrer Kausalität aufgehalten oder sie anders an dem Resultat, als die beabsichtigte, erfolgen sieht, sobald eine Veränderung darin vorfällt." „Das Eigentum eines bestimmten Gegenstandes ... gilt ... nur für diejenigen, die dieses Eigentumsrecht unter sich anerkannt haben ..."[44];
2. das staatliche Regal der Bergwerke und Forsten;
3. eine „gebundene" Wirtschaft, wir würden sagen: eine Planwirtschaft auf wesentlich handwerklicher Grundlage; in dieser Planwirtschaft sind vorgesehen:
   a) eine Zunftordnung: „Der Regent ... muß berechnen, wieviel Personen von jeder Hantierung leben können, aber auch wie viele nötig sind, um die Bedürfnisse des Publikums zu befriedigen. Können nicht alle leben, so hat sich der Staat verrechnet: er muß ersetzen oder den einzelnen andere Nahrungszweige verweisen." „Das Recht, Kaufmannschaft zu treiben, wird einer bestimmten Anzahl von Bürgern, die der Staat zu berechnen hat, ausschließend als ihr Eigentum im Staate zugestanden";
   b) Bestimmungen über Höchstpreise;
   c) tunlichste Abschließung von auswärtigen Staaten und das staatliche Handelsmonopol[45].

Dieses Programm wird im „Geschlossenen Handelsstaat" weiter ausgeführt.

Der Fall Hegel ist verwickelter. Eine so reinliche Scheidung zwischen der Sein- und Sollsphäre wie die beiden „Aufklärer" nimmt

---

[44] J. G. Fichte, Naturrecht. 1796/97. §§ 11 III, 12 VII 2.
[45] J. Fichte, a. a. O. § 19 B. D. E.

der „Romantiker" nicht vor. Es ist alles nebelhaft bei ihm. Aber durch den Nebel hindurch leuchtet doch eine Auffassung, die mit der Kants und Fichtes in wesentlichen Punkten übereinstimmt und sehr wohl einer „richtenden" Nationalökonomie Vorschub leisten konnte (wie ja denn ein hervorragender Vertreter dieser Art von Nationalökonomie, Othmar Spann, „für sich" Hegelianer ist, wenn auch nicht, wie ich schon nachzuweisen versucht habe, „an sich").

Hegels Standpunkt gegenüber unseren Problemen ist dieser: Abgelehnt wird in dem berühmten Satze: „Alles, was vernünftig ist, das ist wirklich; alles was wirklich ist, das ist vernünftig" die Gegenüberstellung des Reiches des Seins und des Reiches des Sollens und damit auch der Idee eines „Vernunftrechtes" im Gegensatz zu dem positiven Rechte, in unserem Falle einer „richtigen" Wirtschaft im Gegensatz zu der wirklichen Wirtschaft. Aber diese Ablehnung ist doch nur eine scheinbare. Sie kommt zustande durch den willkürlichen Gebrauch des Wortes „wirklich". „Wirklich" bedeutet ja meist bei Hegel nicht etwa soviel wie verwirklicht (in Raum und Zeit), empirisch, sondern das Gegenteil davon, nämlich „vernünftig". Oder in Hegelscher Sprechweise: „Nichts (ist) wirklicher... als die Idee." Der berühmte, oben angeführte Satz enthält also eine Tautologie. Die „vernünftige" = „wirkliche" Gestaltung bleibt aber immer unterschieden von der „wirklichen" Gestaltung im empirischen Sinne. Auch Hegel kann also a priori feststellen, was „vernünftig" ist zum Unterschiede von dem, was in Raum und Zeit verwirklicht (in unserem Sinne „wirklich") ist. Daher er denn als seine eigentliche Aufgabe auch erachtet: „in dem Scheine des Zeitlichen und Vorübergehenden die Substanz, die immanent und das Ewige, das gegenwärtig ist, zu erkennen"[46].

Was wir auf spekulativem Wege erhalten, „ist eine Reihe von Gedanken und eine Reihe der seienden Gestalten, bei denen es sich fügen kann, daß die Ordnung der Zeit in der wirklichen Erscheinung (hier: „wirklich" = empirisch! W. S.) zum Teil anders ist als die Ordnung des Begriffs"[47].

---

[46] Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Herausgegeben von Eduard Gans. 1833. Vorrede. S. 17. [47] Hegel, a. a. O. § 32.

Damit ist aber der „wertende", „richtende" Standpunkt gegeben und jeder praktischen Stellungnahme zum Leben eine „Aufgabe" aufgegeben: das (dem Begriffe nach) jeweils „Vernünftige" gegenüber den „daseienden" Gestalten durchzusetzen.

So entwirft Hegel denn in dem Kapitel, das von der „bürgerlichen Gesellschaft", die im wesentlichen die Wirtschaftsgesellschaft ist, handelt, ein getreues Bild von derjenigen Gesellschaft, die er (in der Gegenwart) für die „vernünftige" hält. Dieses Bild ist aber aus ganz verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt. Es weist auf:

1. Züge der frühkapitalistischen, „daseienden" Gesellschaft, in der Hegel lebt;
2. Züge eines Idealbildes, das Hegel als „vernünftig" vorschwebt;
3. wirklich „notwendige" Bestandteile aller (arbeitsteiligen) Wirtschaft mit Privateigentum, Gliederung in drei „Stände" und freier Konkurrenz.

Der „Staatsökonomie" weist er die Aufgabe zu, „das Notwendige" in dem Bereiche der empirischen Wirtschaft aufzufinden, wobei der Begriff „notwendig" wiederum in einem doppelten Sinne gebraucht wird. Notwendig bedeutet nämlich: 1. das, was nicht anders sein kann, 2. das, was sein würde, wenn die Gesellschaft (Wirtschaft) „vernünftig" gestaltet wäre. Das ist doch aber, nur mit besonderen Worten gesagt, nichts anderes, als was die „Dualisten" in dem Gegensatze dessen, was ist und dessen, was sein sollte (nämlich: gemäß der Vernunft) ausgedrückt hatten.

Ich will den drei Großen noch einen Naturrechtler minderen Ranges anreihen, der aber deshalb Beachtung verdient, weil sich seine unmittelbare Wirkung auf hervorragende Nationalökonomen des 19. Jahrhunderts nachweisen läßt: den Philosophen, der beispielsweise auf Adolph Wagner, der ihn fast ausschließlich zitiert, bestimmenden Einfluß ausgeübt hat: H. Ahrens, dessen Buch: Das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie in deutscher Sprache zuerst 1846 erschienen ist. Sein Verdienst, wenn man von einem solchen reden will, besteht darin, daß er die Lehren der großen Philosophen den Nationalökonomen gleichsam mundgerecht gemacht, ihren Ge-

dankengängen angepaßt hat. Originell ist er nicht. Seine Lehre ist folgende: „Die Wissenschaft des Naturrechts (hat) die letzten, in der Natur des Menschen (ein Begriff, gegen den Kant mit Recht die lebhaftesten Bedenken äußert) beruhenden und von der Vernunft begriffenen Gründe des Rechts" darzulegen. Es gilt zu erforschen: „die Art und Weise, wie die Gesellschaft in bester Übereinstimmung mit den Bedürfnissen der menschlichen Natur zu organisieren sei... Noch fühlbarer trat das Bedürfnis eines halt- und unwandelbaren Prinzips der Einheit hervor, das als eine feste Richtschnur, als ein Kriterium dienen möchte, wonach die Verrichtungen und Verhältnisse der gesellschaftlichen Ordnung zu würdigen wären. Auf diesem Wege hat die Idee der Gerechtigkeit (!) sich als gesellschaftliches Prinzip entwickelt."[48] „Diese Ideen sind in dem Sinne angeboren, daß sie ursprünglich in jedem Geiste vorhanden sind, dessen Vernunftcharakter sie dokumentieren."[49] Die Grundzüge der „richtigen" Gesellschaftsordnung sind folgende: „Gleichheit, Freiheit und Geselligkeit (zeigen sich) als die drei Grundwesenheiten der menschlichen Persönlichkeit, und auf sie gründen sich die entsprechenden Rechte der Freiheit, Gleichheit und Assoziation. Die Gleichheit charakterisiert den Menschen als Glied einer und derselben menschlichen Familie. Sie ist die Folge der Grundeinheit im Wesen aller Menschen. Die Freiheit bestimmt für den Menschen eine persönliche Sphäre der Tätigkeit, sie charakterisiert ihn als selbständiges und für sich handelndes Individuum. Die Geselligkeit endlich stiftet von neuem einen Bund unter allen Individuen, welche, wenn die individuelle Freiheit das einzige Prinzip der Tätigkeit würde, getrennt blieben."[50]

Die „richtige" Gesellschaft erkennt ferner an:

1. das Eigentum: „Das Eigentum hat denselben letzten Grund wie das Recht, es folgt aus den Bedürfnissen des Menschen,

---

[48] H. Ahrens, Das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie. Deutsch 1846. S. 3f. Das Buch wurde oft aufgelegt. Die 6. (letzte) Auflage stammt aus dem Jahre 1870/71.

[49] H. Ahrens, a. a. O. S. 55.

[50] H. Ahrens, a. a. O. S. 228.

wie sie sich aus den verschiedenen, vernünftigen Zwecken, welche er vermöge seiner Fortbildung verfolgt, ergeben."[51] Andere begründen das Eigentum auf Okkupation, Arbeit, Vertrag oder Gesetz (man erkennt hier die mühseligen Erörterungen Adolph Wagners zur „Begründung" des Eigentums unschwer wieder);

2. das Erbrecht: als „die nötige Bedingung für die Kundgebung und Bewahrung (der) Familienneigungen"[52];
3. die Vertragsfreiheit: sie „steht ganz und gar unter der Herrschaft des Prinzips der individuellen Freiheit"[53].

Dieser soziale Rationalismus, das Erbstück der Aufklärung, hat nun ersichtlich auf die Vertreter der nationalökonomischen Fachwissenschaft einen großen Einfluß ausgeübt und hat es bewirkt, daß die richtende Nationalökonomie in allen Ländern, am meisten wohl in Deutschland, auch in denjenigen Kreisen nicht ausgestorben ist, die weder Anhänger des katholischen Naturrechts noch der harmonistischen Metaphysik des 18. Jahrhunderts waren. Was so viele Nationalökonomen nach den Rettungsringen der Vernunftideen greifen ließ, war die Notlage, in die sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Wirtschaftswissenschaftler versetzt sahen. Von allen Seiten drängten die sozialen Probleme heran. Die „Arbeiterfrage" begann, sich zu entrollen. Die Schäden der kapitalistischen Wirtschaft traten immer deutlicher zutage. Die „klassische" Nationalökonomie hatte nur ungenügende Antworten auf die tausend Fragen des Alltags. Die sozialistische Kritik wollte man nicht gelten lassen. Daß etwas geschehen müsse, sah man ein. „Reformen" waren notwendig. So kam man auf den seltsamen Gedanken, der nur aus Aufklärungsgeist geboren werden konnte: die Wissenschaft auf die Schanze zu rufen, damit sie die bedrohte Kultur gegen die andrängenden Feinde schütze. Von der Stimmung, die um jene Zeit in nationalökonomischen Kreisen herrschte, gibt ein getreues Bild das in mancher Beziehung stellvertretende Buch von J. Kautz: Die Nationalökonomie als Wissen-

---

[51] H. Ahrens, a. a. O. S. 244.
[52] H. Ahrens, a. a. O. S. 322.
[53] H. Ahrens, a. a. O. S. 342.

schaft, das 1857 erschien. Hier heißt es: „Wir wollen... einerseits die Beantwortung jener großen Probleme, welche die Gegenwart in ihrem tiefsten Innern bewegen und größtenteils als ökonomische bezeichnet werden dürfen, nicht anderen minder kompetenten Wissenszweigen überlassen, und andererseits die Behauptung, daß die Menschheit bereits an das Ende ihrer Laufbahn angelangt, somit keine Zukunft... mehr habe, ferner die Kraft und die Berechtigung des praktischen Menschengeistes zur Hervorbringung neuer, noch nicht vorhandener sozialökonomischer Gestaltungen nicht in Zweifel ziehen; wollen wir keinen bloß äußerlichen, daguerreotypartigen (!) Abdruck des Seienden und Gewordenen liefern (Bezug auf Lotzes Mikrokosmos!) oder aber dem starren, tatenlosen Prinzipe eines gnostisch-beschaulichen Quietismus gedankenlos huldigen: so werden, ja müssen wir auch die Aufgabe unserer Wissenschaft (!) auf ein breiteres, ausgedehnteres Gebiet stellen."[54] Mit einem Wort: die Nationalökonomie muß auch das Seinsollende lehren; sie muß richtende Nationalökonomie sein, und zwar auf der Grundlage eines sozialen Rationalismus.

Derjenige Nationalökonom, der diesen Gedankengängen zuerst die programmatische Spitze gegeben hatte und dessen Auslassungen als „bahnbrechend" von den Zeitgenossen empfunden wurden[55], war Schüz gewesen mit seinem Aufsatze über „Das sittliche Moment in der Volkswirtschaft" im ersten Jahrgange der Tübinger Zeitschrift (1844). Schüz führt hier aus, daß auch dem spekulativen Elemente eine Stelle in der Nationalökonomie gebühre, daß die Wissenschaft Resultat zweier Faktoren: der Erfahrung und der menschlichen Vernunft, sei und daß es in ihrem Aufgabenkreis liege, die Übereinstimmung der tatsächlichen Verhältnisse mit den Geboten und den Forderungen der sittlich-praktischen Menschenvernunft anzubahnen. An einer anderen Stelle desselben Bandes bezeichnet er als eine der Aufgaben der Nationalökonomie „das natur- und vernunftgemäße Ideal der Wirtschaft der Völker usw. zu untersuchen".

Im Anschluß an Schüz hat dann vor allem der schon genannte Julius Kautz versucht, ein System der „ethischen" National-

[54] Julius Kautz, Die Nationalökonomik als Wissenschaft. 1857. S. 397 f.
[55] Julius Kautz, a. a. O. S. 327.

ökonomie, wie von nun an diese Richtung genannt wurde, auszubauen.

„Die Nationalökonomie verfolgt... auch", schreibt er[56], „einen anderen ethisch höheren Zweck... Sie erkennt es als ihren Beruf..., auch die zur Vervollkommnung und Weiterentwicklung des Bestehenden und Vorhandenen dienlichen Mittel und Bedingungen vorzuführen, die Verwirklichung in einer allseitig befriedigenderen, den Forderungen der Vernunft und Gerechtigkeit entsprechenderen Güterverteilung anzubahnen... sowie auch die unabweisliche Notwendigkeit der steten Beachtung der ewigen Gebote der Humanität und Menschenwürde, der Gerechtigkeit und der Moral, der sozialen und politischen Ethik klarzulegen und festzustellen" (vom Verfasser gesperrt)... Sie ist bestrebt, neben die Logik des Reichtums... eine Logik der Gerechtigkeit, der Moral und der Humanität zu setzen (wie oben). Sie stellt sich dar „nicht als ein bloß empirischer, das Gegebene und Vorhandene ausschließlich beobachtender und geistig reproduzierender Wissenszweig... sondern sie wird zu einer... hochwertigen Disziplin, das heißt zu einer ethisch-philosophischen Erfahrungswissenschaft" (!).

Diese Ideen griffen in allen Ländern rasch um sich. Kautz selbst stellt eine Liste der „ethischen" Nationalökonomen seiner Zeit und der letzten Vergangenheit zusammen[57], die hier Platz finden möge:

Italiener: Fr. Fuoco, Gioja, Scialoja, Trinchera, Bianchini, Boccardo, Rusconi, Romagnosi, Genovesi, Savarese;

Deutsche: Soden, Ad. Müller, Schmitthenner, Baumstark, Schüz, Hildebrand, Roscher, Uhde, Mischler, Rau, List, Schön, Knies, Roßbach, Mohl, Schulze;

Engländer: Mc Culloch (!), Scrope, Chalmers, Whateley, I. St. Mill, Warren, Whewell (1854);

Franzosen: Droz, Blanqui, Dunoyer, Chevalier, Villeneuve, Ott, Demetznoblet, Garnier, Aubry (1851), Destutt de Tracy.

Diese Liste ist sicher falsch. Es finden sich eine Masse von Nationalökonomen darauf, die bestimmt nicht der von Kautz vertretenen Richtung angehörten. Aber es fehlen auch Männer, die

[56] Julius Kautz, a. a. O. S. 287f.

[57] Julius Kautz, a. a. O. S. 329f.

soziale Rationalisten in einem hervorragenden Maße waren, ja gerade diejenigen, die wir als die Klassiker des sozialen Rationalismus zu betrachten haben. Zu diesen rechne ich in erster Linie: Johann Heinrich von Thünen (1783—1850). Dieser tiefe Denker hat in dem ersten Teile seines „Isolierten Staates", der schon 1826 erschien und bekanntlich die Standortslehre enthält, einen mächtigen Beitrag zum Aufbau der verstehenden Nationalökonomie geliefert. Dagegen stellt er sich im zweiten Teile des genannten Werkes, der vom „Naturgemäßen Arbeitslohn" handelt, in schroffer Abkehr von seiner früheren Forschungsmethode, entschlossen auf den Standpunkt einer richtenden Nationalökonomie, und er begründet diesen Standpunkt in vorbildlich klarer Weise mit den Beweisgründen des sozialen Rationalismus in folgenden Worten: „Statt der Berufung auf die Erfahrung muß ein auf Vernunftgründen beruhendes Gesetz nachgewiesen werden." (Von mir gesperrt.) „Die hohe und hehre Aufgabe der Wissenschaft ist es, nicht bloß durch die Erfahrung, durch den Verlauf der Geschichte, sondern durch die Vernunft selbst die Wahrheit und das Ziel, wonach wir streben, zu erforschen und zur Erkenntnis zu bringen."[58] „Großes Unrecht haben die Nationalökonomen dadurch begangen, daß sie den, aus den beiden von ihnen in Betracht gezogenen Faktoren sich bildenden Arbeitslohn für den naturgemäßen genommen und daraus den Schluß gezogen haben, daß von der Vorsehung selbst den Arbeitern nichts anderes bestimmt sei, als was zur Fristung ihres Lebens notwendig ist. Höher fassen die Sozialisten die Aufgabe auf, denn diese verlangen (!) für den Arbeiter nicht bloß Unterhalt, sondern auch Lebensgenuß und Bildung..." Nichts hindert aber die Nationalökonomie, „daß sie das Grundprinzip des Sozialismus in sich aufnimmt und zu dem ihrigen macht (!). Ja, ich habe gefunden,... daß das tiefere Eindringen in die Frage: ‚Welches ist der naturgemäße Arbeitslohn?' in den letzten Stadien unmittelbar zu der Frage über die Bestimmung des Menschen führt"[59] (Unter-

---

[58] Joh. Heinrich v. Thünen, Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie. 1. Teil 1826; 2. Teil 1. Abt. 1850; 2. und 3. Abt. 1863. 3. Aufl. 1875. II, 1 S. 41—43.

[59] Joh. Heinr. v. Thünen, a. a. O. S. 192/93.

streichung von mir). Über diese „Bestimmung des Menschen" äußert sich Thünen dann in einer im wesentlichen den Ideen der Aufklärung entsprechenden Weise an einer anderen Stelle seines Werkes[60]. Was er für den „gerechten" („richtigen") Arbeitslohn hält, hat er dann in seiner bekannten Formel $\sqrt{a\,p}$ ausgedrückt, wo a den Bedarf, p das Erzeugnis einer vierköpfigen Arbeiterfamilie bezeichnet.

In der Liste, die Kautz aufgestellt hat, fehlen aber noch andere hervorragende Vertreter der richtenden Nationalökonomie auf sozialrationalistischer Grundlage, obwohl ihre Werke im Jahre 1857 bereits erschienen waren. Es sind, um nur die bedeutendsten zu nennen:

P. J. Proudhon (1809—1865), von dem vor allem das „Système des contradictions économiques" (2 Vol. 1846) in Frage kommt;

Karl Rodbertus (1805—1875) mit seinen Schriften: Zur Erkenntnis unserer sozialen Zustände (1842), Soziale Briefe an v. Kirchmann (1850—1851), Der Normalarbeitstag (1871).

Andere Klassiker dieser Richtung, die Kautz nicht berücksichtigen konnte, weil ihre Werke noch nicht erschienen waren, sind:

M. Minghetti, Dell' economia pubblica e delle sue affinenze colla morale e col diritto. 1859. 2e ed. 1868.

H. Baudrillart, Des rapports de la morale et de l'économie politique. 1860. 2e ed. sous le titre: Philosophie de l'économie politique. 1883.

Was später noch geschrieben wurde, sind Epigonenwerke. So alles, was wir unter dem Rubrum des (deutschen) Kathedersozialismus verzeichnen. Typisch für diese Art von Literatur ist das Werk von Gustav Cohn, Grundlegung der Nationalökonomie (1885), mit dessen saloppen Beweisführungen ich mich alsobald zu befassen haben werde.

Überreste des sozialen Rationalismus finden wir übrigens in zahlreichen, zeitgenössischen Werken verstreut. Meist ohne daß der Autor eine Ahnung hat von der Tragweite und der geistigen Herkunft

---

[60] Joh. Heinr. v. Thünen, a. a. O. II, 2. S. 9ff.

seiner Gedanken. Überall, wo „Werturteile" in nationalökonomischen Werken gefällt werden, haben wir solche Überreste und Spuren vor uns, wie das später noch zu begründen sein wird. Aber auch, wo wir den Versuchen einer „Zurechnung" bestimmter Einkommensbeträge zu bestimmten Produktionsleistungen begegnen, stehen wir vor Rudimenten des sozialen Rationalismus. Was es nun mit diesem wie mit aller richtenden Nationalökonomie erkenntnistheoretisch eigentlich auf sich hat, soll im folgenden Kapitel untersucht werden.

Sechstes Kapitel

Die Erkenntniswege der richtenden Nationalökonomie

1. Die Begründung der richtenden Nationalökonomie durch ihre Vertreter

Als das der richtenden Nationalökonomie eigentümliche Erkenntnisziel hatten wir die Erkenntnis des Seinsollenden aufgefunden. „Sein" und „Sollen" sind nach dieser Auffassung gleicherweise Gegenstände der Erkenntnis, darauf kommt es an. Es handelt sich nicht darum, Postulate für praktisches Verhalten aufzustellen — das mögen temperamentvolle Vertreter dieser Richtung nebenbei tun —, sondern darum, zu erkennen, was gut und böse, ja sogar: was „richtig" und „falsch" in der Wirtschaft ist. Die wenigsten Nationalökonomen, die dieses schwindelnd hohe Ziel erstrebten, sind sich überhaupt der Kühnheit ihres Unterfangens bewußt geworden. Nur wenige haben es unternommen, es zu rechtfertigen. Meist haben es für sie ihre Philosophen getan, denen sie gefolgt sind und an die wir uns nun vornehmlich halten müssen, wenn wir nach einem Nachweise der Notwendigkeit oder auch nur Zulässigkeit der sonderbaren Zielsetzung Ausschau halten. Denn sonderbar muß dem unbefangenen Verstande der Gedanke anmuten: es könne auf dem Wege der „Wissenschaft" als richtig oder falsch festgestellt werden, was jemand tun soll. Aber natürlich ist der „unbefangene Verstand", den wir auch als „gesunden Menschenverstand" zu bezeichnen pflegen, kein höchster Richter in verwickelten wissenschaftlichen Fragen. Wir müssen deshalb ohne alle Voreingenommenheit an die Untersuchung des Problems herantreten.

Soviel ich sehe, sind für die Berechtigung oder sogar Notwendigkeit der Hereinziehung der Soll-Sphäre in den Bereich der Erkenntnis — was, wie noch zu zeigen sein wird, gleichbedeutend ist mit dem Anspruch des Theoretikers, Werturteile zu fällen — vier Beweise aufgestellt worden, die wir als den logischen, den erkenntnistheoretischen, den ontologischen und den pragmatistischen bezeichnen können.

Der *logische* Beweis ist dieser: Die Wirtschaft ist ein Gebiet des menschlichen Handelns. Alles Handeln untersteht Normen, gründet auf Werturteilen. Also hat die Lehre von der Wirtschaft diese Normen und Werturteile in den Bereich ihrer Betrachtung zu ziehen. Kein Nagel, hat Schmoller einmal gesagt, wird ohne Ethik in die Wand geschlagen. Und wir sollten ethische Erwägungen aus unserer Wissenschaft ausschließen? Die Nationalökonomie ist eine „ethische Wissenschaft", weil die „Naturgesetze" der Ökonomie den Imperativen und Normen der Ethik unterliegen. Ökonomie und Sittlichkeit bedingen und stützen sich gegenseitig so stark, daß es „keine ökonomische Handlung gibt, die, wenn sie wirklich unsittlich, nicht auf die Dauer auch ökonomischen Schaden stiftete"[61]. Ähnlich führt den Beweis Gustav Cohn: „Wenn die Ethik nichts anderes ist als die Darstellung der handelnden Vernunft, so muß von vornherein die Ausscheidung irgend eines einzelnen Stückes menschlichen Handelns aus der Ethik nur vermöge eines Denkfehlers möglich sein, welcher den Teil dem Ganzen entgegensetzt... Gehört das ökonomische Handeln in das Gebiet des vernünftigen Handelns, das heißt in die Ethik hinein, so kann es notwendigerweise nichts anderes sein als ein Teil der Ethik (!)."[62] Alles Seiende war einmal ein Sein-Sollendes. Wenn ich also vom Seienden handle, handle ich auch von einem Sein-Sollenden, nur einem vergangenen: warum soll ich den Strom des Sein-Sollenden an einer Stelle (in dem Augenblicke, in dem ich urteile) unterbrechen und die Erörterung, was in der Zukunft sein soll, ausschließen?

---

[61] Gustav Schmoller über die Arbeiterfrage in den „Preußischen Jahrbüchern" XIV (1864), 418, 536.

[62] Gustav Cohn, Grundlegung der Nationalökonomie 1 (1885), S. 72f.

Diese höchst seltsamen Gedankengänge erstrecken sich — man sollte es nicht für möglich halten — bis in die Gegenwart hinein. Las ich doch unlängst bei einem jüngeren deutschen Nationalökonomen folgende, denkwürdige Zeilen: „Es geht nicht an, einfach objektive Nationalökonomie treiben zu wollen, indem man ‚die Werturteile ausschaltet'. Die wirtschaftliche Wirklichkeit, das wirtschaftliche ‚Leben' ist ja eine Synthese von Tatsachen, die wir als kausal erfaßbar, als ursächlich begründbar bezeichnen und von Bewegungen, Strömungen, Wertungen, welche diese Tatsachen zueinander in die verschiedensten (aber subjektiven und relativistischen) Beziehungen setzen ... Der Versuch, die Werturteile aus der Nationalökonomie auszumerzen, muß als gescheitert angesehen werden ... Die Nationalökonomie ist damit der ‚Wirklichkeit' nicht näher gekommen, denn auch die Zielsetzungen und subjektiven Forderungen gehören zum ‚wirtschaftlichen Leben', in diesem Sinne sogar zur wirtschaftlichen ‚Wirklichkeit'[63].

In einer sehr vertieften Weise ist auch in dem bedeutenden Werke Rudolf Stammlers über „Wirtschaft und Recht" (zuerst 1896) der Gedanke vertreten worden, daß die Struktur der Gesellschaft mit logischer Notwendigkeit eine teleologische Betrachtungsweise erheische, somit also auch die richtende Nationalökonomie die einzig mögliche Form dieses Wissenszweiges sei.

Der *erkenntnistheoretische* Beweis für die Erkennbarkeit des Seinsollenden mit Hilfe verstandesmäßiger Kategorien geht vornehmlich auf Kant zurück und gipfelt, wie bekannt, darin, daß dieser Philosoph für den Bereich der praktischen Vernunft dieselbe Zurückführung auf evidente Aprioris glaubt vornehmen zu können wie für den Bereich der theoretischen. Hierher gehört die Literatur, die an das genannte Werk von R. Stammler, anknüpft.

Unter Benutzung der Kantschen Beweisführung ist auch in der neuesten Zeit wieder in einem beachtenswerten Werke[64] die Sollsphäre als Untersuchungsgebiet der Nationalökonomie in Anspruch genommen worden. Es wird hier sogar der Beweis zu führen versucht, daß eine „normative" (richtende) Gestaltung unserer Wissen-

[63] Hermann Levy, Nationalökonomie und Wirklichkeit. 1928. S. 92 f.
[64] Frieda Wunderlich, Produktivität. 1926.

schaft notwendig sei, weil keine andere Betrachtungsweise die Möglichkeit an die Hand gäbe, das Wissen um die Wirtschaft zu einem Systeme zusammenzufassen.

Der *ontologische* Beweis beruht auf der Gleichsetzung von Sein und Sollen, die angeblich beide auf derselben Ebene liegen, beide nur Formen eines und desselben Seins sind, deshalb auch mit denselben Mitteln der Erkenntnis und auf denselben Wegen der Erkenntnis erfaßt werden können.

Dieser Beweis ist der der Scholastiker, die dabei — wie mir scheint nicht ganz mit Recht — Aristoteles als Gewährsmann herbeirufen. Danach wird in jeder Seinsregion ein wesentliches Sosein und ein zufälliges Dasein unterschieden. Das wesentliche Sein ist das vollendete Sein, die Perfectio; dieses wesentliche Sein enthält aber den Wert des Gegenstandes: „ἕκαστον γὰρ το βέλτιστον ἐν τῇ οὐσία μάλιστα."[65] Dieses vollkommene Sein ist das gesollte Sein, das gesollte Sein ist das Bonum, weil appetibel, das Verum, weil erkennbar. Bonum und Verum sind nur zwei Aspekte desselben Sachverhalts, beide sind „Sein", sie sind daher auswechselbar: „Ens et bonum se invicem includunt." „Ens et bonum convertuntur." „Verum et bonum subjecto quidem convertuntur: quia omne verum est bonum et omne bonum verum est. Verum secundum rationem propriam, qua est perfectio intellectus, est quoddam particulare bonum, in quantum est appetibile quoddam. Et similiter bonum, secundum propriam rationem, prout est finis appetitus, est quoddam verum, in quantum est quoddam intelligibile."[66]

Das Wahre und das Gute sind, weil beide Sein, also beide erkennbar, Gegenstand der „Wissenschaft". Auf diese Weise ist auch die richtende Nationalökonomie als Wissenschaft von der Wirtschaft gerechtfertigt: „Intellectus enim practicus veritatem cognoscit, sicut speculativus, sed veritatem cognitam ordinat ad opus." Gemäß diesen Worten des H. Thomas, begründet der Wiedererwecker der scholastischen Philosophie im 19. Jahrhundert die Aufgabe der Nationalökonomie als einer richtenden Wissenschaft, und ihm sind alle Anhänger dieser Richtung bis heute gefolgt. Neuerdings werden die Gründe, mit denen man uns Antiwertiker bekämpft, mit Vorliebe aus

[65] Aristoteles, Topica VI. 12.

[66] S. Thom., Summa theol. IIa IIae qu. 109 a. 2. Vgl. qu. 79 a 11.

diesem Arsenal der scholastischen Ontologie und Logik geholt, und es muß zugegeben werden, daß von diesem Standpunkt aus am ehesten die „Werturteile" in unserer Wissenschaft begründet werden können. Daß auch die Beweisführung der Scholastik nicht stichhaltig ist, will ich alsobald nachzuweisen versuchen. Ich möchte aber zur Belebung des Bildes noch einige Nationalökonomien, die wir als Vertreter der scholastischen Ontologie anzusprechen haben, mit ihren eigenen Worten sprechen lassen.

In besonders eindrucksvoller Weise hat neuerdings Johannes Haeßle den Standpunkt der scholastischen Nationalökonomie zur Geltung gebracht. Sein vortreffliches Buch[67] beginnt mit den kraftvollen Worten: „Wie jede Wissenschaft, so hat auch die Ethik ihre eigene Methode; diese ergibt sich aus dem Seinscharakter des ihr zugeordneten Objekts. Das Objekt aller Ethik aber ist das „ἦθος", das ist die ‚Urhaltung', die ‚Urgewohnheit', die jedem Wesen von Natur aus innewohnt. Diese seinsmäßige Urhaltung ist der Zugang zur willensmäßigen Urnorm. ‚Ethos' bedeutet daher einmal die im Sein fundierte Urhaltung, die in dieser mitgegebene Norm, endlich die mit der Norm verknüpfte soziale Schätzung. Im Ethos der Wesen, in ihrem intentionalen Ursein steckt entitativ ihr Ursollen. Im Ursollen ruht als dessen adäquate Erfüllung oder zum ‚Vollen kommende' Entfaltung das Ziel oder die Vollkommenheit jeder Seinswirklichkeit. Nie hat ein Wesen ein Ziel, das ihm nicht als Sein innewohnt. Überall bestimmt die Seinsanlage die Seinsrichtung, die Seinshaltung, das Seinsziel. Dieselbe axiomatische Relation gilt auch für das ‚Ethos' des Menschen. Die Urhaltung seiner Natur ist die Grundnorm des Verhaltens seines Willens. Jede Vervollkommnung des Menschen, bestehe sie nun in der Erziehung anderer oder seiner selbst, kann nur darin bestehen, aus dem Menschen herauszubilden, wozu die Natur das keimhafte Vorbild oder urhafte ‚Ethos' seinsmäßig eingebildet hat. Diese Beziehung besteht für alle Sphären menschlicher Willensbetätigung, für die Individual- wie Sozialethik, für die Ethik des Gemeinschaftslebens, des Rechts, der Politik, der Volkswirtschaft. Die Methode aller ethischen Wissenschaft besteht daher darin, durch das

[67] Joh. Haeßle, Das Arbeitsethos der Kirche nach Thomas von Aquin und Leo XIII. Untersuchungen über den Wirtschaftsgeist des Katholizismus. 1923.

Sein die Pforte zu öffnen zum Sollen." Und weiter heißt es[68]: „Die ethische Norm ist nichts anderes als der ‚Ausdruck' des Seins. Die Ethik ist somit die einfache Interpretation des Seins, dessen Auslegung und sachgehaltige Ausdeutung. Die stilhafte Struktur der Sachverhalte ergibt die Struktur der Sollensverhalte. Die Ethik gehört so materiell zum logischen Selbstgehalt der Dinge. Die Seinsbereiche enthalten eine intentionale Verweisung auf die Norm. Die Ethik ist daher einfache Metalogik; sie ist ständig geführt vom Sein, die Norm die getreue Nachfolgerin der gegenständlichen Sache; die Ethik wandelt unentwegt in den Pfaden und Spuren, welche die Ontologie gebahnt hat... Die Ethik ist mithin einfach die Hermeneutik des Seins." Und noch einmal in der scholastischen Sprachweise ausdrücklich[69]: „Das Wesen der Gutheit besteht in der ‚perfectio'. Jedes Seiende, insoweit es seiend ist, trägt... soviel appetible Werte in sich, als es intelligible Entitäten in sich birgt. Daher richtet sich nach dem qualitätiven Seinsgehalt der Dinge die Welt der Werte; Wirklichkeit und Wert ... korrespondieren wie Korrelate."

In diesen Zusammenhang gehört aber auch die Beweisführung Othmar Spanns. Sie läuft doch — trotz seiner Umkehrung des thomistischen Satzes: Sein ist vor Sollen —, auf dasselbe hinaus, nämlich auf die Behauptung einer Identität von Sein und Sollen. Diese wird ebenfalls wie bei den Scholastikern durch den Begriff der „Perfectio", der Vollkommenheit hergestellt. „Ganzheitliches Sein, heißt es bei Spann[70], ist seinem Begriffe nach kein leeres Sein, sondern stets nur sinnerfülltes Sein. Gibt es aber kein Sein schlechthin, kein leeres Sein, sondern nur erfülltes, und zwar mit dem sinnvollen Inhalte der jeweiligen Ganzheit erfülltes Sein; dann kann es auch nur auf Grund von Vollkommenheit Sein und dessen Weisen geben." Nach diesem Gedankengange „ist Vollkommenheit vor Sein; und weit entfernt, daß die Verwirklichung des Gesollten ein Widersinn wäre, wie Cohen und seine Schule behaupten, gilt: daß jedes Sein die Verwirklichung von Gesolltem ist ... Für die Verfahrensfrage ist nun maßgebend, daß das Vollkommene, aus dem sich Sollen, Gelten, Wert

---

[68] Joh. Haeßle, a. a. O. S. IX.
[69] Joh. Haeßle, a. a. O. S. 15.
[70] Othm. Spann, Kategorienlehre. 1924. S. 332f.

ableiten, nach dem objektiven Maßstabe des Sachgehalts der Ganzheit sich ergibt, also ein von der Sache selbst gefordertes, nicht ein subjektives, willkürliches Sollen" (ist) ... „Entscheidend (bleibt), daß vor dem Suchen, Wollen und Erkennen die gegenständlich gegebene Vollkommenheit, anders gesagt, die aus dem Gegenstand selbst erfließende Vollkommenheitsforderung (!) steht. ‚Vollkommenheit', ‚Sollen', ‚objektives Ideal' fließt darum zuletzt nicht aus zufälligem Wollen, sondern hat den objektiven Maßstab des Sachgehaltes der Ganzheit ... Es gibt nur gesolltes Sein."

Pragmatistisch endlich nenne ich denjenigen Beweis einer Erkennbarkeit des Seinsollenden, der dessen Inhalt aus der Gestaltung der lebendigen Wirklichkeit abzuleiten sich anheischig macht, dafern im empirischen Sein das Seinsollen bereits vorgezeichnet und also in der Erkenntnis des „Seins" die Erkenntnis des Seinsollenden gleichsam schon miterfaßt sei. So hat man versucht, aus den „Tendenzen", die das Wirtschaftsleben aufweist, die Richtlinien für das Seinsollen abzuleiten[71] oder man hat das „Herkommen" als die Quelle bezeichnet, aus der man das Seinsollende, also das „Richtige" erkennen könne. Diesen Weg hat z. B. Friedrich v. Gottl beschritten, um zu einer Einsicht in die „richtige" Wirtschaft zu gelangen. Auch nach ihm gibt es eine „seinsrichtige" Wirtschaft, das heißt eine solche, die „vernunftmäßig" betrieben wird[72], gibt es eine „vernunftmäßige Führung der Wirtschaft". Über „Zweifel der vernunftmäßigen Erwägung" hilft aber die Wirklichkeit selber hinüber. „Nirgends so wie hier (bei der Leistung des einzelnen im Betriebe) gibt das Herkommen den Ausschlag. Just der Umfang betriebsmäßig dauernder Leistung legt sich schier eisern fest im Rahmen der sogenannten ‚Arbeitssitten'. Es gibt eine ‚sittegemäße Tagesarbeit' in Stunden oder Spannweite bemessen, auch in der Art, wie sich die Folgen der ‚Arbeitstage' durch ‚Feiertage' aufgelockert zeigt."[73]

2. *Kritik*

Wenn ich nun im folgenden es unternehme, die im vorstehenden gekennzeichneten Ansichten über das Verhältnis der Erkenntnis des

[71] Z. B. Ludo Hartmann in den „Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik" 1913.

[72] Friedrich v. Gottl, Bedarf und Deckung. 1928. S. 98.

[73] Friedrich v. Gottl, a. a. O. S. 131.

Seins und des Sollens zueinander, über die Befugnis oder Nötigung des theoretischen Betrachters zur Aufstellung von Zielen und Abgabe von Werturteilen, über Sinn und Bedeutung also einer Normwissenschaft und einer richtenden Nationalökonomie insbesondere auf ihre Berechtigung hin einer Prüfung zu unterziehen, so handelt es sich offenbar um die Fragen, die zu stellen und zu beantworten sind: Müssen wir, sollen wir, können wir richtende Nationalökonomie (mit all den damit verknüpften Folgen) treiben? Von diesen drei Fragen will ich die beiden ersten hier ausschalten, die Fragen also nach der Notwendigkeit und nach der Zweckmäßigkeit einer richtenden Nationalökonomie: sie gehören an eine andere Stelle und können erst später in einem größeren Zusammenhange ihre sachgemäße Beantwortung finden: siehe das 16. Kapitel.

Nur im Vorbeigehen will ich schon hier bemerken, daß die in dem „*logischen*" Beweise versuchte Begründung einer Notwendigkeit, Werturteile zu fällen, ganz sicher nicht beweiskräftig ist. Der aufmerksame Leser wird schon bei meiner Wiedergabe jener Ansichten gemerkt haben, daß hier ein Quidproquo vorliegt, daß die Beweisführung auf einer Verwechslung beruht zwischen den eigenen Werturteilen des Theoretikers und Urteilen über Werturteile (anderer). Wenn das Wirtschaftsleben nach Zwecken ausgerichtet ist und die wirtschaftenden Menschen in jedem Augenblicke Werturteile fällen (was natürlich der Fall ist) und wenn der Betrachter und Theoretiker in jedem von ihm festgestellten Tatbestande diese Werturteile der Wirtschaftssubjekte zu berücksichtigen hat (was er selbstverständlich tun muß), so folgt daraus doch nicht im mindesten, daß er selbst Werturteile über wirtschaftliche Zustände und Vorgänge fällen muß. Und nur diese Werturteile des betrachtenden Nationalökonomen stehen doch in Frage. Es ist tief traurig, daß man solche Richtigstellungen erst vorzunehmen genötigt ist.

Es bleibt also zur Beantwortung übrig die dritte Frage: ist richtende Nationalökonomie möglich oder — da ihr Vorhandensein ja die „Möglichkeit" schon erweist — genauer: wie ist richtende Nationalökonomie möglich, womit wir glücklich bei der alten Schulfrage angelangt wären. Auf diese Frage ist, soviel ich sehe, noch keine befriedigende Antwort erteilt worden. Das, was alle Versuche einer

Begründung vermissen lassen, ist die Herausarbeitung der ganz besonderen Art von Erkenntnis, die in Frage kommt, wenn wir Ziele aufstellen oder Werturteile fällen. Die Lücke auszufüllen, ist die Aufgabe der folgenden Darlegungen. Dazu bedarf es aber der genauen Feststellung des Sachverhaltes, auf den sich die Betrachtung bezieht, die in Zielsetzungen oder Werturteilen ausläuft. Ich versuche, diesen Tatbestand, rein „phänomenologisch", wie man das heute nennt, zu erfassen.

Alles Handeln erfolgt nach Zwecken: Aufstellung von „Richtlinien" für das Handeln bedeutet ein Urteil über praktisches Verhalten. Jedes Urteil über „richtiges" Handeln ist ein Urteil über „richtige" Zwecksetzung oder „richtige" Mittelwahl. Diese kommt für uns, die wir nach den Erkenntnisgrundlagen einer „Norm"-Wissenschaft (richtenden Wissenschaft) und nicht nach denen einer Kunstlehre Ausschau halten, nicht in Frage.

Das Urteil über „richtiges" Handeln enthält also einen Entscheid in der Auswahl von Zwecken. Jeder solcher Entscheid gründet auf einem „Werturteil", das heißt einem Vorzugsurteile.

Jeder Entscheid in der Auswahl von Zwecken setzt zu seiner Begründung voraus ein System von Zwecken, das notwendig in einem höchsten Zwecke gipfelt. Oder — was dasselbe ist —: jedes Werturteil bekommt seinen Sinn nur in einem System von Werten, das in einem tiefsten Werte gründet. Der höchste Zweck ebenso wie der tiefste Wert sind aber — denknotwendig — transzendent. Das bedeutet aber — und dieses ist der Springpunkt —, daß jeder Entscheid über Zwecke, auch der harmlosesten (wenn ich mich entscheide, eine Zigarre zu rauchen, um mich zu erfrischen), und daß jedes Werturteil, auch das unscheinbarste (wenn ich die Zigarre für ein Gut erkläre) mit zwingender Notwendigkeit bei dem Versuch einer Begründung in das Reich des Absoluten ausmündet.

In dieser Hinsicht hat die scholastische Philosophie das „Richtige" erkannt: „Principium totius ordinis in moralibus est finis ultimus..."[74] „firmiter nihil constat per rationem practicam nisi per

[74] S. Thom., Summa theol. Iae IIa qu. 72. a 5 c.

ordinationem ad ultimum fidem."[75] Dabei bleibt es sich völlig gleich, welchen Seinscharakter das Wertesystem trägt.

Wir machen uns diesen Sachverhalt am besten klar mit Bezug auf das wirtschaftliche Handeln, um das es uns ja zu tun ist. Es handele sich um eine Lohnforderung der Arbeiter. Wie entscheiden wir, ob sie berechtigt ist? Indem wir einerseits feststellen, ob die Industrie sie „tragen" kann. Mit dieser Frage entscheiden wir uns schon für die Notwendigkeit der betreffenden Industrie. Diese mögen wir begründen mit der Unentbehrlichkeit des Erzeugnisses, es handle sich z. B. um ein kosmetisches Mittel. Wenn wir dessen Unentbehrlichkeit behaupten, nehmen wir Partei für eine bestimmte Art der Lebensgestaltung, womit wir schon im Transzendenten angelangt sind. Oder wir können die Berechtigung der Lohnforderung ablehnen mit dem Hinweis darauf, daß der erhöhte Lohn die Kapitalbildung unmöglich mache, also auch den Kapitalismus. Also halten wir diesen für erwünscht. Warum? Weil er etwa — im Gegensatze zum Kommunismus — die persönliche Freiheit besser wahrt. Einen Wert? Ja — wenn wir bestimmte Anforderungen an die Geltung des Individuums in der Wirtschaft stellen. Geltung des Individuums in der Wirtschaft? Entscheid über den Sinn unseres Lebens — transzendent. Wir können aber die Lohnforderung auch bewerten im Hinblick auf die Bedürfnisse des Arbeiters. Sie etwa als „berechtigt" ansprechen, weil die Lage des Arbeiters schlecht ist: er hat kein Auskommen, wenn er vier Kinder hat. Warum hat er nicht bloß deren zwei? Dann käme er aus. Er soll vier haben, weil die Bevölkerung sich nicht vermindern oder nicht stabil bleiben soll. Warum nicht? Weil dann die Machtstellung Deutschlands eine Minderung erführe. Eine „Gefahr"? Ja — wenn wir bestimmte Ansichten über

---

[75] S. Thom., S. th. Iae IIae qu. 90 a 2 und 3. Vgl. Jos. Mausbach, Katholische Moraltheologie. Bd. I. 5. u. 6. Aufl. 1927. § 7. — Die Polemik des geschätzten Kollegen gegen mich in seinem Werke: Die katholische Moral und ihre Gegner (5. Aufl. 1921. Seite 448) ist also, was diesen Punkt betrifft, gegenstandslos. Man soll mir nicht immer noch meine Auffassung vorhalten, die ich in meinem Aufsatze über die „Ideale der Sozialpolitik" im Jahre 1897 (!) vertreten und in wesentlichen Punkten geändert habe. Dabei bin ich noch heute der Meinung, daß damals meine Ausführungen, die ein erster Angriff auf das Bollwerk der „ethischen" Nationalökonomie waren, einen „Fortschritt" für unsere Wissenschaft bedeuteten.

die Bedeutung der Geltung einzelner Völker oder unseres Volkes haben — transzendent. Und ohne Rücksicht auf die Kinderzahl: warum soll der Arbeiter „menschenwürdig" leben können? Hat man an das Wohlbefinden des Sklaven gedacht? Warum ist Entbehren nicht wertvoller als sich satt essen? Warum sollen keine zu großen Unterschiede im Einkommen bestehen? Warum soll der eine nicht hungern, während der andere praßt? Jede dieser Fragen führt alsobald zu den „letzten" Fragen.

Wenn wir diese Erwägungen in allgemeinen Sätzen ausdrücken, so ergibt sich folgendes: jedes Werturteil über eine wirtschaftliche Erscheinung hat zur Voraussetzung die Vorstellung einer „richtigen" Gesamtgestaltung des Wirtschaftslebens; diese aber ist das, was wir die „richtige" Wirtschaft nennen. Diese „richtige" Wirtschaft kann nur bestimmt werden durch Ausrichtung auf einen „höchsten" Zweck.

Dieser „höchste" Zweck ist nun aber nicht etwa, wie man denken könnte und wie man zuweilen annimmt, ein innerwirtschaftlicher. Mit anderen Worten: es gibt keinen selbständigen, obersten Zweck der Wirtschaft, keinen absoluten Wert der Wirtschaft. Alles, was man als solchen bestimmen zu können geglaubt hat, wie volkswirtschaftliche Produktivität, Nachhaltigkeitserfolg, Volkswohlfahrt oder dergleichen, gründet, wie tieferes Nachdenken erweist, in einem höheren Wert, der immer ein außerwirtschaftlicher ist. Man braucht sich nur die Frage vorzulegen: Warum höchste Produktivität? warum Nachhaltigkeitserfolg? warum Volkswohlfahrt?, um das einzusehen. (Wollte man aber der Wirtschaft einen höchsten Zweck setzen, ohne ihn weiter zu begründen, so würde man die ganze Problematik von Grund aus ändern: man würde aus der Ebene der richtenden Nationalökonomie als einer „Normwissenschaft" in diejenige einer Kunstlehre wechseln, für die allein sich derartige fiktive, „Als-ob"-Zwecke schicken.) Machen wir uns also klar, daß der Entscheid darüber, wie gewirtschaftet werden soll (oder kann), letzten Endes immer bestimmt wird durch irgendwelche außerwirtschaftlichen Entscheide. Deren gibt es aber eine bunte Menge, aus der ich nur einige der wichtigsten Möglichkeiten herausheben will. Die

„richtige" Wirtschaft gestaltet sich verschieden, je nachdem der Entscheid getroffen wird:

daß viele oder wenige Menschen auf einer Bodenfläche leben (oder leben sollen): Deutschland mit 40 und Deutschland mit 60 Millionen hat zwei ganz verschiedene Arten zu wirtschaften nötig;

daß eine Beschränkung der Bevölkerung angestrebt wird (oder werden soll);

daß ein Lebensrecht des einzelnen anerkannt wird (oder werden soll): die Antwort jenes französischen Ministers auf die Worte der Arbeiterdeputation: „Mais enfin, il faut que nous vivions": „Je n'en vois pas la nécessité" deutet auf eine Auffassung von der „richtigen" Wirtschaft, die grundverschieden ist von derjenigen, die die Arbeitslosenunterstützung zu einem „Grundrechte" erklärt;

daß die Menschen in Wohlhabenheit oder in Dürftigkeit leben (oder leben sollen): wenn wir unser Einkommen auf die Hälfte herabsetzten, könnten wir eine viel anständigere Wirtschaft haben, als wir sie heute besitzen;

daß die Menschen in großen Verbänden (Staaten, Reichen) leben (oder leben sollen): ein Volk, das keinen Anspruch auf Machtgeltung erhebt, kann ganz anders wirtschaften als ein solches, das „imperialistische" Ziele verfolgt;

daß die Menschen in Freiheit leben (leben sollen): auf der Grundlage der Sklaverei baut sich eine andere Wirtschaft auf als auf Grundlage der persönlichen Freiheit aller;

daß die Menschen in Gleichheit leben (leben sollen), sei es die Gleichheit eines Volkes, sei es verschiedener Völker untereinander: welches andere Gesicht bekommt die „Kolonialwirtschaft", je nachdem man die farbigen Völker als gleich behandelt oder nicht!

Natürlich flattern die Entscheide in diesen und anderen Einzelfällen, die sich beliebig vermehren ließen, nicht nebeneinander herum wie aufgescheuchte Vögel in einem Käfig. Vielmehr ist der eine durch den anderen gegeben, und alle finden sich — wenigstens

in einem durchgebildeten und seinen Grundsätzen getreuen Menschen — zu einer inneren Einheit zusammen, einem Gesamtwertesystem, das wir mit dem häßlichen Worte „Weltanschauung" zu benennen gewohnt sind. Wobei es wiederum dahingestellt bleiben kann, ob das Wertesystem eine außersubjektive Realität ist oder nicht. Das Entscheidende in der Weltanschauung bleibt im Rahmen unserer Betrachtung vor allem die Auffassung über die Bestimmung des Menschen auf dieser Erde. Es gibt für uns so viele Typen von Weltanschauungen ernster und beachtlicher Natur, als es ernste und beachtliche Auffassungen über die Bestimmung des Menschen auf der Erde gibt. Wir werden vor allem immer den Typen der diesseitigen und der jenseitigen, der lebenabgewandten (geistigen) und der lebenzugewandten (vitalen) Überzeugungen begegnen.

Zusammenfassend läßt sich also sagen: alle Systeme der gesollten Wirtschaft laufen auf ein gesellschaftliches Ideal hinaus, das heißt auf ein weltanschaulich — transzendent — begründetes System gesollter Zwecke. Solcher Ideale (Systeme) gibt es mehrere, weil es verschiedene Möglichkeiten der Annahme oberster Zwecke, (absoluter) Werte gibt: das ist der phänomenologische Befund, alle abweichenden Meinungen, wie die christliche bedürfen einer besonderen Begründung, wie wir sogleich sehen werden. Die möglichen Gestaltungen der Wirtschaft werden aber noch dadurch vermehrt, daß es meist auch mehrere Mittelsysteme gibt, um einen und denselben Zweck zu verwirklichen.

Welche Erkenntnisweisen stehen uns nun, so lautet jetzt für uns die Frage, zur Verfügung, um inmitten dieser unzweifelhaft zahlreichen Möglichkeiten, das Wirtschaftsleben zu gestalten, die „richtige" Wirtschaft herauszufinden.

Da bietet sich uns zunächst das Erfahrungswissen an, das denn auch in der Tat von manchen Anhängern der richtenden Nationalökonomie, wie wir sahen, in Anspruch genommen worden ist, um mit seiner Hilfe Werturteile zu begründen. Ich sehe aber nicht ein, wie das möglich sein kann. Die Tatsache, daß etwas ist, das heißt empirisch ist, in Raum und Zeit verwirklicht, Geschichte ist, kann doch nie und nimmer ein Grund sein dafür, daß es sein solle. Was kümmert mich die „Tendenz", was kümmert mich das „Herkommen",

wenn ich darangehe, meine Ideale aufzustellen und zu verwirklichen? Wollte man aber geltend machen, daß in „Tendenz" oder „Herkommen" die Notwendigkeiten zutage treten, die mein freies Handeln beschränken, so wäre darauf zu erwidern, daß mit diesem Hinweis der Boden des Erfahrungswissens verlassen und der des Evidenzwissens betreten sei, über dessen Verwendbarkeit für unsere Zwecke alsobald gesprochen werden wird.

Auch die Versuche, die ebenfalls hierher gehören: aus der „Natur" oder dem „Wesen" des Menschen oberste Zwecke empirisch ableiten zu wollen, müssen scheitern. Denn offenbar werden ja die „Natur" oder das „Wesen" des Menschen ihrerseits erst erkannt aus dem obersten Zwecke, der dem Menschen gesetzt ist, das heißt aus der Bestimmung des Menschen.

Deshalb lehnt, von ihrem Standpunkt aus wie mir scheint durchaus mit Recht, die herrschende katholische Moralphilosophie die Versuche einiger Moralphilosophen jesuitischer Observanz, wie des alten Suarez und des modernen Cathrein u. a. ab, die als das Wesen der Sittlichkeit die Übereinstimmung mit der vernünftigen Menschennatur bezeichnen[76].

Mit diesen Erwägungen scheint mir der *pragmatistische* Beweis erledigt zu sein.

Wenn das Erfahrungswissen versagt, so hilft uns vielleicht das Evidenzwissen weiter. Unter Evidenzwissen will ich die Einsicht in die Notwendigkeit eines Sachverhaltes verstehen. Und zwar in das notwendige Sein eines Sachverhaltes. Der Begriff „notwendig" wird, wie das so üblich ist, in einem doppelten Sinne gebraucht (dieser doppelte Sinn vertritt hier wie so häufig bei den „philosophischen" Eskamotagen, die ja so sehr beliebt sind, den doppelten Boden bei den Taschenspielerkunststücken im Varieté), einmal nämlich im Sinne eines notwendigen Seins, das andere Mal im Sinne eines notwendigen Sollens. Notwendiges Sein bedeutet, daß etwas nicht anders sein kann, notwendiges Sollen, daß etwas nicht anders sein soll. Für das Evidenzwissen: „$2 \times 2 = 4$", „der Teil ist kleiner als das Ganze" kommt ersichtlich die Seinsnotwendigkeit in Frage.

---

[76] Siehe die dagegensprechenden Gründe bei J. Mausbach, a. a. O. S. 32 f.

Die „richtige" Wirtschaft mit Hilfe des Evidenzwissens feststellen würde also auf den Nachweis hinauslaufen, daß eine bestimmte Wirtschaft „notwendig" sei, das heißt, daß keine andere sein kann. Wie steht es damit? Sind die Versuche, die „richtige" Wirtschaft evident zu machen, deren es mehrere gibt, geglückt? Prüfen wir! Prüfen wir vor allem die einzelnen Fälle, mit denen die Evidenz erwiesen werden soll.

Offenbar sind die Anhänger des *ontologischen* Beweises sämtlich des Glaubens, daß sie ihre Beweisführung auf evidentes Wissen stützen. Denn sie wollen uns ja überzeugen, daß das „Gute", das „Ideal", sich aus dem Gegenstande selbst „mit Notwendigkeit" erkennen lasse, und daß damit das „Gesollte" eindeutig bestimmt werden könne. Darin irren sie aber. Die Gründe, die gegen diese Auffassung sprechen, sind folgende:

1. selbst das Ideal des Einzelgegenstandes ist keineswegs immer nur eines, wenigstens nicht im Bereiche der Kultur, sondern hat mehrfache Möglichkeiten: Kunst! Staat! Wirtschaft!
2. angenommen, es sei eindeutig bestimmbar, so bleibt zweifelhaft, ob es überhaupt sein soll oder nicht, was für praktisches Handeln doch entscheidend ist: auch wenn ich den „König" eindeutig bestimmen kann, fragt es sich immer noch: ob ein König sein soll oder nicht; sicher hat auch das Sklavenverhältnis sein „Ideal", und doch kann ich die Sklaverei verdammen; wenn Aristoteles, auf den sich die Scholastiker zuweilen in diesem Punkte berufen (ich sagte oben: zu Unrecht), meint, daß man die Gegenstände nicht schlechthin, sondern nach ihrem guten und vollendeten Zustande definiere, z. B. einen Dieb als denjenigen, der heimliche Wege zu nehmen weiß, daß sich also die Begriffsbestimmung des Diebes auf den geschickten Dieb beziehe[77], so ist damit doch noch nichts darüber ausgesagt, daß der Dieb ein „Wert" sei, also sein solle; man mache sich doch klar, daß man mit der Ableitung der Werte aus dem Sein (oder Wesen) allenfalls zum

[77] Aristoteles, Topica VI, 12 fin. Zitiert bei Spann, Kategorienlehre. S. 331.

„Sollen" des Gegenstandes, aber nicht zu meinem Sollen gelangt, und daß das auf die Einsicht in das „Wesen" begründete Werturteil eine Plattheit enthält, nämlich: daß ein vollkommenes Ding „wertvoller" als ein unvollkommenes ist;

3. Ideale können in Widerspruch zueinander geraten: etwa die heroische und die idyllische Wirtschaft, wie ich die beiden Grundtypen nenne. Was dann? Welches ist die „richtige" Wirtschaft?

Also: bei aller Wertbestimmung aus dem Wesen einer Sache bleibt die Tatsache bestehen, daß es verschiedene Möglichkeiten der Gestaltung gibt, die uns vor die Notwendigkeit der Wahl stellen. Damit ist aber die Evidenz ausgeschlossen, denn diese läßt nur eine Möglichkeit zu. Diese Schwäche des ontologischen Beweises tritt mit besonderer Deutlichkeit bei der Beweisführung Spanns zutage.

Spann macht daher die Widerlegung seiner Beweisführung, die sich ganz im Rahmen des Evidenzwissens bewegt, leicht: er nimmt sie selber vor. Wir sahen, daß er als die Aufgabe der Nationalökonomie bezeichnete: die Frage zu beantworten „nach der wesensgemäßen, das heißt der besten Wirtschaftsgestalt", die er an einer anderen Stelle als die „wahrhaft mögliche" der schechthin „möglichen" gegenüberstellt. Darunter kann ich mir nichts Rechtes vorstellen: etwas ist entweder möglich oder es ist nicht möglich. „Wahrhaft" möglich kann also nur ein Vorzugsurteil enthalten, wie es in dem anderen Beiwort „beste" deutlichst zum Ausdruck gebracht wird. Nun ist es aber „evident", daß eine Sache entweder mit Hilfe eines Vorzugsurteils als eine unter mehreren, das heißt als die „bessere", oder aber mit Hilfe des Evidenzurteils als die einzig mögliche, das heißt die „richtige", bestimmt wird. Entweder etwas ist „besser" oder es ist „richtig". Aber es kann nicht zugleich richtig und besser sein: $2 \times 2 = 4$ ist richtig, aber nicht besser. Dem „richtig" entspricht denknotwendig ein Gegenstand, dem „besser" entsprechen ebenso denknotwendig mehrere Gegenstände. Ich hoffe, mein liebenswürdiger und geschätzter Kollege verübelt es mir nicht, wenn ich zur Kennzeichnung seiner Beweisführung ein Scherzwort heranziehe, das den Sachverhalt (Vermischung zweier Arten von Urteilen) in epigrammatischer Zuspitzung ausdrückt:

„Bin ich auch wirklich das einzige Mädchen, das du je geküßt hast?"

„Ja, mein Schatz. Und dazu noch das hübscheste!"

Sollten die scholastischen Ontologen nun aber geltend machen, daß die Eindeutigkeit der Zwecke ja durch die Ausrichtung sämtlicher Einzelzwecke auf den finis ultimus gewährleistet sei, so wäre darauf zu erwidern, daß mit dieser Hereinziehung des obersten Zwecks der Boden des Evidenzwissens verlassen ist. Denn dieser als ein transzendenter und inhaltlich bestimmter ist eben nicht evident, weil nicht denknotwendig nur ein einziger. Was für den Gläubigen „evident" ist, ist es noch nicht für den Verständigen, und nur auf diesen ist unser Evidenzbegriff eingestellt. Die lex aeterna der Scholastik ist im ganzen und im einzelnen nichts anderes als das aus Offenbarung und Tradition gewobene System des christlichen Glaubens, den zu einer Angelegenheit der logischen Denknotwendigkeit zu machen, mir als Blasphemie erscheinen will.

v. Gottl bedient sich ebenfalls neben dem Erfahrungswissen des Evidenzwissens, um die „richtige" Wirtschaft zu erkennen. Seine „seinsrichtigen Werturteile", die er, wie wir sahen, beibehält, betreffen die „Volkswirtschaftlichkeit" eines Gebarens, einer Maßregel, eines Vorgangs. Und er glaubt, Volkswirtschaftlichkeit eindeutig bestimmen zu können als „einfach das, was im Einklang damit steht, daß sich in der Gestalt der Volkswirtschaft die Wirtschaft selber als Leben erfüllt, ihre Idee verwirklicht", was sie nach folgender Formel tut: „lebensförderlichstes (!) Zusammenspiel aller Erfüllungen im Gebilde, unter erschöpfender Auswertung alles Verfügbaren"[78]. Ist damit wirklich eine bestimmte Wirtschaft eindeutig bestimmt? Ich glaube nicht. Denn welche tausendfache Möglichkeiten enthält allein das Wort „lebensförderlichst" nach der quantitativen wie nach der qualitativen Seite hin. Das kann bedeuten: 40 und 60 Millionen Deutsche, reichliche und knappe Lebenshaltung, Machtstellung und Abhängigkeit, Kommunismus und Kapitalismus, Sklaverei und freies Arbeitsverhältnis, demokratische und aristo-

[78] Friedrich v. Gottl, Volkseinkommen und Volksvermögen im ‚Weltwirtschaftlichen Archiv" Band 26 (1927), S. 92/93.

kratische Wirtschaftsverfassung, freie und gebundene Wirtschaft, Gegenwartswirtschaft und Zukunftswirtschaft und vieles, vieles andere noch. Selbst ein Satz, den v. Gottl als Muster eines „evidenten" Satzes der Volkswirtschaftslehre anführt: „Man soll die Henne nicht schlachten, die die goldenen Eier legt", ist nichts weniger als „evident", „einleuchtend". Es sei denn, man bezeichne es als notwendig (soll-notwendig), daß goldene Eier gelegt werden. Aber dann ist es ein identischer Satz. Der Entscheid aber, ob „goldene Eier" gelegt werden sollen, hängt von der (beliebigen) Zwecksetzung ab, die man vornimmt. Warum kann ein Volk sich nicht vornehmen, den Boden auszurauben, die Bergwerke abzubauen, die Produktionsmittel abzunutzen in der einzigen Absicht, für eine Generation mehr Güter zu erzeugen nach dem schon oft verkündeten Grundsatze: „Nach uns die Sintflut?" Wenn z. B. der Glaube sich verbreitet, daß in einem bestimmten, nahe bevorstehenden Zeitpunkt „die Welt untergehen wird". Ein solcher Standpunkt mag sehr verwerflich sein, möglich ist er gewiß, und es ist sogar der Standpunkt gewesen, auf dem ganze Generationen gestanden haben.

Der Standpunkt wird uns noch näher gebracht, wenn wir etwa das Verhältnis verschiedener Volkswirtschaften zueinander in Betracht ziehen. Während des ganzen merkantilistischen Zeitalters haben die europäischen Völker die Henne geschlachtet, die die goldenen Eier legte, als sie die Kolonialländer und Völker ausraubten und aussaugten. Und Frankreich hat nach dem Kriege lange Zeit geschwankt, ob es Deutschland als Legehuhn oder als Suppenhuhn verwenden sollte. Wo also bleibt da die eindeutige Bestimmung der „richtigen" Wirtschaft?!

Bleibt die kunstvoll ausgebaute, stark betonierte Stellung Kants, hinter der sich viele verschanzen, die den Evidenzbeweis für die „richtige" Wirtschaft zu führen unternehmen: es ist die Position aller derer, die die Werturteile in der Nationalökonomie mit Hilfe des *erkenntnistheoretischen* Beweises zu rechtfertigen versuchen. Daß Kants Beweisführung unwiderlegbar ist, solange sie sich streng formal verhält, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Aber sie überschreitet diese Grenzen sehr häufig, und dann erweist sie sich nicht als stich-

haltig. Auch der leiseste Versuch, das „Moralgesetz" inhaltlich zu bestimmen, ist zum Scheitern verdammt.

Alle Evidenz, diese Einsicht hat Kant selber mit unwiderleglichen Gründen als richtig nachgewiesen, setzt apriorisches Wissen voraus. Die Frage wird also, wenn wir die Evidenz einer Behauptung erweisen wollen, die sein: ob der behauptete Satz a priori feststeht. Nun lautet die wichtige Stelle, an der Kant die Gesellschaftslehre begründet, wie folgt: „Nun sage ich: der Mensch und überhaupt jedes vernünftige Wesen, existiert als Zweck an sich selbst, nicht bloß als Mittel zum beliebigen Gebrauche für diesen oder jenen Willen, sondern muß in allen seinen, sowohl auf sich selbst als auch auf andere vernünftige Wesen gerichteten Handlungen jederzeit zugleich als Zweck betrachtet werden."[79]

Dieser Satz ist einwandfrei, wenn wir ihn rein formal fassen, das heißt in die Bestimmung des „vernünftigen" Wesens die Anforderungen aufnehmen, die in ihm enthalten sind.

Er ist ebenso „unwiderlegbar" (weil gar nicht im Bereiche der Widerlegbarkeit befindlich) als sittliche Forderung. Er ist völlig hinfällig, wenn er eine inhaltlich bestimmte a-priori-Behauptung enthalten soll. Denn dann müßte die gemachte Feststellung „eindeutig" sein, das heißt: sein Inhalt dürfte keine andere Möglichkeit zulassen.

Warum der Mensch „nicht bloß als Mittel zum beliebigen Gebrauche für diesen oder jenen Willen" dienen soll (darf? kann?), ist nicht einzusehen. Der gläubige Christ wird sogleich anderer Meinung sein, denn er betrachtet den Menschen als Werkzeug des göttlichen Willens. Und Aristoteles, der doch schließlich auch jemand war, war ebenfalls anderer Meinung, wenn er die Sklaverei „a priori" begründete (natürlich ebenso falsch). Noch in neuer Zeit sind erleuchtete Geister für die Wiedereinführung der Sklaverei eingetreten. Ich erinnere an Linguet, an Granier de Cassagnac. Das mag „empörend" sein, aber „falsch" ist es gewiß nicht.

Ebensowenig a priori, das heißt evident, ist das jenem Grundsatz entsprechende „oberste Gesetz", das Kant für das menschliche Verhalten in der Gesellschaft aufstellt: „daß ich auch wollen könne,

---

[79] Kant, Metaphysik der Sitten. 2. Abschnitt.

meine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden können." Es ist oft und mit Recht demgegenüber geltend gemacht worden, daß ebensogut zum Gesetz erhoben werden könnte: „daß jedermann seinem Wesen gemäß (nach dem ‚Gesetz nach dem du angetreten') handeln solle."

Aber selbst die Richtigkeit des von Kant aufgestellten „obersten Gesetzes" zugegeben, so läßt sich daraus keine einzige inhaltlich bestimmte „Pflicht" oder „Maxime" ableiten. Man prüfe doch die vier Fälle von angeblich a priori begründeten „Pflichten", die Kant selber aufzählt, und man wird leicht einsehen, daß kein einziger den erhobenen Anforderungen entspricht: 1. Pflicht zur Erhaltung des Lebens. Dagegen: Pflicht zum Opfertode; 2. Pflicht, Geld zurückzugeben. Dagegen: Liebe, Kommunismus. Denn die Pflicht ist selbstverständlich nicht ein allgemeines a priori (worauf doch die Beweisführung abzielt), wenn sie sich etwa als „evident" (notwendig) im Rahmen eines bestimmten Wirtschaftssystems erweisen ließe; sie wäre dann höchstens ein historisches a priori; 3. Pflicht, einen nützlichen (!) Beruf auszuüben: Was heißt „nützlich"? Übt der Bettelmönch einen „nützlichen" Beruf aus? Oder der reiche Sammler? Oder die „Dame"? Oder die Dirne? Unmöglich, die „Nützlichkeit" a priori zu bestimmen, also „evident" zu machen; 4. Pflicht zur Wohltätigkeit. Wie steht es mit den Warnungen, die heute die öffentlichen Stellen erlassen, keinem Bettler etwas zu geben? Wie mit der Forderung der Sozialisten, die private Wohltätigkeit durch die staatliche Fürsorge überflüssig zu machen?

Bei seiner Aufzählung der Bestandteile des Naturrechts macht Kant sich selbst den Einwurf, daß das alles keine a-priori-Begriffe seien, sondern „ganz empirisch zu sein scheinen" und sucht den Einwand durch eine Geldtheorie — deren a-priori (!)-Substanz Gold- und Silberwährung sind — ganz ergebnislos zu entkräften, indem er eine Erklärung des Geldes (nach Adam Smith!) gibt, die „nur auf die Form der wechselseitigen Leistungen im belästigten Vertrage sieht (und von diesem als Materie abstrahiert) und so auf den Rechtsbegriff in der Umsetzung des Mein und Dein überhaupt", ohne zu bedenken, daß dies alles schon nicht mehr a priori ist. Noch viel weniger ist Kants öffentliches Recht sachlich a priori begründet,

sondern stellt nichts anderes als eine Spiegelung der zufälligen historischen Gesellschaft dar, in der er lebte, an der er nur einige seinem persönlichen Ideal entsprechende Korrekturen vornimmt.

Wenn es aber selbst dem gewaltigen Geiste Kants nicht gelungen ist, eine „richtige" Wirtschaft (und Gesellschaft überhaupt) „evident" zu machen, das heißt also, wie wir nun hoffentlich begriffen haben, eindeutig zu bestimmen, so wird die Unausführbarkeit dieses Unterfangens wohl in der Sache selbst begründet sein. In der Tat ist dem so. Nicht als ob es keine a prioris der Wirtschaft gäbe. Ich werde ihrer selbst eine Menge namhaft machen. Aber sie betreffen immer nur die Form oder wenn man will: einzelne Bestandteile der Wirtschaft: in aller Wirtschaft ist Wirtschaftsgesinnung, Ordnung, Technik; in aller Wirtschaft sind Sachgüter; es gibt nur zwei „Produktionsfaktoren"; alle Wirtschaft erfolgt in Betrieben usw. Das sind echte a prioris. Aber sie beziehen sich nie auf das Ganze eines Wirtschaftssystems. Diesem haftet stets empirischer Stoff an.

Das bisherige Ergebnis unserer Untersuchung ist also dieses: die „richtige" Wirtschaft ist weder zu finden mit Hilfe des Erfahrungswissens, noch mit Hilfe des Evidenzwissens. Führt darum aber überhaupt kein Erkenntnisweg zu ihr? Doch.

3. Wie ist richtende Nationalökonomie möglich?

Ist die „richtige" Wirtschaft überhaupt zu finden mit Hilfe irgendeiner Erkenntnis? Ist sie überhaupt ein „Erkenntnis"problem? Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir uns noch einmal zu völliger Klarheit bringen, daß das Problem der „richtigen" Wirtschaft und somit der Aufgabenkreis der richtenden Nationalökonomie aus drei Bestandteilen besteht, sofern es sich handelt:

1. um die Einsicht in die letzten Werte;
2. um die Erkenntnis der richtigen Mittel zur Verwirklichung der Zwecke;
3. um den Appell an den Willen, das Richtige zu tun.

Der 3. Punkt enthält überhaupt kein Erkenntnisproblem und scheidet aus; der 2. Punkt ist zwar ein Erkenntnisproblem, gehört aber in die Kunstlehre (Technologie) und scheidet ebenfalls aus;

der 3. Punkt aber ist derjenige, der hier allein in Frage kommt: er betrifft dasjenige Erkenntnisproblem, mit dem wir es hier zu tun haben. Und unsere Aufgabe ist nun — scharf umrissen — die: festzustellen, ob es eine Erkenntnisart gibt, die die Einsicht in letzte Werte vermittelt. Daß diese weder das Erfahrungswissen noch das Evidenzwissen, die beide zusammen, wie wir hier schon feststellen wollen, diejenige Erkenntnisart ausmachen, die wir die wissenschaftliche nennen, sein kann, glaube ich nachgewiesen zu haben. Aber es gibt neben der wissenschaftlichen Erkenntnis noch andere Erkenntnisweisen, und eine unter diesen ist vielleicht diejenige, die wir suchen.

Wir wissen jetzt wieder, dank nicht zuletzt der Lebensarbeit Max Schelers, daß das Erkennen viele „Regionen" hat, daß jede Art des Lebens zugleich Erkenntnis einer seiner Eigenart entsprechenden Wahrheitsregion ist. Neben dem Verstandeserkennen müssen wir ein Gefühls- und Willenserkennen gelten lassen. Wir müssen einsehen, daß der Zugang zum Sein ebenso durch die ästhetische, soziale, religiöse Funktion unserer Seele möglich ist wie durch die logische. Unter diesen zahlreichen Funktionen ist nun eine die philosophische. Und die ihr entsprechende Erkenntnisart ist die Metaphysik. Freilich müssen wir den Begriff der Metaphysik anders fassen als es die heutige Logik tut. Heute ist die Metaphysik in den Eisregionen des „wissenschaftlichen" Denkens eingefroren, und sie muß gleichsam wieder aufgetaut werden, indem wir sie aus dieser Eiswüste entfernen und in wärmere Zonen überführen.

Den äußersten Grad der Starre und Blutleere erreicht die Metaphysik in der Auffassung der Positivisten, wie sie bei uns etwa Wilhelm Wundt vertrat, der der Metaphysik den Beruf zuwies: „die durch die Einzelwissenschaften vermittelten Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen"[80].

Aus dieser Totenstarre erweckten diese Erkenntnisart schon diejenigen Denker, wie Sigwart und Heinrich Maier, die ihr als Aufgabe doch wenigstens stellten „die transzendental-genetische Erklärung der kategorischen und systematischen Wirklichkeitsformen",

---

[80] W. Wundt, Einleitung in die Philosophie. S. 19.

die Herausarbeitung der „formalen Struktur der Weltwirklichkeit".[81] Aber freilich auch diese Männer wollten und wollen von dem wissenschaftlichen Charakter der Metaphysik nicht lassen, wobei sie von Wissenschaft ungefähr denselben Begriff haben, wie er dieser Darstellung zugrunde liegt. „Auch die erkenntnistheoretische-metaphysische Wirklichkeitsphilosophie ist am Ende Wirklichkeitswissenschaft... Unser Wissenschaftswille lehnt alles ab, was vor dem strengen Geltungsmaßstab der Wissenschaft nicht standhält."[82]

Wegen dieses Postulates der Wissenschaftlichkeit hält sich folgerichtig diese Richtung streng an die Feststellung der formalen Struktur der Weltwirklichkeit, wohl wissend, daß alle inhaltlichen Aussagen über transzendente Dinge die Grenze des Erfahrungs- und Existenzwissens überschreiten. Alle Philosophie, die auch den Inhalt, den Sinn der Welt erfassen will, lehnen sie als „Begriffsroman", als „Weltdichtungen, die auf wissenschaftlichen Wert keinen Anspruch machen können", ab.

Und gerade diese „Weltdichtung" ist die der Metaphysik eigenste Aufgabe, wenn man dieser Erkenntnisweise eine Bedeutung neben der Wissenschaft beimessen will. Alle echte Philosophie ist, weil ihr Gegenstand erfahrungstranszendent ist, selbst wissenschaftstranszendent. Ihre Eigenart wird bestimmt durch die Ziele, die sie sich steckt: die Erkenntnis des Absoluten und Unbedingten, die Erschließung des Sinnes aller Sinngehalte, des Sinnes der Welt. In wundervoller Weise hat Max Scheler die Philosophie bezeichnet[83] als den liebesbestimmten Aktus der Teilnahme des Kerns einer endlichen Menschenperson am Wesenhaften aller möglichen Dinge. Aus dieser Wesenheit der Philosophie, die immer gleichbedeutend ist mit Metaphysik, ergibt sich die erkenntnistheoretische Eigenart, die diese Erkenntnisweise aufweist und die wir etwa wie folgt umschreiben können.

Auf Glaube, Liebe und Ehrfurcht ist alles philosophische Wissen aufgebaut. Auf dem Glauben vor allem, daß es außer dieser Welt des

---

[81] H. Maier, Wahrheit und Wirklichkeit. 1926. S. 564ff.

[82] H. Maier, a. a. O.

[83] Siehe den schönen Aufsatz von Max Scheler, Vom Wesen der Philosophie in der Zeitschrift „Summa". 2. Viertel 1917.

Scheins, in der wir leben, eine andere Wesenswelt gibt, deren Erforschung die Philosophie sich zur Aufgabe stellt. Alle echte Philosophie setzt die Realität einer transzendenten Welt als selbstverständlich voraus. Alle echte Philosophie ruht aber des ferneren auf dem Glauben an die Erkennbarkeit dieser übersinnlichen Welt und daß ihre Erkenntnis logifiziert, unter Verstandeskategorien gebracht werden kann: dieser doppelte Glaube ist das Apriori jeder Metaphysik.

Die Besonderheiten der philosophischen Erkenntnis sind aber diese:

1. sie ist, wie man es ausdrücken kann, persongebunden. Nur dem Auserwählten, dem Begnadeten erschließt sich die Einsicht in die Welt des Absoluten. Wahrheit ist ebensowenig wie Schönheit jedem Beliebigen erreichbar. Philosophisches Wissen ruht auf Offenbarung und die Philosophie erweist sich damit der Religion verwandt. Auch die Art ihres Wissens gleicht dem religiösen: es ist mehr ein Schauen, ein Ahnen als ein Wissen im szientifischen Sinne. Sie unterscheidet sich von der Religion dadurch, daß sie ihr Wissen, statt in Symbolen, in Verstandeskategorien faßt. Aber diese Fassung bleibt unvollkommen: den Verstandeskategorien, in denen das philosophische Wissen sich darstellt, haftet immer noch etwas Symbolisches an. Das philosophische Wissen ist nur in beschränktem Umfange objektivierbar, das heißt loslösbar von der Person des Philosophen. In der Philosophie ist ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger, wer etwas sagt, als was gesagt wird. Daraus ergibt sich:

2. die dem philosophischen Wissen eigentümliche Form der Übertragung. Sie ist die der Lehre. Lehre ist aber die Übertragung eines Wissensstoffes von Person zu Person, wie sie geübt wird in aller Religion, in aller Kunst und handwerkerlichen Kunstfertigkeit: dem Meister steht der Jünger, der Schüler, der Lehrling gegenüber. Lehren heißt: zeigen, wie ich es mache, sagen, wie ich es sehe. Ihr entspricht die Aufforderung: „tut Ihr desgleichen"; macht es ebenso, schaut es ebenso wie ich; „folgt mir nach". Alles Überzeugen ist sehenmachen. Das philosophische Wissen ist darum nur aufweisbar, nicht beweisbar. Deshalb kann es auch nur dem Gleichgesinnten, Gleichgestimmten, Gleichgerichteten übertragen werden. Wie ich die

Farbe nicht dem Blinden, den Ton nicht dem Tauben, Gott nicht dem Gottlosen aufweisen kann, so auch die philosophische Weisheit nicht dem Unweisen. Alles Philosophieren, so haben es die Griechen schon treffend ausgedrückt, ist ein Mitphilosophieren, ein συμφιλοσοφειν. Deshalb wendet sich der Philosoph auch nicht an die unbekannte Masse, „an alle", sondern nur an den engeren Kreis der Jünger. „Sagt es niemand, nur dem Weisen!" Ihren soziologischen Ausdruck findet dieser Sachverhalt in der „Philosophenschule", der „Akademie", wie das für die platonische Akademie in meisterhafter Weise Paul Landsberg aufgewiesen hat[84].

Die philosophische Erkenntnis ist

3. relativistisch, das heißt: sie ist bewußtes „Standpunkt"-Wissen, das bestimmte Teilausschnitte aus der Welt des Absoluten erkennt. Die Philosophie sucht das Absolute zu erfassen, aber dieses Absolute erscheint in dem Gedankenbilde des Philosophen in ganz bestimmter Auswahl, Stellung, Färbung, Prägung. Jeder große Philosoph erblickt nur einen Teil des unendlichen Absoluten und gibt deshalb in seiner Lehre nur eine Seite des objektiven Seins wieder: daß er einen Typus der Auffassung, nicht einen beliebigen Quidam darstellt, macht ihn zum Philosophen. Aber seine Philosophie bleibt notwendig einseitig. „Diese Einseitigkeit der einzelnen Philosophien liegt in ihrem tiefsten Wesen begründet; denn als dieses Wesen hat sich doch offenbart, daß das Allgemeinste sich in der Form einer typischen Individualität darstelle" (Simmel). Wie zwei Astronomen an verschiedenen Punkten der Erde verschiedene Sternbilder wahrnehmen, während doch der Sternenhimmel derselbe eine ist, so geben uns verschiedene Philosophen verschiedene Ausschnitte aus der Welt des Absoluten je nach der typischen Art ihres Wesens. Leibniz hat denselben Gedanken in einem anderen Bilde ausgedrückt, wenn er schreibt[85]:

„Wie eine und dieselbe Stadt, von verschiedenen Seiten angesehen, immer als eine andere und gleichsam vervielfältigt erscheint, so kann

---

[84] Paul Landsberg, Wesen und Bedeutung der Platonischen Akademie. Eine erkenntnissoziologische Untersuchung. 1923.

[85] Leibniz, Monadologie, Satz 57.

es geschehen, daß wegen der unendlichen Menge der einfachen Substanzen (Monaden) es ebenso verschiedene Welten zu geben scheint, die genauer besehen, nichts anderes sind, als die verschiedenen Ansichten der einzigen, von den verschiedenen Standpunkten der Monaden angesehenen Welt."

Dieser Relativismus des philosophischen Wissens steht in notwendiger Wechselbeziehung zu der Absolutheit des Erkenntnisgegenstandes. Eine oberflächliche Betrachtung verwechselt häufig die hier aufgezeigte Relativierung der Erkenntnis mit der Relativierung der Welt. Diese beiden Begriffe sind nicht nur nicht dieselben: sie schließen einander vielmehr aus. Kein echter Philosoph, sahen wir, zweifelt an der Objektivität der transzendenten Welt und ihrer Inhalte. Und gerade darum ist er sich der Relativität seiner Erkenntnisse bewußt und weiß, daß er nur Teilausschnitte erfaßt, die erst in ihrer Gesamtheit am Ende der Tage die Gesamterkenntnis des Absoluten ergeben werden. Es ist ein sehr großer Irrtum, wenn man, wie Dilthey es tut, der Philosophie wesensmäßig den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erachtet. Der einzelne Philosoph mag sie erheben. Aber dann irrt auch er. Im Wesen der Philosophie liegt dieser Anspruch ganz und gar nicht, kann er nicht liegen, dank der Persongebundenheit ihrer Erkenntnis, die, wie wir sahen, ihr das Gepräge gibt.

Hier, in der Metaphysik, sind wir nun aber offenbar auf den Erkenntnisweg gestoßen, auf dem die Vertreter der richtenden Nationalökonomie wandeln, während sie selbst glauben, ganz woanders zu sein: sie wähnten, Wissenschaft zu treiben und trieben Metaphysik. Sie suchten die „richtige" Wirtschaft, während sie die „beste" fanden. Sie fanden sie, indem sie einen Bezirk des Absoluten erschlossen: letzte Werte. Daß diese selbst objektiv gültig und von keiner Subjektivität in ihrem Bestande bedroht seien, wollen wir als feststehend annehmen. Werte, so hat es der Cusaner in einem demütigen Bilde ausgedrückt[86], sind Goldmünzen, die Gott als „Münzmeister" ausprägt und die unser Verstand nur betrachtet, gegeneinander umsetzt und abwägt. Von diesen Werten gibt es aber keine Wissen-

[86] Zitiert bei E. Cassirer, Das Erkenntnisproblem 1² (1911), S. 58.

schaft, es gibt nur eine Philosophie der Werte, weil diese im Transzendenten gründen. „Der eigentliche Sitz aller Wert-aprioris ist die im Fühlen, Vorziehen, in letzter Linie in Lieben und Hassen sich aufbauende Werteerkenntnis resp. Werteerscheinung. Diese Erkenntnis erfolgt in spezifischen Funktionen und Akten, die von allem Wahrnehmen und Denken toto coelo verschieden sind und den einzig möglichen Zugang zur Welt der Werte bilden."[87] Werte sind „Urphänomene", und solche sind, soweit ihr Dasein noch erklärlich ist, nur metaphysisch erklärbar, das heißt mit Heranziehung desjenigen real Seienden und seiner Ordnung, das in keiner direkten oder indirekten Verknüpfung mehr mit unserer realen psychophysischen Organisation steht[88].

Für alle „Werturteile" gilt also, was wir an der philosophischen Erkenntnis überhaupt als das Wesentliche feststellen konnten: sie enthalten persongebundene, „relativ" wahre Erkenntnis, die man niemals dem anderen verstandesmäßig aufzwingen kann. Werte werden geschaut von begnadeten Menschen und werden geglaubt von denen, die gleichen Sinnes sind. Werte werden — völlig irrational — von Mensch zu Mensch übertragen, kraft der unerforschlichen Macht der Persönlichkeit. An die Stelle des Beweises tritt die Liebe, aus der Liebe aber erwächst die Nachfolge. Für Werte lebt man, für Werte stirbt man, wenn es notwendig ist. Werte aber beweist man nicht. Welchen Sinn hätte es, für etwas, das man als „richtig" „beweisen" kann, zu sterben? Es ist nichts anderes als ein altes Vorurteil der rationalistischen Scholastik und der Aufklärung, das unsere „wertenden" Nationalökonomen noch immer mitschleppen. Die „Richtigkeit" der Werte beweisen, das heißt sie in den engen Umkreis der Verstandeserkenntnis herabziehen, heißt, Werturteile verwissenschaftlichen wollen. Werte gründen aber in einer viel größeren Tiefe, als der, in die das Senkblei der Wissenschaft hinabreicht.

Ich habe mich in meinen Ausführungen auf den Nachweis des außerwissenschaftlichen Charakters aller Werturteile beschränkt, soweit sie metaphysisch begründet werden. In gesteigertem Maße gilt

---

[87] M. Scheler, Ethik (1916), S. 64.

[88] M. Scheler, Sympathiegefühle. 2. Aufl. 1923. S. 64.

das Gesagte natürlich für diejenigen Werturteile, die in historisch geoffenbarten Religionen, also im Bereiche der katholischen Religion in der lex divina positiva, ihre Wurzeln haben. Die „Wahrheit" göttlicher Offenbarungen mit Verstandskategorien beweisen wollen, ist Vermessenheit. Die Dogmatik, zu deren Bereich die Erörterung der religiösen Wahrheiten und somit auch der religiös verankerten Werte gehört, ist ebenso wissenschafts-transzendent wie die Metaphysik.

In der meist sehr oberflächlich geführten Erörterung über „Werturteile" in der Nationalökonomie, deren Berechtigung, ich wiederhole es, ich einstweilen gar nicht prüfen will, sollte nun wenigstens diese Einsicht nicht länger unbeachtet bleiben: daß Werte und damit auch Urteile über Werte außerhalb des Bereichs des Erfahrungswissens und des Evidenzwissens liegen, vielmehr der Sphäre philosophischer (oder religiöser) Erkenntnis angehören.

Damit ist aber auch der Artcharakter der richtenden Nationalökonomie bestimmt: es handelt sich bei ihr nicht um Wissenschaft, sondern um Metaphysik (die eigene des Autors oder eine erborgte), wenn nicht gar um Religion. Worauf es mir in diesem ganzen Abschnitt ankam, ist die scharfe Herausstellung dieser Eigenart der richtenden Nationalökonomie. Im Interesse gedanklicher Sauberkeit müssen wir endlich diese „untreue Vermischung" zweier völlig voneinander verschiedenen Erkenntnisweisen aufgeben. Was jetzt noch so häufig in unseren nationalökonomischen Lehrbüchern und sogenannten Systemen geboten wird, ist eine unerträgliche Durcheinandermanschung artverschiedener Dinge, ist eine unleidliche Stilmischung, wie wir sie in dem Salon eines Parvenus anzutreffen gewohnt sind.

Um wie verschiedene Dinge es sich bei Metaphysik und Wissenschaft handelt, werden wir erst ganz einzusehen vermögen, wenn wir nun im folgenden die Denkweise der wissenschaftlichen Nationalökonomie kennenlernen.

Zweiter Abschnitt
Die ordnende Nationalökonomie

Siebentes Kapitel
Die Entstehung der modernen Wissenschaft

Die ordnende Nationalökonomie ist die erste Erscheinungsform der wissenschaftlichen Nationalökonomie im Gegensatz zur richtenden Nationalökonomie, die, wie wir festgestellt haben, Metaphysik ist. Es gilt nun zunächst, uns von dem Wesen der Wissenschaft ein ebenso klares Bild zu machen, wie wir es (hoffentlich!) von der Metaphysik gewonnen haben. Da moderne Wissenschaft, die wir immer als Wissenschaft schlechthin bezeichnen wollen, eine ganz besondere, einzigartige, geschichtliche Erscheinung ist, die nirgends da ist außer in Westeuropa und auch hier erst seit dem Beginn der neuen Zeit, so werden wir, dünkt mich, uns das Wesen dieser eigentümlichen Geisteshaltung am besten klarmachen, wenn wir sie als das Erzeugnis einer ganz bestimmten Kulturentwicklung zu verstehen suchen. Ich gebe also einen gedrängten Überblick über die Wandlungen der europäischen Gesellschaft und des europäischen Geistes, in deren Verfolg die moderne Wissenschaft erschienen ist. Daß dieser für den Kundigen nichts Neues enthält, bedarf im Grunde keiner besonderen Hervorkehrung.

1. Die Zersetzung der europäischen Kultur

Die allgemeinste und entscheidende Tatsache im Kulturleben des heutigen Europas ist die Verweltlichung des Lebensstils, die bereits im Mittelalter einsetzt. Ich meine damit jene Verschiebung des Blickfeldes von den ewigen Werten zu den Dingen dieser Welt, die Säkularisation des Willens und der Werte.

Die ersten Anzeichen dieser Verweltlichung deuten sich an in der erstmaligen Erschütterung des Vertrauens in die von Gott gesetzten Ordnungen: Regnum und Sacerdotium. Sie machen sich bereits im

13. Jahrhundert bemerkbar, in diesem für die Entwicklung des europäischen Geistes in vieler Hinsicht entscheidenden und in gewissem Sinne ersten „modernen" Jahrhundert. Von dieser Zeit an beginnt die Umgestaltung der Lebensformen, teils als Wirkung, teils wieder als Ursache des kritischen, weltlichen Geistes.

Die Umgestaltung betrifft zunächst die Beziehungen zu fremden Völkern: diese Beziehungen setzen ein mit der Besiedelung der Levante und den Kreuzzügen, werden vervielfacht durch die koloniale Ausdehnung der europäischen Großstaaten und verallgemeinern sich in dem Maße, wie die Verkehrstechnik fortschreitet.

Die Umgestaltung der Lebensweise tritt ferner zutage in dem zunehmenden Wohlstande der europäischen Völker, der teils durch die Entwicklung der Technik, teils — und zwar zum größten Teil — durch die Ausplünderung der außereuropäischen Menschheit hervorgerufen wurde.

Die Umgestaltung ergreift aber endlich auch alle äußeren Lebensordnungen der europäischen Welt. Der wichtigste Umstand ist hier, daß sich eine Verstadtlichung vollzieht, damit also das auftritt, was wir städtische Kultur nennen: eine Kultur, die getragen ist von Menschen, die nicht im Boden wurzeln und doch „Freie" sind — dieses Problem: grundbesitzlos und doch frei zu sein wird gelöst durch das Aufkommen der berufsmäßigen gewerblichen Produzenten und Händler —, eine Kultur, in der der Verstand die Führung übernimmt. Damit im engsten Zusammenhange steht die Entfaltung aller Lebensformen in ihrer Eigengesetzlichkeit: sie werden der Ausrichtung auf ein jenseitiges Ziel entzogen. Der Mensch ist sich wieder selbst genug: „Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie nur wollen" (L. B. Alberti). Alles menschliche Tun soll seinen Sinn in sich selbst haben (also, wie man gesagt hat, im Grunde überhaupt keinen Sinn mehr). Der Mensch wird wieder das Maß aller Dinge.

Diese Verweltlichung aller Lebensbetätigungen bedeutete aber das Auseinanderbrechen der alten Einheitskultur, die in dem einen objektiven Geiste gewurzelt, die ihren Zusammenhang gefunden hatte in der Beziehung aller Menschen und Dinge auf den einen Gott, der wie eine Sonne überallhin Licht und Wärme gestrahlt hatte.

Dieses Auseinanderbrechen läßt sich verfolgen im Geistigen ebenso wie im Politischen und Gesellschaftlichen.

Im Geistigen bedeutet es die Verselbständigung der einzelnen Gebiete der Kultur: Staat, Wirtschaft, Kunst usw. In der bildenden Kunst beispielsweise beginnt — sehr langsam, eigentlich erst nach Michelangelo — das l'art-pour-l'art-Prinzip sich durchzusetzen, während doch vorher alle Kunst selbstverständlich nur Dienst am Ideal gewesen war. Und damit fängt das Formelle an, den Inhalt zu überwuchern: es kommt nur noch darauf an, wie gemalt, nicht was gemalt wird. Diese Tendenz aber wird die allgemeine auf allen Gebieten der Kultur. Es beginnt, wie man es nennen kann, die allgemeine Technifizierung der Welt: das Zeitalter der Mittel, dessen Höhepunkt wir heute erst erleben, bricht an, der Mittel, die ohne Sinn verwandt werden und deren reiche und kunstvolle Verwendung schließlich unmerklich zum Zwecke wird.

Im Politischen lockert sich das feste Gefüge der politischen Stände, das der Feudalismus dargestellt hatte: mit Gott als dem obersten Lehnsherrn an der Spitze. Es entwickelt sich die städtische Demokratie mit ihrem Interessenstandpunkt, ihren Parteiführern, und als Gegenstück dazu die traditionslose Tyrannis: der „rationale" Staat beginnt sein Dasein.

Auch im Gesellschaftlichen schwindet die hierarchische Standesgliederung: der Interessenverband tritt an die Stelle der Berufsgemeinschaft. Das Fürsichleben der einzelnen Berufsstände mit ihren einzelnen Standessitten, ihrer Standesehre hört auf. In Italien fängt schon im Spätmittelalter die „Gleichheit" der einzelnen vor Tyrannis und Demokratie an, sich durchzusetzen: eine „allgemeine Gesellschaft" entsteht, begünstigt durch das Zusammenleben von Adel und Bürgertum in den Städten. Der einzelne, vor allem der starke einzelne als solcher bekommt Wert. Der „moderne Ruhm" entsteht (Jak. Burckhardt), der sich an den Einzelnamen als solchen knüpft, während ehedem der einzelne nur als Vertreter einer Gemeinschaft: Geschlecht, Beruf, Kirche, Kloster, gegolten hatte: man wurde geehrt, weil man der „Sache" (Idee!) gedient hatte: Anonymität der mittelalterlichen Künstler! Nun will der einzelne nicht mehr durch Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, sondern für sich be-

wertet sein: „Quasi animos a gignentibus habeamus!" (Boccaccio). Man mag hier von „Individualismus" sprechen, sollte aber dieses abgegriffene, vieldeutige Wort so selten als möglich gebrauchen.

Wichtig für unser Problem ist das mit dieser Verweltlichung und Vereinzelung verbundene Erwachen eines vielseitigen Interesses an den besonderen Dingen dieser bunten Welt.

Es erwacht, wie das vor allem Burckhardt nachgewiesen hat, im Zeitalter der Renaissance das Interesse am Individuellen: am Porträt, an der Biographik, an der Psychologie: „Entwicklung des Menschen!" Es erwacht das Interesse an der Andersartigkeit, Vielartigkeit, Eigenart der Erscheinungen: an fremden Völkern und deren Kulturen, an vergangenen Zeiten, an den Vorgängen der Gegenwart (Zeitung!), an der Örtlichkeit, an der Tier- und Pflanzenwelt ebenso wie an dem Kunstwerk (Sammlungen!).

Dieses Erwachen des Interesses an den Einzeldingen steht nun aber wiederum im engsten Zusammenhange mit der Veränderung, die die Stellung des erkennenden Subjekts zur Wirklichkeit erfährt. Denn wie alles sich wandelt, so auch diese. Die erkennenden Subjekte selbst werden nach ihrer sozialen Herkunft andere: an Stelle der Kleriker treten Literaten, Schriftsteller, Professoren, Staatsmänner, Geschäftsleute, Laien aller Art, und die Art, wie sie die Welt betrachten, wird ebenfalls eine andere: es entsteht die moderne „Wissenschaft", der wir uns nunmehr zuwenden.

2. *Das Wesen der modernen Wissenschaft*

Auch die neue Form der Erkenntnis erhält, wie es nicht anders sein kann, ihr Gepräge durch

1. die Verweltlichung des Wissens. Diese Säkularisation äußert sich in der Begründung des Wissens, in der Zwecksetzung des Wissens und im Gegenstande des Wissens (und der Art seiner Erfassung).

Die Begründung des Wissens wird insofern verweltlicht, als das Wissen von der Offenbarung auf Vernunft und „Erfahrung" gestellt wird. „Das Band zwischen den religiösen Ideen als Mitteln der Konstruktion und der Wirklichkeit wird zerrissen" (Dilthey). Damit entsteht ein neuer selbständiger Kulturbereich neben Religion,

Philosophie, Kunst usw.: die Wissenschaft. Aber die Vernunft erkennt auch keine weltliche „Autorität" außer sich an: Aristoteles fällt. Man hat mit Recht den Anbruch der neuen Zeit an das Wort des Campanella angeknüpft: „Alles, was Aristoteles sagt, ist falsch."

Und verweltlicht wird der Zweck des Wissens. Dieser war in aller frommen Zeit kein anderer gewesen als der: Gott zu dienen, Gottes Größe und Güte in der Ordnung der Dinge zu erkennen. Nun wollte man erkennen um irdischer Werte willen. Diese Werte sind zweifacher Art: theoretische und praktische. Das theoretische Interesse des Wissenschaftlers begründet seine Freude an der Wirklichkeit, an der bunten Mannigfaltigkeit der Welt als solcher. Es führt zu dem Wissen, das Scheler Bildungswissen genannt hat, und das gewiß einen wesentlichen Bestandteil der modernen Wissenschaft ausmacht. Daneben aber — manche sagen übertreibend: ausschließlich — ist diese unzweifelhaft entwickelt worden aus einem praktischen Interesse, aus dem Wunsche heraus, zu herrschen, wie Nietzsche es ausdrückt: aus dem Willen zur Macht, den er auch und gerade in der Wissenschaft lebendig sieht, weshalb er (zeitweilig!) dieser seine leidenschaftliche Liebe zugewandt hat. Das Wissen soll dazu dienen, Herrschaft auszuüben: sei es über die Natur, sei es über die Handlungen der Menschen, über die Gesellschaft. Dieses Wissen, das einem praktischen Ziele zugewandt ist, können wir mit Scheler das Arbeits- oder Leistungswissen nennen.

Kennzeichnend für diese neue szientifische Geisteshaltung ist die Auffassung der beiden ersten, neuzeitlichen „Philosophen" Bacon und Descartes. Der pragmatistische Zug tritt besonders deutlich bei dem nüchternen Bacon hervor, der „die Weisheit der Griechen" „eine Professorenweisheit" nennt und ihr zum Vorwurf macht, daß aus ihr „aus einem Zeitraum von so vielen Jahren kaum ein Versuch beigebracht werden (könne), der sich auf die Erleichterung und Verbesserung des Zustandes der Menschen bezieht"[1]. Aber auch der weniger banausische Descartes verachtet doch wie Bacon die alte „spekulative Philosophie", auch er will doch mit seiner

[1] Fr. Bacon, Neues Organon. Buch I. Art. 71 ff.

„Philosophie" vor allem den Menschen „nützen" — „procurer... le bien général de tous les hommes" — und hofft das mit Hilfe seiner neuen Methode zu können, weil sie die Menschen befähige, der Naturgewalten Herr zu werden und diese sich dienstbar zu machen. „Il est possible", meint er[2], mittels seiner Denkweise, „de parvenir à des connaissances fort utiles à la vie et qu'au lieu de cette philosophie spéculative, qu'on enseigne dans les écoles, on en peut trouver une pratique, par laquelle connaissant la force et les actions du feu, de l'eau, de l'air, des astres, des cieux et de tous les autres corps que nous environnent, aussi distinctement, que nous connaissons les divers métiers de nos artisans, nous les pourrions employer en même façon à tous les usages aux quels ils sont propres et ainsi nous rendre comme maîtres et possesseurs de la nature."

Das Interesse, das der Wissenschaftler an der Welt nimmt, erwächst nicht, wie beim Philosophen, aus der Liebe zur Welt, sondern gestattet der Welt gegenüber eine gewisse Distanz. Dem wissenschaftlichen Gelehrten eignet eine gewisse Kühle gegenüber dem Geschehen der Welt. Nietzsche spricht von dem „kalten Dämon der Erkenntnis", von einer „Personalindifferenz des wissenschaftlichen Menschen" und hat gewiß recht, wenn er sagt: „Die Methodik, die Forschung ist erst erreicht, wenn alle moralischen Vorurteile überwunden sind: sie stellt einen Sieg über die Moral dar." Deshalb liegt dem wissenschaftlichen Menschen als solchem nichts ferner als Werturteile zu fällen. Non ridere, non lugere, sed intellegere ist der Leitspruch des Forschers. Kühl steht der Forscher seinem Stoff gegenüber, so heiß durchglüht sein Forschen selber sein mag, kühl und kritisch. „Kritizismus" ist echter wissenschaftlicher Geist, so todfeind er aller Philosophie ist. Wie diese aus Liebe, Glauben und Ehrfurcht aufgebaut ist, so die Wissenschaft aus Kühle, Kritik und Mißtrauen. Mißtrauen ist die oberste Tugend im Reiche der Wissenschaft (wie in aller Demokratie).

Die Verweltlichung des Wissens, wie sie in der Wissenschaft erfolgt, äußert sich aber endlich noch in der Abgrenzung des Gegen-

---

[2] R. Descartes, Discours de la méthode. VIe partie. Edition E. Gilson. 1925. pag. 61/62.

standes ihrer Erkenntnis. Diesen bilden die Dinge in ihrer Mannigfaltigkeit und Eigengesetzlichkeit, gelöst aus dem großen metaphysischen Zusammenhange, in den man ehedem die Erscheinungswelt eingeordnet hatte. Es ist das „Bathos der Erfahrung", in dem die Wissenschaft recht eigentlich zu Hause ist. Es ist die Einzelerscheinung, unter Umständen die Häufigkeit der Einzelerscheinung, die Regelmäßigkeit in dem Auftreten der Einzelerscheinungen, die die Teilnahme des Forschers erweckt.

Es ist daran zu erinnern, daß erst mit der neuen Zeit das theoretische Interesse an der statistischen Methode, diesem Mittel zur Summierung von Einzelwahrnehmungen, erwacht, für deren Wert ein Denker des klassischen Altertums oder des Mittelalters nicht das leiseste Verständnis haben konnte. „Nichts scheint ja dem bloßen Begriff gegenüber, in welchem für Aristoteles die Erkenntnis liegt, äußerlicher und gleichgültiger zu sein, als diese bloß tatsächlichen Zahlenverhältnisse; die Erkenntnis des Begriffs kann nichts gewinnen, wenn wir wissen, wie oft er realisiert ist und die zufällige Zahl der Individuen kann in keinem inneren Verhältnis zu ihren qualitativen Unterschieden stehen. Erst die Einsicht, daß es vor allem unsere Aufgabe ist, das Gegebene in seinem faktischen Bestande voll und genau zu erfassen und dann die Notwendigkeit dieses faktischen Bestandes einzusehen, verleiht auch der Zahl wissenschaftlichen Wert." (Sigwart.)

Es gibt nun zwischen den beiden Reichen des Seins, die die Philosophie und die Wissenschaft unter sich aufgeteilt haben: dem Reich des Übersinnlichen und des Sinnlichen, gleichsam ein Zwischenreich, dessen Entdeckung wir dem Scharfsinn deutscher Forscher der letzten Menschenalter verdanken, ein „drittes" Reich, in das der menschliche Geist erkennend vordringen will, das weder sinnlich noch übersinnlich ist, und deshalb in glücklicher Terminologie (durch Lask) als Reich des Unsinnlichen bezeichnet worden ist: das Reich der „idealen Geltungen": gehört es zum Herrschaftsgebiet der Wissenschaft oder der Philosophie? Beide erheben Anspruch darauf, und dieser zwiefache Anspruch erscheint berechtigt, denn das Geltungsmäßige scheint in der Tat sowohl der philosophischen als der wissenschaftlichen Betrachtung zugänglich zu sein, weil es ein „gemischt-

geistiges" Gebiet ist: es ist aus axiologischen und metaphysischen Bestandteilen zusammengesetzt und drängt mit jenen zur Wissenschaft, mit diesen zur Philosophie.

Denn auch dann, wenn man die Wissenschaft vor allem Übergreifen in das Metaphysische bewahren will, ist es sehr gut möglich, ihr im Bereiche des Geltungsmäßigen ein Forschungsgebiet zu eröffnen. Es bedarf dazu nur der Annahme, daß das, was uns in den „idealen Geltungen" gegeben ist, Fiktionen des Geistes seien, die dieser sich geschaffen hat zum Zweck besseren Verständnisses der Erfahrungswelt, um die Beschäftigung der Wissenschaft mit dem Geltungsmäßigen vollauf zu rechtfertigen. Handelt es sich doch alsdann bei allen Geltungskategorien um nichts anderes als um eine besondere Technik des Geistes, deren Erforschung ganz und gar nichts mit philosophischer, das heißt metaphysischer Erkenntnis zu tun hat. Man braucht nicht in die Niederungen des Pragmatismus niederzusteigen, um solcherart die Geltungskategorien — im wesentlichen handelt es sich freilich, wie wir gleich sehen werden, um die Kategorien der Logik — für die „streng wissenschaftliche" (im Sinne von „erfahrungswissenschaftliche") Erörterung zu reklamieren: es ist die konsequent durchgeführte und sehr gut begründbare Ansicht Drieschs z. B., daß es sich für die „Ordnungslehre", wie er die „wissenschaftliche", früher so genannte Erkenntnistheorie und Logik bezeichnet, überhaupt nicht um „Erkenntnis" handelt, die er vielmehr ganz der Metaphysik überantwortet, weil es für jene gar kein Reich des „Seins" und damit der „Wahrheit", sondern nur ein „Scheinreich der Richtigkeit" gibt[3]. Das Zauberwort aber, mit dem der wissenschaftliche Forscher die Geltungssphäre gleichsam entzaubert, mit dem er allem Unsinnlichen jeglichen Anspruch auf Realität, jegliche Verwandtschaft mit dem Übersinnlichen ein für alle Male aberkennt, ist die Formel des „Als ob". Das Als ob (das allem philosophischen Wesen im tiefsten zuwider ist, so daß eine „Philosophie des Als ob" einen Widerspruch im Terminus bedeutet) ist zu einem — übrigens weit über den Bereich des Geltungsmäßigen hinaus — unentbehrlichen Zubehör der wissenschaftlichen

[3] H. Driesch, Ordnungslehre (1912), S. 167 u. ö.

Forschung geworden, mit dessen Hilfe diese ihre Methoden in einer ganz außergewöhnlichen Weise verfeinert und vervollkommnet hat. Die Als-ob-Betrachtung ist im Grunde nichts anderes als die äußerste Konsequenz des Nominalismus. Und nominalistisch ist die Wissenschaft ihrer innersten Natur nach: „real" ist für sie nur das zufällige einzelne, was „dahinter"steckt, ist imaginär, flatus vocis. Wie alle echte Philosophie realistisch, so ist alle echte Wissenschaft nominalistisch eingestellt.

Es ist ein glücklicher Gedanke, der wiederum dazu beiträgt, unser Verständnis für die ganz besondere Eigenart modern-wissenschaftlicher Einstellung zu vertiefen: die entscheidende Wendung, die der europäische Geist während des Mittelalters zum Nominalismus nimmt, in Zusammenhang zu bringen mit der schon erwähnten Auflösung der alten Gebundenheiten und der Zerstäubung der Menschheit, dann aber dieser nominalistischen Auffassung einen wesentlichen Anteil an dem Aufschwunge der Wissenschaften zuzuschreiben[4]. Während des Altertums und lange während des Mittelalters bleibt das Individuum umschlossen von und verbunden mit großen Verbänden, zuletzt mit der Gemeinsamkeit der kosmischen Natur: daher ist das Interesse nicht auf die Erforschung der Einzeltatsachen, sondern des Ganzen gerichtet. „Solange der einzelne nicht sich selbst als das Maß des übrigen fühlt, solange die eigene Person ihm nur so weit von positiver Erheblichkeit zu sein scheint, als sie eingestellt ist in das seinen Wert auf sie ausstrahlende Ganze, so lange dünkt ihm auch das gegebene Reale in seiner Einzelheit nicht als ein würdiger Gegenstand seines Erklärungsbestrebens, wird es ihm nicht zum wissenschaftlichen Problem."

---

[4] Siehe z. B. Dilthey, WW. Bd. II; Karl Přibram, Die Entstehung der individualistischen Sozialphilosophie (1912), S. 43ff.; P. Hofmann, Die antithetische Struktur des Bewußtseins (1914), S. 346ff. Die Ausführungen H.s sind sehr beachtenswert. Seltsamerweise aber macht H. den Schnitt zwischen Altertum und Neuzeit schon bei Augustinus, während doch in der Substantialität ihres Denkens Antike und Christentum ganz gewiß zusammengehören und der gemeinschaftliche Gegensatz zu dem funktionalistisch-nominalistischen Denken die Neuzeit bildet. Vgl. auch P. Honigsheim, Zur Soziologie der mittelalterlichen Scholastik in der Erinnerungsgabe für Max Weber. 1923. Band II.

Aber die Anwendung des Als-ob-Prinzips hat ihre Grenzen. Und diese liegen da, wo die Geltungen irgendwie „begründet" werden sollen. Dann stoßen wir auf „Werte", die den Geltungen das Leben geben, und Werte lassen sich nicht „fingieren". Ein Als-ob der Werte ist ein Unding. Die Werte lassen sich entweder gar nicht oder übersinnlich deuten, wie ich das oben Seite 82 f. auszuführen versucht habe.

Dieser neuen Gesamteinstellung des Erkennenden entspricht nun

2. die Differenzierung des Wissens. Wie die gesamte Kultur bricht auch die Einheit und Einheitlichkeit des Wissens auseinander: die verschiedenen Teile der Welt werden gesondert betrachtet: es entstehen die Naturwissenschaft, bald danach die Naturwissenschaften und die Kulturwissenschaften: man verinselt (in Gedanken) auch die einzelnen Kulturgebiete: es entstehen die Wissenschaften vom Staat, vom Recht, von der Kunst, von der Wirtschaft, ja sogar von der Religion. Aber die Neigung zur Vereinzelung der Wissensgebiete schafft immer neue Wissenschaften, „Fachwissenschaften", wie man sie mit dem wenig anmutenden Bilde eines Aktenschrankes bezeichnet. Es entstehen: Archäologie, Topographie, Geographie, Geschichtschreibung im modernen Sinne, das heißt Darstellung einzelner Perioden, Völker, Kulturgebiete usw.

Und die immer wachsende Neigung zur Differenzierung führt schließlich zur Entstehung von Teilwissenschaften: an demselben Gegenstande werden einzelne Probleme behandelt. Diese Loslösung von Teilen der konkreten Gegenstände und Erklärung dieser Teile zum Gegenstand besonderer Wissenschaften führen zu dem, was wir „exakte" (Natur-)Wissenschaften nennen, wie Physik und Chemie, die nicht mehr Konkreta, sondern Abstrakta, wie Bewegung, Verbindung usw. zum Gegenstand haben. Dieser Auflösungsvorgang ist in mustergültiger Weise von Edith Landmann dargestellt worden[4a].

Vom Standpunkt des Wissenden aus gesehen, bedeutet diese Entwicklung eine Entpersönlichung des Wissens, was mit dessen Versachlichung gleichbedeutend ist. Ein griechischer Philosoph war eine Universität für sich, deshalb hatten die Griechen keine Universitäten. Die modernen Akademien und Universitäten sind der Ausdruck des

[4a] Ed. Landmann, Die Transzendenz des Erkennens. 1923.

Zerfalls des einheitlichen Wissens: Die Wissenschaften und Künste, die einst der Philosoph zusammenhielt, fallen auseinander und werden jede einzeln zu sachlich geregelten Disziplinen, in denen der lebendige Mensch mit dem Fortschreiten der Wissenstechnik an Bedeutung immer mehr zurücktritt. Diesen Vorgang können wir auch als die allmähliche Entseelung und Vergeistung des Wissens bezeichnen[5].

In die Augen springt der Gleichlauf zwischen dieser Auflösung eines ursprünglich mehrgliedrigen Ganzen des Wissens in zerstreute Einzelbestandteile mit der gleichzeitig sich vollziehenden Zerschlagung der komplexen Handwerkerarbeit in die Teilverrichtungen der modernen Industrie, die ich in meinem „Modernen Kapitalismus" ausführlich dargestellt habe. Auch in der Sachgüterwelt läßt sich diese Entseelung und gleichzeitige Vergeistung der Betriebe beobachten.

Aber der wichtigsten Neuerung, die mit dem Eindringen des wissenschaftlichen Geistes in das Reich der Erkenntnis gebracht wird, haben wir nun erst zu gedenken, es ist

3. die Demokratisierung des Wissens. Wiederum tritt uns der grundsätzliche Gegensatz zwischen Philosophie und Wissenschaft entgegen. Es gibt ein einziges Reich der Philosophie, in dessen verschiedenen Provinzen die einzelnen Philosophen als Vizekönige mit monarchischer Gewalt herrschen. Aber es gibt kein Reich der Wissenschaft. Es gibt nur Bezirke des Wissens, das sind die einzelnen Wissenschaften und deren Verfassungsform ist die demokratische Republik. Unbildlich gesprochen: während die Philosophie sich an den Kreis der Gleichgesinnten, der Jünger wandte, wendet sich die Wissenschaft „an alle", an die ungegliederte Masse der Vernunftwesen. Sie erstrebt — und das ist ihr wichtigstes Kennzeichen — im Gegensatz zur Philosophie Allgemeingültigkeit ihrer Ergebnisse. Sie erstrebt universelle (zum Unterschiede von genereller) Allgemeingültigkeit im Sinne von subjektiver Allgemeinheit, das heißt: von Einsichtigkeit für jedermann. Die Wissenschaft will

---

[5] Der erste wohl, der diesen Vorgang gesehen hat, ist J. B. Vico. Siehe dessen äußerst lehrreichen Aufsatz: De nostri temporis studiorum ratione (1708), in dem er auch als erster dem Monismus der wissenschaftlichen Erkenntnisweisen entgegentritt und besondere Verfahren für die Geistwissenschaften fordert.

Erkenntnisse gewinnen, die für jeden normalen Menschen oder weniger biologisch ausgedrückt: für jedes Vernunftwesen Gültigkeit haben. Inmitten der Buntheit von Glauben und Maximen, von Werten und Streben will sie einen Bezirk abgrenzen, auf dem sich alle „finden" können. Die wissenschaftliche „Wahrheit" soll ebenso für den Christen wie für den Buddhisten, ebenso für den Konservativen wie für den Revolutionär, ebenso für den Mann wie für die Frau „gelten". Die Wissenschaft wendet sich an das — verhältnismäßig kleine — Seelenvermögen, das in allen gesunden Individuen, in allen Völkern, in allen Rassen dasselbe ist. Um dieses Ziel zu erreichen, nimmt das wissenschaftliche Erkennen eine Reduktion an Sein und Gehalt der Umwelt vor. „Das Seiende ... (ist) in eben derselben Seins-Relativität auf das Leben überhaupt so zu erkennen und zu denken, daß es in größtmöglicher Vollständigkeit und Ausscheidung aller prinzipiellen Seins-Relativität auf Individuum, Rasse, Volk nur mehr auf die menschliche Organisation überhaupt oder auf das Identische in jedem Menschen seinsrelativ ist." (Scheler.)

Mit dem Postulat der Allgemeingültigkeit gegeben ist das Erfordernis der Allgemeinübertragbarkeit. Das heißt: die Ergebnisse der wissenschaftlichen Erkenntnisse müssen völlig objektivierbar, loslösbar von der Person des Erkennenden, sein und müssen „beweisbar", aufzwingbar sein. Die Ausbreitung der wissenschaftlichen Erkenntnisse erfolgt also nicht wie bei der Philosophie durch die Macht der Persönlichkeit, sondern durch die Beweiskraft ihrer Argumente. Was sich nicht nachprüfen läßt, darf als wissenschaftliche Erkenntnis nicht gelten.

Man kann diesen Gedanken — mit Wertbetonung — auch so fassen: „Aus ihrer Not, ihrem Mangel an Glaubenskraft machte die neue Zeit ihre Tugend: daß sie nur noch an Beweisbares und Verifizierbares glaubte und ein nachträgliches Kriterium der Wahrheit an Stelle des spontanen Fürwahrhaltens setzte." (Ed. Landmann.)

Die Allgemeingültigkeit und Allgemeinübertragbarkeit ihrer Forschungsergebnisse liegt der Wissenschaft so sehr am Herzen, daß sie darum bereit ist, wie wir noch sehen werden, wenn es nötig ist, auf den Wahrheitsgehalt ihrer Erkenntnisse zu verzichten. Sie muß sich aber, will sie ihr Ziel erreichen, streng innerhalb der Grenzen

zweier Erkenntnisweisen halten: des Erfahrungswissens, dessen Merkmal bestimmt ist, und des Evidenzwissens in dem Sinne, den ich dem Worte oben gegeben habe. Wie sie verfährt, um diese Grenzen innezuhalten, werden wir im nächsten Kapitel einzusehen Gelegenheit haben.

Daß übrigens Allgemeingültigkeit nicht mit Allgemeinverständlichkeit zu verwechseln ist, versteht sich. Einsteins Theorie ist gewiß nicht allgemeinverständlich, aber sie beansprucht doch Allgemeingültigkeit: sie wendet sich „an alle".

Ein Wort mag noch der Namengebung dieser neuen Geisteshaltung, der wissenschaftlichen, gewidmet werden. Daß man von Fachwissenschaften mit Recht spricht, stellte ich schon fest. Zu Unrecht dagegen bezeichnet man die Wissenschaft als „positive" zum Unterschiede dann von der Philosophie. Wir müssen aber Wissenschaft schlechthin ohne Beiwort in Gegensatz zur Philosophie stellen, die eben keine Wissenschaft ist. Positive Wissenschaft ist ein Pleonasmus: jede Wissenschaft ist positiv, die Positivität gehört zum Wesen der Wissenschaft. Jede Wissenschaft ist positiv, wie sie rational, apollinisch, klassisch ist. Eine irrationale, dionysische, romantische Wissenschaft ist ein Widerspruch im Beiwort. Unterscheiden kann man nur Formal- und Real- oder Erfahrungswissenschaften. Wie diese, die uns hier allein angehen, sich weiter gliedern, werden wir noch sehen.

3. Die Entstehung einer selbständigen Nationalökonomie

Unter den „Fachwissenschaften", die mit der neuen Zeit an die Oberfläche kamen, befand sich nun auch, wie wir schon feststellen konnten, die Wissenschaft vom Wirtschaftsleben, die Nationalökonomie.

Die Gründe ihrer Entstehung liegen zutage. Sie sind zunächst gegeben durch die allgemeine, geistige Lage, die wir soeben kennengelernt haben. Der große Verweltlichungsprozeß, den die europäische Menschheit durchmacht, mußte auch in entschiedener Weise die Stellung zum Wirtschaftsleben ändern: die materiellen Dinge wurden immer höher gewertet und damit wuchs natürlich das Interesse an den Fragen der Reichtumsbeschaffung.

Dazu kam nun eine Reihe von Gründen, die in der Zeitlage selbst

lagen. Es sind die Jahrhunderte, in denen der moderne Kapitalismus sich zu entfalten und zu erstarken beginnt. Und das bloße Erscheinen dieses Wirtschaftssystems brachte schon eine Reihe von Problemen mit sich, die gebieterisch eine Lösung heischten. Durch das Heraustreten aus den alten Gemeinschaften wurden künstliche und kunstvolle Beziehungen in neuer Form geschaffen. Die zunehmende Entpersönlichung und Entkonkretisierung, das heißt die fortschreitende Versachlichung oder Vergeistung aller Lebensformen, die Verflüchtigung aller wirtschaftlichen Vorgänge gestalteten das Leben verwickelter, unübersichtlicher, schwieriger. Dazu machte sich bald das Problem der Arbeit und der Arbeiter bemerkbar: zuerst dadurch, daß man keine Objekte für die kapitalistische Wirtschaftsform in genügender Menge und Beschaffenheit fand, später durch das Paradoxon, daß Menschen, die Sklavenarbeit verrichten, beanspruchten als Menschen wie andere angesehen und im Staate behandelt zu werden.

Die revolutionäre Technik aber sorgte dafür, daß die Verhältnisse in jedem Augenblicke neu gestaltet wurden und die Lösung eines Problems morgen schon veraltet war.

Dazu fanden sich zum Überfluß zahlreiche Probleme besonderer Art täglich neu ein: die Einfuhr der Edelmetalle aus Amerika erzeugte eine unerträgliche Teuerung; Kriege und Revolutionen erschöpften die Hilfsquellen des Reichtums, leerten die Staatskassen, die trotzdem immer von neuem gefüllt werden mußten; die Entwicklung der modernen Staaten schuf Schwierigkeiten eigener Art: es galt den Geldstrom in das eigene Land zu leiten. Und was dergleichen Sorgen mehr waren.

Die ersten Versuche der neuen selbständigen Wissenschaft vom Wirtschaftsleben, auf alle diese Fragen Antwort zu geben, liegen in den merkantilistischen Schriften vor. Diese stellen ein buntes Gemisch von Erkenntnismethoden dar. Sie enthalten:

1. noch ein gut Teil richtende Nationalökonomie; daneben
2. im weitesten Umfange eine Kunstlehre: die Betrachtung der wirtschaftlichen Vorgänge unter dem Gesichtspunkte, bestimmte Staatsaufgaben zu erfüllen; im Rahmen dieser beiden Betrachtungsweisen
3. Keime einer verstehenden Nationalökonomie.

Diese Keime wurden nun aber zerstört, und damit die ganze Entwicklung der neuen Wissenschaft jäh unterbrochen, als gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts mit einem Male eine ganz neue Methode der Nationalökonomie sich bemächtigte, eine Methode, die sie von den aufblühenden Naturwissenschaften, insbesondere den sogenannten exakten Naturwissenschaften, entlehnte. Durch Übernahme dieser neuen Methode wurde das Schicksal der Nationalökonomie für länger als ein Jahrhundert besiegelt: es beginnt das „klassische" Zeitalter dieser Wissenschaft, das heißt das naturwissenschaftliche Zeitalter, das Zeitalter der ordnenden Nationalökonomie, wie ich diese Richtung zu nennen vorschlage. Warum ich ihr diesen Namen gebe und was die ganze Entwicklung bedeutete, können wir erst ermessen, wenn wir zuvor die Denkweise der exakten Naturwissenschaften, die sich die Wirtschaftswissenschaft zu eigen machte, uns gründlich klarmachen. Das folgende Kapitel stellt sich als Aufgabe, dem Leser diese Einsicht zu verschaffen.

Achtes Kapitel
Das Wesen der Naturwissenschaft

1. Die Eigenart des naturwissenschaftlichen Denkens und die Methode der exakten Naturwissenschaften insbesondere

Die ersten „Wissenschaften", die in der neueren Zeit zur Ausbildung gelangten, waren die Naturwissenschaften, unter ihnen wiederum zuerst die Wissenschaften von der anorganischen (leblosen) Natur und unter diesen die physikalischen Wissenschaften.

Das oberste (formale) Ziel dieses naturwissenschaftlichen (weil „wissenschaftlichen") Erkennens war, wie wir gesehen haben, die Allgemeingültigkeit seiner Ergebnisse. Um dieses Ziel zu erreichen, mußten zunächst — das war die große zerstörende Aufgabe der neuen Erkenntnisart — alle Denkweisen ausgemerzt werden, die Allgemeingültigkeit ausschließen, das aber waren die magische, die theologische und die metaphysische Betrachtungsweise, die bis dahin geherrscht hatten. Sie wurden nacheinander beseitigt durch die Entzauberung, die Entgottung und die Entwesung der Natur, wie ich

drei bekannte Vornahmen bezeichnen will, die ich im folgenden kurz beschreibe.

1. Die magische Ansicht der Natur, die wir auch die natürliche oder urwüchsige nennen können, besteht darin, daß man die Natur wie ein All-Lebendiges ansieht, daß man sie beseelt. Diese Ansicht hatten auch die europäischen Völker in ihrer Frühzeit geteilt.

„Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas wohnt in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle ..."

Aber nicht nur das Volk und mit ihm die Dichter hatten so gedacht: die ernsten Naturforscher waren keiner anderen Meinung. Für Aristoteles ist das physikalische Gesetz, kraft dessen der Stein fällt, der Ausdruck dafür, daß der Stein den „natürlichen Ort" aller Steine, das heißt die Erde, wiedergewinnt. In seinen Augen ist der Stein nicht völlig Stein, solange er nicht an seiner normalen Stelle sich befindet; im Zurückfallen an diesen Ort strebt er, wie ein Lebewesen, das wächst, nach seiner Vervollständigung, nach voller Verwirklichung des Wesens der Gattung Steine[6]. Und noch im 16. Jahrhundert denken sich Theophrastus Paracelsus und Joh. Bapt. van Helmont die ganze Natur von Geistern und Dämonen bevölkert, die auch in Steinen und Metallen hausen. Jeder Körper hat seinen Spiritus; der Geist ist nach Paracelsus „das Leben und der Balsam aller korporalischen Dinge"; Luft und Wasser, Erde und Feuer werden von Elementargeistern, von Sylphen, Undinen, Pygmäen und Salamandern belebt. Von diesem Aberglauben der Alchimisten unterscheidet sich der phantastische Hylozoismus des Cardanus, des Giordano Bruno und anderer Italiener des 16. Jahrhunderts nur dem Grade nach: mystische Sympathien und Antipathien treiben die Gestirne durch den Raum und halten die Körper im Gange.

Descartes vertreibt alle Spukgeister aus der Natur; er entzaubert die Welt; er kennt im Raume nur noch einen Substantia corporea et

---

[6] Vgl. Bergson, Schöpferische Entwicklung (1912), S. 232ff.

extensa. Im kartesianischen Weltraum gibt es keine Schlupfwinkel mehr für magische Gespenster. Keine scholastischen qualitates occultae, keine mystischen Sympathien und Antipathien, keine peripatetischen Astralgeister, Planetenseelen und Spiritus rectores finden hier noch Platz[7].

„Fühllos selbst für ihres Schöpfers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr
Folgt sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entzauberte Natur..."

„Entzaubert" war einstweilen die Natur, noch nicht „entgöttert". Descartes hatte zwar die Natur in einen Mechanismus verwandelt, aber ihn und seine Gesetze in einen unmittelbaren Zusammenhang mit Gott gebracht. „C'est par la connaissance de Dieu que j'ai tâché de commencer mes études, et je vous dirai que je n'eusse jamais su trouver les fondements de la physique, si je ne les eusse cherchés par cette voie." Gott hat in die Natur Gesetze hineingelegt, die seinem Wesen entsprechen. In dieser Auffassung treten die letzten Ausläufer einer Ansicht von der Natur uns entgegen, die neben der magischen lange Zeit bestanden hatte, und die ich

2. die theologische Ansicht genannt habe. Sie beruht in dem Glauben an eine göttliche Weltordnung, den Glauben, daß der Welt ein göttlicher Plan zugrunde liege, den Glauben, daß unser Leben, wie die uns umgebende Natur als Teile der Welt, wie diese selbst aus Gottes Hand hervorgegangen seien. Alles menschliche und natürliche „Gesetz" entnimmt seine Kraft aus dem göttlichen: lex divina und lex naturalis ist dasselbe. Der Inhalt dieser göttlichen Weltordnung wird uns durch Offenbarung kund, sei es, daß diese aus den Gewitterwolken des Sinai hervorbricht, sei es, daß sie uns im stillen Walten des göttlichen Geistes geheimnisvoll zuteil wird. So hatte es das rein spiritualistisch-ethische jüdische Gesetz ausgesprochen; so das „Naturrecht" der Griechen: die Welt untersteht einer vernünftigen Ordnung (νομος), der sich alle Einzelwesen zu fügen haben: der Λογος bekommt hier „normatives" Gepräge: dieses alles bestimmende

[7] Siehe die hübsche Zusammenfassung dieser bekannten Denkwandlungen bei Otto Liebmann, Gedanken und Tatsachen. 1882—1899. 1, 149f.

Gesetz ist aber zugleich die alles bezwingende Macht, die Αναγκη, das Geschick: Schicksal und Vorsehung sind eins. Dieselben Gedanken hatte die Scholastik aufgenommen, wenn sie lehrte: „lex naturae nihil aliud est nisi lumen intellectus insitum nobis a Deo, per quod cognoscimus quid agendum et quid vitandum" (S. Thomas). So denken aber auch noch die großen Denker des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Naturgesetz und Sittengesetz sind beide nur zwei Bestandteile des einen göttlichen Gesetzes: quae naturalis et moralis, eadem et divina lex appellari solet (Hobbes).

Auch diese Annahme eines göttlichen Sinns, einer göttlichen Ordnung der Welt, die naturgemäß die Neigung zu teleologischer Betrachtung der Natur begünstigt hatte, mußte fallen: die Natur wurde entgottet.

Aber die Natur war immer noch nicht reif für eine „wissenschaftliche" Betrachtung. Es war noch

3. die metaphysische Ansicht zu beseitigen, das heißt jedwede über den Rahmen der Erfahrung und Evidenz hinausgehende Deutung der Natur, jedes „substantielle" Denken der Natur mußte verschwinden. Man konnte nichts anfangen mit der metaphysischen Entität Platos oder der Scholastik, aber auch nichts mit Schellings oder Hegels Ansicht, daß die Natur Geist oder Bewußtsein sei. Die Fragestellung dieser Forscher war eben verkehrt gewesen: „Wie muß die Natur beschaffen sein, wenn der Mensch ein Glied in ihr sein und sie vom Menschen verstanden werden soll?" (Schelling). Unmöglich konnte man etwas anfangen mit dem „Urphänomen" Goethes und dessen Meinung: „Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich (!) den Erscheinungen zugrunde liegt." Und ebenso unannehmbar war die Zurückführung der Naturvorgänge auf „Entelechien", das heißt auf in der Natur immanent wirkende und gestaltende Lebensenergien.

Aber man ging immer weiter in der Reinigung des Naturdenkens von metaphysischen Bestandteilen: auch die Verwendung von scheinbar harmlosen Denkmitteln, die aber doch einen metaphysischen Kern haben oder leicht metaphysisch gedeutet werden können, wurde abgelehnt. Die neueste und allerneueste Naturwissenschaft hat solcher-

weise auch mit den Begriffen: Ursache, Kraft, Substanz aufgeräumt. Dieses Reinigungswerk läßt sich am besten verfolgen an dem Schicksal, das der Substanzbegriff erfahren hat. „Substanz" sollte dasjenige heißen, „was mit sich identisch bleibt, während es zugleich Veränderungen durchmacht". Es war das erste Werkzeug, das sich der Erkenntniswille zum Zwecke der Naturerklärung schuf, nachdem die Natur schon entzaubert und entgottet war. Nachdem man als das in den Körpern Verharrende nicht mehr Seele, nicht mehr Gott, den guten oder bösen Geist erkannte, setzte man an die Stelle ein großes X und nannte es Substanz, nannte es auch wohl Atom, Energie, neuerdings Elektrizität. Und es gibt noch Forscher, die in der Elektrizität „den von den Forschern durch Jahrtausende gesuchten Urstoff erblicken, aus dem alle sinnlich wahrnehmbaren Dinge gestaltet sind" (Haas). Schließlich hat man aber auch dieses letzte, reichlich dunkle Etwas verflüchtigt in das „elektromagnetische Feld". Es gibt nun keinen mit sich identischen Stoff mehr. „Wir finden an jedem Orte nur wechselnde Zustände, nirgends einen substantiellen Träger, an dem sie haften, der sie mit sich forttragen könnte. Die ‚Zustände' oder ‚Vorgänge' in der Natur sind eben etwas Selbständiges, nicht Zustände von etwas oder Vorgänge an etwas. Die moderne Physik ist nicht Physik des Stoffes, sondern eine Physik des ‚Feldes'. Dieses aber ist nur ein Inbegriff aller im Raum vorhandenen Zustände, nicht ein substantieller Äther, dessen Zustände sie wären. Die Materie wird gänzlich auf Zustände zurückgeführt, sie ist nichts als ein Komplex von solchen."[8]

Daß gleichzeitig mit dem Substanzbegriff auch der Ursach- und der Kraftbegriff fallen mußten, an denen z. B. Helmholtz noch strenge festhielt, ist einleuchtend.

Ich nenne diesen Vorgang der Entmetaphysizierung des naturwissenschaftlichen Denkens Entwesung.

Hat man auf die geschilderte Weise „den Geist herausgetrieben", und hat man nun „die Teile in seiner Hand", so ist jetzt die aufbauende Aufgabe zu lösen: die toten Erscheinungen sind äußer-

---

[8] Moritz Schlick, Naturphilosophie in: Max Dessoir, Lehrbuch der Philosophie 2 (1925), S. 426.

lich zu ordnen. Diese Lösung geschieht durch Anwendung folgender Kunstgriffe: zunächst mittels der Zurückführung der Erscheinungsmasse auf eintragbare und vor allem berechenbare Tatsachen. Hierbei tritt die bewußte Einseitigkeit der Betrachtung zutage: nicht das Ganze der Natur, nicht die Ganzen der Natur, sondern nur Bruchstücke, Teile der Wirklichkeit sollen erkannt werden.

Man erreicht das vorgesteckte Ziel auf folgenden Wegen:

1. durch Elementarisierung, das heißt durch die Auffindung einfacher Tatsachen. Als solche boten dem Astronomen die durch ihre große Entfernung nur noch als Punkte oder Körper zu betrachtenden Gestirne sich dar; der Erforscher irdischer Zustände fand sie in den kleinsten Teilchen seiner Untersuchungsgegenstände. „Der Physiker hat... die Elementarerscheinungen untersucht, indem er sich die Körper in unendlich kleine Teile zerlegt denkt."[9] Wie schon Descartes es anempfohlen hatte mit den Worten: „Um alle Eigenschaften des Feuers zu erklären, muß man die Bewegung seiner Teile annehmen; diese Bewegung aber genügt schon allein, um alle seine Erscheinungen einschließlich der Wärme und des Lichtes zu begreifen." Ein Schulbeispiel für die Anwendung dieses Verfahrens ist schon die Newtonsche Lichttheorie. Die anderen Naturwissenschaften suchten dem Beispiele der Physik nach Möglichkeit zu folgen: der Chemiker kam zum Begriff des Elements, der Biologe zu dem der Zelle usw.

Welche Wandlungen in der neuesten Zeit auch die Physik durchgemacht hat, die an die Namen Röntgen, Rutherford, Niels Bohr, Soddy, Planck u. a. anknüpfen: oberster Leitgedanke blieb — ja wurde immer mehr — das „atomistische Prinzip". „Die kinetische Wärmetheorie und die Elektronentheorie hatten das atomistische Prinzip auf die Gegenstände des physikalischen Geschehens angewendet; die Quantentheorie überträgt das atomistische Prinzip auf die physikalischen Prozesse selbst... Wie schon früher die Physik ihren Betrachtungen ein Elementarquantum der Masse und eins der Elektrizität zugrunde gelegt hatte, so elementarisiert die Quanten-,

[9] H. Poincaré, Wissenschaft und Methode. 1914. S. 9.

theorie eine physikalische Größe, die in gewissem Sinne die physikalischen Prozesse als solche mißt; es ist die sogenannte Wirkung eines Prozesses, die durch Multiplikation von Energiebeträgen mit Zeitbeträgen erhalten wird."[10]

Der Vorgang der Elementarisierung wird auf seinen erkenntnistheoretischen Inhalt richtig wie folgt gekennzeichnet: Einen Gegenstand erkennen, das heißt ihn „erklären", bedeutet in der Naturwissenschaft seine „Rückführung" auf etwas anderes: „Dies geschieht stets so, daß in der fraglichen Naturerscheinung die gleichen Eigenschaften oder Merkmale entdeckt werden, die man auch an anderen Erscheinungen wiederfindet; beide erscheinen jetzt nicht mehr als etwas Verschiedenes, sondern die eine darf als besonderer Fall der anderen aufgefaßt werden und wird eben hierdurch auf diese zurückgeführt". Beispiele sind: die Zurückführung des Lichtes auf elektrische Wellen, der chemischen Vorgänge auf elektrische Vorgänge, des Schalls auf elektrische Schwingungen usf. „Zu jeder Erkenntnis bedarf es also durchaus der Kenntnis einer allgemeinen (höheren, oberen, umfassenderen) Klasse, die als ‚Erklärungsprinzip' dient. Es folgt hieraus, daß es in jedem Stadium der Erkenntnis, soweit sie auch dringen mag, stets letzte Prinzipien gibt, die selbst nicht mehr erklärt werden können, sondern aller Erkenntnis zugrunde liegen."[11]

Die Elementarisierung der Erscheinungen ist nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck einer anderen Vornahme, nämlich

2. der Quantifizierung. Diese ist ein heiß ersehntes Ziel aller Naturerkenntnis, deren Grundsatz — im Gegensatz zu aller echten Philosophie von Aristoteles an — es geworden ist, „daß ein Erkenntniszusammenhang in der wirklichen Welt nur gefunden werden kann, soweit qualitative Bestimmungen auf quantitative zurückgeführt werden"[12].

Auf Quantifizierung ist die Naturwissenschaft ausgegangen, seit sie besteht. Schon Demokrit strebt ihr zu. Kepler meint, daß das

---

[10] A. E. Haas, Das Naturbild der modernen Physik. 2. Aufl. 1924. S. 52.

[11] M. Schlick, a. a. O. S. 400f.

[12] Herm. Weyl, Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaften im Handbuch der Philosophie 2 (1927), A, 100.

Maß unserer Erkenntnis in ihrer Annäherung an die „nudae quantitates" liege und daß der Mensch im Grunde nur zur Erfassung von Quantitäten geschaffen sei: „ut oculus ad colores, auris ad sonos, ita mens hominis non ad quaevis sed ad quanta intelligenda condita est" (Kepler). Galileis Grundsatz war es: „Alles messen, was meßbar ist, und versuchen meßbar zu machen, was es noch nicht ist."

Auf die seltsame Übereinstimmung dieser Entwicklung des naturwissenschaftlichen Denkens zur Quantifizierung mit der Entwicklung der kapitalistischen Buchführung habe ich schon in der ersten Auflage meines „Modernen Kapitalismus" (1902) aufmerksam gemacht. Ich habe dort die gemeinsame Neigung zweier so sehr verschiedener Betätigungen des menschlichen Geistes auch schon auf die gemeinsame Ursache zurückgeführt, nämlich den Wunsch zur Berechenbarmachung der Erscheinungen. Man will aber rechnen können, um messen zu können. Meßbarkeit bedeutet aber eindeutige Zuordnung zu Zahlenreihen, demzufolge rechnerische Erfaßbarkeit. Zum Rechnen und Messen kann man aber nur qualitätslose „Größen" gebrauchen: dort das Geld, hier Ausdehnung, Gewicht, Spannung usw.

Die Krönung des Gebäudes der naturwissenschaftlichen Erkenntnis in ihrem ersten Teile bildet

3. die Mathematisierung. Sie ist möglich, sobald die Erscheinungen in nur noch quantitativer Bestimmtheit vorliegen. Und sie ist vorgenommen worden, seit man naturwissenschaftlich zu denken anfing. Es war eine der folgenreichsten Taten der Renaissance, daß sie die Mathematik sofort aus dem Altertum herübernahm. Die Mathematisierung nimmt dann rasch an Bedeutung zu, seit etwa um 1600 die von Vieta begründete „symbolische Analysis" zur Anwendung gelangt. Sie wird von Descartes, der eine mathesis universalis träumt, auf die gesamte Geometrie ausgedehnt und mit Hilfe der von Newton und Leibniz begründeten Infinitesimalrechnung zur analytischen Mechanik und theoretischen Physik weitergebildet. Man lernte allmählich für alle Gebiete der Naturbetrachtung Gesetze in symbolisch-analytischer Form aufzustellen. „Heute hat man solche

Formelgruppen, aus denen man für die meisten der physikalischen Gebiete beherrschende Gleichungssysteme ableiten kann."[13]

Die Mathematisierung verfolgt ein doppeltes Ziel: sie soll dazu dienen, die rechnerischen Feststellungen genauer zu machen; „exakt" heißt: in mathematischen Formeln darstellbar; und sie soll die oberste Forderung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis erfüllen helfen: sie soll diese allgemeingültig machen. Wer nach Allgemeingültigkeit strebt, strebt vor allem nach Mathematik. Siehe Kant!

Die solcherweise gewonnenen, meßbar und berechenbar gemachten „einfachen" Tatsachen müssen nun geordnet werden. Das geschieht durch Anwendung einer Reihe rationaler, rein formaler Ordnungsprinzipien. Solche Ordnungsprinzipien sind:

1. die Allgemeinbegriffe im Sinne von Zusammenfassungen der konstanten Merkmale eines Dings und durch Abstraktion gewonnen. Diese naturwissenschaftlichen Allgemeinbegriffe tragen streng nominalistisches Gepräge. Besondere Arten von Allgemeinbegriffen sind

2. der Strukturbegriff, mit dessen Hilfe die Erscheinungen räumlich zu bestimmten „Gestalten" angeordnet werden bzw. als Gestalten erscheinen. Mit diesem Strukturbegriff arbeitet die Mineralogie seit jeher, die Chemie seit der Aufstellung der Strukturformeln durch Kekulé, während er in die Physik durch die neuen Untersuchungen von Köhler, Wertheimer u. a. einzudringen beginnt.

Man muß sich davor hüten, diese „Gestalten" mit „Ganzheiten" zu verwechseln. Ganzheiten sind sie natülich nicht, da sie auch nur die quantitative Seite der Erscheinungen in Rücksicht ziehen. Köhler nennt seine Formeln „Beziehungen zwischen physischen Größen".

---

[13] H. Dingler, Zusammenbruch der Wissenschaft. 1926. S. 47f. Vgl. auch desselben Verfassers mathematische Spezialschriften. Über den beherrschenden Einfluß der Mathematik auf das Denken des 17. und 18. Jahrhunderts unterrichten: Alfr. Heubaum, Geschichte des deutschen Bildungswesens 1 (1905), 193ff.; Vaihinger in seinem Kant-Kommentar 1, S. 240ff.; P. Menzer, Kants Lehre von der Entwicklung, 1911, S. 214ff.; E. Cassirer, a. a. O. s. h. v.; Th. Surányi-Unger, a. a. O. 1, 253; 2, 243ff., 252ff. Vgl. auch noch die lehrreiche Abhandlung von Ewald Schams, Zur Geschichte und Beurteilung der exakten Denkformen in den Sozialwissenschaften in der „Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften". Band 85. 1928. Heft 3 und die dort angeführte neuere Literatur.

Die Gestalten sind infolgedessen auch mathematisierbar. Ja, die Vertreter der „Gestalttheorie" legen besonders Wert darauf, zu betonen, daß ihre Betrachtungsweise die Mathematisierbarkeit der Naturerscheinungen sogar steigere. „Gestalten" sind nach der Meinung Köhlers überall dort (und nur dort?), wo „in der Physik die theoretischen Aufgaben auf partielle Differentialgleichungen, auf Integralgleichungen und auf Systeme simultaner algebraischer Gleichungen führen"[14].

Während der Strukturbegriff als Ordnungsprinzip in den Naturwissenschaften erst seit einem Menschenalter allgemeinere Geltung sich zu verschaffen beginnt, ist ein anderer Allgemeinbegriff von jeher in Übung gewesen und kann als das wichtigste Ordnungsprinzip der modernen Naturwissenschaften angesehen werden, das ist

3. der Gesetzesbegriff. Mit seiner Hilfe will der Forscher die Erscheinungen in der Natur in der Zeit ordnen, indem er Formeln aufstellt für die im Ablauf der Naturprozesse beobachteten Regelmäßigkeiten. Es handelt sich bei den Gesetzen also immer nur um Regelmäßigkeiten der Sukzession, nicht der Koexistenz; denn — nach Meinung des modernen Naturforschers — sind „letzte Elemente des Universums nicht Dinge, sondern Vorgänge". Da es sich bei den beobachteten Erscheinungen nur noch um Größen handelt, so sind alle Naturvorgänge Bewegungen: so hatte es Galilei verkündet, der zuerst die Bewegung zum Gegenstande der Untersuchung machte und nicht die Dinge, und dabei ist es bis heute geblieben. Das Naturgesetz ist eine „Regel zeitlicher Aufeinanderfolge von Bewegungen als Ausdruck der Metamorphose eines seinem Wesen nach ewig Gleichen". Der Bereich, innerhalb dessen man diese Regelmäßigkeiten der Bewegung feststellt, heißt das „Kraftfeld".

Die Ordnung erfolgt nun in der Weise, daß man die beobachteten Tatsachen innerhalb eines Kraftfeldes „funktionalisiert", das heißt in Beziehung setzt $[v = f(x, y, z \ldots)]$ und in den Bewegungen dieser Veränderlichen die Konstanz gewisser Kombinationen während eines Naturvorganges feststellt, die sich beobachten läßt, obwohl die Größen selber im Laufe des Vorgangs sich ändern. Da man die Beziehungen in unendlich kleinen räumlichen und zeitlichen Ab-

[14] W. Köhler, Die physikalischen Gestalten. 1924. S. 117.

ständen annimmt, und da es sich nur um Größen handelt, so kann jede solche konstante Beziehung in einer Differentialgleichung ausgedrückt werden. Das ist der Sinn, wenn H. Poincaré das Naturgesetz als Differentialgleichung bezeichnet. Diese Differentialgleichungen, die also die Veränderung der Kraftgrößen und der Kraftrichtung beim Durchwandern des Raums und ihr gleichbleibendes Verhältnis zueinander darstellen, beschreiben, wie man es nennt, das Kraftfeld: sie drücken die gleichbleibende Beziehung zwischen der Erscheinung von heute und der von morgen aus und ersetzen das Erkenntnismittel der Substanzialität oder Identität des Dinges mit sich. Man bezeichnet sie als „Mikrogesetze", die dann integriert werden, um Gesetze festzustellen, „welche die Abhängigkeit der Naturprozesse voneinander über größere, wahrnehmbare und daher direkter Messung zugängliche Erstreckungen wiedergeben" (Schlick), die sogenannten „Makrogesetze", die also Äußerungen der Mikrogesetze sind, etwa wie das Newtonsche Gesetz.

Das ist, wie ich es verstehe, das Verfahren der exakten Naturwissenschaft, insbesondere der Physik, deren oberstes Ziel es danach ist, „Gesetze" zu formen, Formeln zu prägen, in denen für die Bewegungen, als die einzigen Vorgänge in der Natur, denen man sein Augenmerk noch zuwendet, bestimmte Regelmäßigkeiten festgestellt werden.

Grundsätzlich verfahren die anderen Naturwissenschaften ebenso, indem sie äußerlich erfaßte Naturerscheinungen ordnen. Ihr Ideal bleibt dabei die „Exaktheit" der physikalischen Wissenschaften. Ihre Ordnungsprinzipien sind zum Teil dieselben, zum Teil andere. So die Klassifikation in der Botanik und Zoologie, soweit diese Wissenschaften nicht mit den Methoden der Physik und Chemie betrieben werden; Anpassung, Auslese, Ausmerzung in der Biologie und Zoologie; „regulative Ideen", wie die Idee des „Organismus" als Fiktion u. a.

Durchaus als Reaktion gegen diese heute in den Naturwissenschaften herrschende Denkweise ist die Bewegung des Neo-Vitalismus zu betrachten, die aber doch nur die Auflehnung des Philosophen gegen den Naturwissenschaftler ist, dieselbe, die schon Aristoteles gegen Democrit ins Werk setzte.

2. *Die Ausdehnung des naturwissenschaftlichen Denkens auf Seele und Geist*

Diese Ausdehnung erfolgt durch die Vermittlung der sogenannten Assoziationspsychologie, die die theoretische Grundlage für die „Experimentalpsychologie" (älteren Stils) abgibt. Die Assoziationspsychologie ist im Vaterlande Newtons, dessen Lehren auch sie ihre Entstehung verdankt, zur Entwicklung gelangt: sie wurde von Hume und Hartley begründet, erstmalig von James Mill umfassend dargestellt und von John Stuart Mill (dem Sohn) zum Systeme ausgebaut. In dessen „Logik" hat sie ihre klassische Prägung erfahren.

Diese „erklärende" Psychologie, wie sie Dilthey nennt, geht — und das ist das, was ihr Verfahren als naturwissenschaftliches kennzeichnet — ebenfalls auf „letzte Elemente", die sich auch in der Seele finden sollen, zurück, das sind die „Empfindungen", die also den Elektronen in der Physik, den Elementen in der Chemie, den Zellen in der Physiologie entsprechen, beobachtet deren Bewegungen und ordnet diese in Formeln, den sogenannten „Gesetzen". Die Bewegung dieser letzten Elemente bringt die „Ideen" hervor, das sind „sekundäre" Geisteszustände: „die Ideen . . . werden durch unsere Eindrücke oder durch andere Ideen nach gewissen Gesetzen, welche Gesetze der Ideenassoziation heißen, erregt"[15]. Die Vorgänge bei der Bildung der Ideen entspricht mehr den chemischen als den physikalischen Vorgängen, weshalb Mill auch von einer „psychischen Chemie" spricht. „Wenn einfache Ideen oder Gefühle sich zusammensetzen, so können sie einen Zustand erzeugen, welcher für die innere Wahrnehmung einfach und zugleich qualitativ ganz verschieden ist von den Faktoren, die ihn hervorgebracht haben." Die Assoziationspsychologie erklärt also das Seelenleben, nach Analogie der übrigen Naturvorgänge, aus einer Art mechanistischer Denkbewegung.

Diese Elementarpsychologie wird dann ergänzt durch die sogenannte „Ethologie", eine Wissenschaft, die die Charakterbildung zu erfassen hat. „Die Gesetze der Charakterbildung sind derivative, aus den allgemeinen Gesetzen des Geistes hervorgehende Gesetze und

---

[15] J. St. Mill, Logik; deutsch von J. Schiel. 3. Aufl. 1868. 2, S. 459.

können durch Deduktion aus diesen allgemeinen Gesetzen erhalten werden, indem man eine gegebene Reihe von Umständen voraussetzt und dann sieht, was den Gesetzen des Geistes zufolge der Einfluß dieser Umstände auf die Charakterbildung sein wird."[16]

Das Verhältnis dieser beiden Wissenschaften zueinander umschreibt Mill wie folgt: „Die eine bestimmt die einfachen Gesetze des Geistes im allgemeinen, die andere weist deren Wirkungen in verwickelten Kombinationen von Umständen nach. Die Ethologie steht zu der Psychologie in einem ähnlichen Verhältnis wie die verschiedenen Zweige der Physik zur Mechanik. Die Prinzipien der Ethologie sind eigentlich die mittleren Prinzipien, die axiomata media (Bacon) der Geisteswissenschaften; auf der einen Seite unterscheiden sie sich von den aus einfachen Beobachtungen hervorgegangenen empirischen Gesetzen, auf der andern Seite von den höchsten Generalisationen."[17]

Die Ethologie ist also eine Art von Milieutheorie; sie schließt (nach Mill) in dem weitesten Sinne des Worts sowohl die Bildung des nationalen und kollektiven als auch die des individuellen Charakters ein. Sie bildet, wie Mill selber betont, die Brücke zu den Geisteswissenschaften und begründet insbesondere diejenige Gesellschafts- und Geschichtslehre, die bemüht ist, das Kulturgeschehen nach naturwissenschaftlicher Methode auf letzte Gesetze des Seelenlebens zurückzuführen: „alle eine praktische Kenntnis der Menschheit konstituierenden Wahrheiten der gewöhnlichen Erfahrung müssen, soweit sie Wahrheiten sind, Resultate oder Folgen der allgemeinen, psychologischen Gesetze sein."[18]

Derjenige Philosoph, der vor allem mit Hilfe dieser Gedanken eine Geschichtslehre zu begründen unternommen hat, ist Wilhelm Wundt. Er hat sich in seiner „Völkerpsychologie" anheischig gemacht, eine „psychologische Entwicklungsgeschichte der Menschheit" zu schreiben. Diese hat „die herrschenden Motive des geschichtlichen Lebens und seiner Wandlungen aufzufinden und aus den allgemeingültigen Gesetzen des geistigen Lebens zu begreifen"[19]. Diese „all-

---

[16] J. St. Mill, a. a. O. S. 478.
[17] J. St. Mill, a. a. O. S. 479.
[18] J. St. Mill, a. a. O. S. 468.
[19] W. Wundt, Elemente der Völkerpsychologie. 1912. S. 515.

gemeingültigen Gesetze des geistigen Lebens", die also aus den psychologischen Elementargesetzen, die den „Prinzipien der Mechanik" entsprechen, abgeleitet sind, sind aber durchaus nach Art der Naturgesetze gebildete Formeln, in denen menschliches Verhalten rein äußerlich geordnet wird. Es sind, wie bekannt, 1. das Gesetz der sozialen Resultanten; 2. das Gesetz der sozialen Relationen; 3. das Gesetz der sozialen Kontraste: das erste „Gesetz" entspricht den chemischen, das zweite und das dritte entsprechen den mechanischen Gesetzen[20].

Da Wundt mit Vorliebe die Beispiele für seine „Gesetze" aus dem Gebiete der Nationalökonomie nimmt, so werden wir deren naturwissenschaftliches Gepräge noch kennenlernen, wenn wir im folgenden Kapitel die Anwendung der naturwissenschaftlichen Denkweise auf unsere Wissenschaft untersuchen werden. Einstweilen müssen wir uns erst Rechenschaft geben über den Erkenntniswert, den denn nun diese naturwissenschaftliche Art, die Welt zu betrachten, besitzt.

3. Der Erkenntniswert des naturwissenschaftlichen Denkens

Die Erkenntnis, wie sie die moderne Naturwissenschaft betreibt, ist ein äußerliches „Begreifen" der Dinge, ist Erkenntnis „von außen", ist „Teilerkenntnis", wie man es auch genannt hat, das heißt: sie bedeutet eine Beschränkung auf das eine Merkmal: Größe. Indem die Naturwissenschaft eine Messung, eine Zahl für Eigenschaften der Erscheinungen ausgibt, hat sie eine formale, einseitige Beziehung an die Stelle des mannigfaltigen Ganzen gesetzt.

Wir können auch sagen: die Naturwissenschaft verzichtet auf Wesenserkenntnis, müssen dabei aber einen richtigen Begriff vom „Wesen" eines Dinges haben. Es geht nicht an, wie es Köhler tut[21], das „Strukturgesetz" ein „Wesensgesetz" zu nennen, wenn man gleichzeitig das Strukturgesetz als „Beziehungen zwischen physischen Größen", also einem Äußeren, einem Teil bezeichnet. Es geht ebensowenig an, zu sagen, „daß es das Wesen des materiellen Dinges sei, res extensa zu sein", wie wir es bei Husserl lesen[22], da ja auch die

---

[20] W. Wundt, Logik III³, S. 430ff., 650ff. Vgl. unten S. 131ff.
[21] W. Köhler, a. a. O. S. 86f.
[22] E. Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie usw. § 9.

Eigenschaft der Ausdehnung eine von vielen und also nur der Teil eines Dinges ist. (Höchstens könnte man sagen: Ausdehnung gehöre zum Wesen des materiellen Dinges.) Wir werden vielmehr unter dem Wesen eines Dinges immer seine Totalität verstehen müssen und Qualität, Grund, Zweck nicht aus dem Begriffe ausschließen dürfen. Vor allem aber werden wir die Wesenheit immer mit dem Anspruch der Notwendigkeit ausstatten müssen. Und können das Wesen vielleicht mit Sigwart bestimmen als „die Einheit eines Dinges, sofern sie für sich die Notwendigkeit gewisser Eigenschaften enthält", als „den beharrlich zeitlosen Grund der jeweiligen zeitlichen Wirklichkeit eines Dinges"[23]. Diese Begriffsbestimmung ist der Hegelschen nachgebildet, der zufolge „Wesen ... das vorhergegangene, aber zeitlose Sein" ist (bekanntlich bringt Hegel „Wesen" und „gewesen" in einen inneren Zusammenhang).

Ohne metaphysischen Zusatz läßt sich der Sachverhalt wie folgt umschreiben: Die Bestimmung des Wesens eines Dinges muß vollständig und eindeutig sein. Wesen ist notwendiges So-Sein. Es wird begründet durch den Zusammenhang, den das Ding bildet, und durch den Zusammenhang, in dem es steht. Wir können jenen einen Strukturzusammenhang, diesen einen Beziehungszusammenhang nennen; jener gibt Antwort auf die Fragen: was? und wie?, dieser auf die Fragen: woher? wohin? warum? wozu? Der Strukturzusammenhang bedeutet die Zurückführung der einzelnen Bestandteile (Merkmale) eines Gegenstandes auf einen einheitlichen geistigen Mittelpunkt (Kern), der Beziehungszusammenhang die Eingliederung des Gegenstandes in ein größeres „Ganze".

Fassen wir so den Begriff des Wesens, so wird es bei der obigen Feststellung: daß die Naturwissenschaft auf Wesenserkenntnis verzichtet, sein Bewenden haben können. Sie will nicht erkennen die mannigfachen Eigenschaften der Dinge, nicht den Grund ihres Daseins und Soseins, nicht ihre Bestimmung, und ihre Erkenntnisse erheben nicht den Anspruch der Notwendigkeit. Dieser Verzicht auf Notwendigkeit und das Sichbegnügen mit einer mehr oder weniger großen Wahrscheinlichkeit ihrer Forschungsergebnisse ist ein be-

[23] Sigwart, Logik. 1[4], S. 269f.

sonderes Kennzeichen naturwissenschaftlichen Wissens. Auch die „strengsten" Naturgesetze (die „Mikro"-Gesetze) entbehren der Notwendigkeit.

Diese Einsicht ist dem Logiker seit Aristoteles, der schon den „streng wissenschaftlichen Charakter" der Induktion geleugnet hat, nie verborgen gewesen: daß die Naturgesetze auch als allgemeinste Gesetze „induktiv gewonnene Hypothesen (bleiben) und alles deduktiv von ihnen Abgeleitete ... an ihrem hypothetischen Charakter teilnimmt"[24]. „Notwendigkeit kann aus der Erfahrung nicht abgenommen werden ..." Die Erfahrung lehrt mich zwar, „was da sei und wie es da sei, niemals aber, daß es notwendigerweise so und nicht anders sein müsse" ... „Die Erfahrung kann uns nur zeigen, daß oft und, wenn es hoch kommt, gemeiniglich auf einen Zustand ein anderer folge, und kann also weder strenge Allgemeinheit noch Notwendigkeit verschaffen."[25] „Jede empirische, bloß durch Induktion gewonnene Erkenntnis (hat) immer nur approximative, folglich prekäre, nie unbedingte Gewißheit." „Sogar das allgemeinste und ausnahmsloseste aller ... Naturgesetze, das der Gravitation, ist schon empirischen Ursprungs, daher ohne Garantie für seine Allgemeinheit."[26] „Weil etwas berechenbar ist, ist es deshalb schon notwendig?"[27] Naturgesetze sind „ungefähre Allgemeinheiten der Koexistenz und Sukzession, auf Tatsächlichkeiten bezüglich, die in einem Falle so, im anderen anders sein können" ... „Durchschnittsallgemeinheiten, von denen es heißt: ‚Keine Regel ohne Ausnahme'." „Die Induktion begründet ... nicht die Geltung des Gesetzes, sondern nur die mehr oder minder hohe Wahrscheinlichkeit dieser Geltung; einsichtig gerechtfertigt ist die Wahrscheinlichkeit, nicht das Gesetz." „Ihre Allgemeinheit ist also keine ‚reine' oder ‚unbedingte', und ebenso ist die Notwendigkeit alles ihnen untergeordneten, dinglichen Geschehens mit ‚Zufälligkeit' behaftet. Die Natur mit allen ihren physikalischen Gesetzen ist eben ein Faktum, das auch anders sein

---

[24] E. v. Hartmann, Die Weltanschauung der modernen Physik. 2. Aufl. 1909. S. 211.

[25] I. Kant, Prolegomena. §§ 2, 14, 33.

[26] Schopenhauer, Vierfache Wurzel usw. § 20.

[27] F. Nietzsche, Werke (Großoktavausgabe) 15, S. 314.

könnte." „Naturgesetze, Gesetze im Sinne der empirischen Wissenschaften sind keine Wesensgesetze (Idealgesetze, apriorische Gesetze), empirische Notwendigkeit ist keine Wesensnotwendigkeit."[28]

Ein Logiker, der unter den Neueren mit am frühesten sich gegen den Aberglauben der „Naturgesetzlichkeit" aufgelehnt und die ganze „statistische Gesetzmäßigkeit", die jetzt die Naturforscher entdeckt haben, vorweggenommen hat, indem er alle „Gewißheit" auf Wahrscheinlichkeit zurückführte und dafür ein breitangelegtes System geschaffen hat, ist der in Deutschland wenig bekannte W. St. Jevons, der schon 1874 schrieb[29]: „My strong conviction is that before a rigourous logical scouting the Reign of Law will prove to be an unverified hypothesis, the uniformity of Nature an ambiguous expression, the certainty of one scientific inferences to a great extent a delusion."

Jetzt sind nun auch die Naturforscher selbst zu dieser selbstverständlichen Einsicht in den beschränkten Geltungswert ihrer „Gesetze" gelangt. Ein Naturgesetz besagt nach H. Poincaré: „Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, ist es wahrscheinlich, daß dieses Ereignis ungefähr eintritt."[30] Nach F. Exner sind Naturgesetze „nichts anderes als der Ausdruck für das wahrscheinlichste, durchschnittliche Resultat zahlreicher mikrokosmischer Vorgänge"[31]. Nernst[32] spricht von einer „logischen Überbeanspruchung der Naturgesetze" und meint, „daß alle unsere Naturgesetze wesentlich statistischen Charakters" sind und „nur befriedigend genaue statistische Mittelwerte liefern". Hans Reichenbach erklärt[33]: „Es ist nicht so, daß wir strenge Gesetze unmittelbar in der Natur finden; vielmehr ist jede einzelne Naturaussage nur mit einer beschränkten Genauigkeit, also nur mit einem Wahrscheinlichkeitsanspruch zu machen ...; der approximative Charakter aller Naturerkenntnis wird also in den Vorder-

---

[28] E. Husserl, Logische Untersuchungen. 1^2, S. 62, 148f., 240, 290.

[29] W. St. Jevons, The Principles of Science. Ed. 1900. pag. XI..

[30] H. Poincaré, Der Wert der Wissenschaft. 3. Aufl. 1921. S. 187.

[31] F. Exner, Vorlesungen über die physikalischen Grundlagen der Naturwissenschaften. 1919. S. 691.

[32] W. Nernst, Gültigkeitsbereich der Naturgesetze. 1921.

[33] Hans Reichenbach, Das Kausalproblem in der gegenwärtigen Physik in der „Zeitschrift für angewandte Chemie". Bd. 42. 1929.

grund gestellt ...“ Durch Boltzmann und Planck[34] ist dann der etwas mißverständliche Ausdruck der „statistischen Gesetzmäßigkeit“ aufgekommen, neben der Planck merkwürdigerweise aber noch eine „echte“ Gesetzmäßigkeit, also doch wohl eine mit dem Anspruch auf Notwendigkeit ausgestattete Gesetzmäßigkeit in den sogenannten „dynamischen“ Gesetzen gelten lassen will, offenbar ein rudimentäres Glied aus einer metaphysischen Vergangenheit.

Der richtige Gegensatz ist nicht: statistische und dynamische Gesetzmäßigkeit (da die sogenannte statistische Gesetzmäßigkeit gar keine Gesetzmäßigkeit im eigentlichen Sinne ist [siehe das 15. Kapitel]), übrigens auch nicht kausales und statistisches Weltbild (da das Problem der Kausalität bei den hier erörterten Fragen gar nicht berührt wird), sondern: Gesetzmäßigkeit = Notwendigkeit und Wahrscheinlichkeit (für deren Grad man einen statistischen Ausdruck findet).

Es bleibt also dabei: das Wesen der Natur ist für die Wissenschaft unerkennbar. Fast kindlich mutet der Glaube an, daß wir durch die unerhörten Entdeckungen der letzten Jahrzehnte diesem Wesen auch nur einen Schritt nähergekommen seien. Man weiß jetzt (bis auf weiteres), daß in einem Atom negativ geladene Elektronen kreisen, daß das Licht elektrische Wellen sind, daß die Aussendung von Strahlen diskontinuierlich und nicht kontinuierlich erfolgt. Aber jede neue Entdeckung bedeutet doch die Erschließung neuer Wunder: hinter dem sichtbaren Spektrum fand man die Ultrastrahlen, dahinter die Röntgenstrahlen, dahinter die γ-Strahlen. Und was „weiß“ man von ihnen? Daß jede Art um einige „Oktaven“ höher liegt, das heißt rascher schwingt als die vorhergehende. Das heißt: man weiß gar nichts mehr, aber man kann einen immer größeren Teil der Natur berechnen. Auflösung der Natur in Zahlen: das ist der „Sinn“ der modernen Naturwissenschaft. Und nur auf Grund einer pythagoreischen Metaphysik könnte man zu der Annahme kommen, daß man damit den „Sinn“ der Welt erschlossen habe. Einstweilen „mißt“ man im Unendlich-Kleinen wie im Unendlich-Großen. Man mißt den Umfang der Himmelskörper, man mißt ihre Schwere, man mißt ihr Alter, man mißt ihre Strahlungen, man

[34] M. Planck, Dynamische und statistische Gesetzmäßigkeit. 1914.

mißt schließlich die Zahl der Sterne und die Zahl der Elektronen und stellt fest, daß das Weltall 10^{78} Elektronen faßt und der Weltumfang 100 Millionen Lichtjahre groß ist und stellt die Proportion auf: Atom: Stein = Stein zur Erde = Erde zum Weltall. Und das Ergebnis?

„Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Diese Einsicht, die den Faust zur Verzweiflung brachte: „daß wir nichts erkennen können", ist heute bei allen maßgebenden Naturforschern verbreitet, die alle das Erbe der Newtonschen Weisheit angetreten haben. Newton hat den richtigen Standpunkt des Naturforschers ein für allemal festgelegt in den klassischen Worten[35]: „Hactenus phaenomena coelorum ... per vim gravitatis exposui, sed causam gravitatis nondum exposui. Oritur utique haec vis a causa aliqua ... Rationem vero harum gravitatis proprietatum ex phaenomenis nondum potui deducere et hypotheses non fingo. Satis est, quod gravitas revera existat et agat secundum leges a nobis expositas ... Attamen gravitatem corporibus essentialem esse minimo affirmo." „Caveat lector, ne ... cogitet, me speciem vel modum actionis causamve aut rationem physicam alicubi definire vel centris (quae sunt puncta mathematica) vires vere et physice tribuere, si forte aut centra trahere aut vires centrorum esse dixero."

Drei Stimmen einiger hervorragender Naturforscher der neueren Zeit, die dasselbe ausdrücken, seien noch mitgeteilt:

Robert Mayer[36]: „Was Wärme, was Elektrizität usw. dem inneren Wesen nach sei, weiß ich nicht, so wenig als ich das innere Wesen der Materie oder irgendeines Dinges überhaupt kenne; das weiß ich aber, daß ich den Zusammenhang vieler Erscheinungen viel klarer sehe, als man bisher gesehen hat."

---

[35] J. Newton, Scholium generale am Schlusse der Principia; in der Ausgabe: Philosophiae naturalis principia mathematica; ed. tertia 1726, pag. 380 und 389. Vgl. auch def. VIII.

[36] Rob. Mayer, Kleinere Schriften und Briefe. 1893. S. 180, 181.

Kirchhoff[37]: „Aus diesem Grunde stelle ich es als die Aufgabe hin, die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen zu beschreiben."

Hans Reichenbach[38]: „Darum bedeutet Wahrheit für die Naturwissenschaft nicht Übereinstimmung mit dem Ding — das wäre eine unmögliche Forderung —, sondern innere Widerspruchslosigkeit dieses Begriffssystems."

Besonders leidenschaftliche Vertreter dieses strengen Nominalismus in den Naturwissenschaften sind die neueren französischen Naturforscher, die wohl alle durch Boutroux und Bergson beeinflußt sind[39].

Für diesen Verzicht auf Wesenserkenntnis hat nun aber die Naturwissenschaft einen wertvollen Vorteil eingetauscht: sie hat die Einsicht in die Regelmäßigkeit der identisch wiederkehrenden Fälle gewonnen. Die Einsicht aber enthält:

1. die Berechenbarkeit: „die Berechenbarkeit liegt nicht darin, daß eine Regel befolgt würde oder einer Notwendigkeit gehorcht würde oder ein Gesetz von Kausalität von uns in jedes Geschehen projiziert würde, sondern liegt in der Wiederkehr identischer Fälle"[40];
2. die Vorausbestimmbarkeit durch Subsumtion;
3. die Allgemeingültigkeit. Und diese war ja das Ziel gewesen, das die Naturwissenschaft ihrem innersten Wesen nach hatte erreichen wollen und das sie eben mit dem Opfer

---

[37] P. Kirchhoff, Vorlesungen über Mechanik. 1876.

[38] Hans Reichenbach, Der gegenwärtige Stand der Relativitäts-Diskussion im Logos. Bd. X. 1922. S. 348.

[39] Siehe namentlich außer É. Boutroux, De la contingence des lois de la nature, 1874, und L'idée de la loi naturelle dans la science et la philosophie contemporaine. Deutsch 1907: H. Poincaré, Science et Hypothèse. 1902; idem, Valeur de la Science 1905. Science et Méthode 1912. Sämtlich deutsch erschienen. Meine Zitate sind den deutschen Übersetzungen entnommen. Vgl. Pierre Duham, La théorie physique 1906; idem, Le système du monde (unvollständig). 5 Vol. 1913; ferner die verschiedenen Aufsätze von Le Roy und die Übersicht bei Jourdan, Französischer Brief in „Probleme der Weltanschauung". 1927. S. 479, 491.

[40] F. Nietzsche, WW. (Großoktavausgabe) 15, 320.

der Wesenserkenntnis erreicht hat. Denn das vor allem gilt es einzusehen und sich einzuprägen: alle Wesenserkenntnis der Natur ist Metaphysik, das heißt: überschreitet die Erfahrung und ist nicht evident.

Nichts anderes hat uns ja im Grunde Kant beweisen wollen, dessen Standpunkt für alle Naturwissenschaft — aber auch nur für diese — der allein richtige ist. Und in klassischer Form hat dieser Auffassung Schopenhauer Ausdruck verliehen, wenn er sagt: „Jede echte, also wirklich ursprüngliche Naturkraft..., wozu auch jede chemische Grundeigenschaft gehört, ist wesentlich qualitas occulta, das heißt keiner physischen Erklärung weiter fähig, sondern nur noch einer metaphysischen, das heißt über die Erscheinung hinausgehenden."[41] Und: „Die Ätiologie lehrt uns, daß nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung dieser bestimmte Zustand der Materie jenen anderen herbeiführt, und damit hat sie ihn erklärt und das ihrige getan... Über das innere Wesen irgendeiner jener Erscheinungen erhalten wir aber dadurch nicht den geringsten Aufschluß: dieses wird Naturkraft genannt und liegt außerhalb des Gebiets der ätiologischen Erklärung... Die Kraft selbst, die sich äußert, das innere Wesen der mit jenen Gesetzen eintretenden Erscheinungen bleibt ihr ewig ein Geheimnis, ein ganz Fremdes und Unbekanntes, sowohl bei der einfachsten, wie bei der kompliziertesten Erscheinung..."[42] „Es ist uns ebenso unerklärlich, daß ein Stein zur Erde fällt, als daß ein Tier sich bewegt."[43]

Neuntes Kapitel

Die Anwendung der naturwissenschaftlichen Denkweise auf die Nationalökonomie

1. Die wissenschaftliche Einstellung der ordnenden Nationalökonomie

Die Anwendung der naturwissenschaftlichen Denkweise auf die Wirtschaftswissenschaft führt zu derjenigen Richtung der National-

---

[41] A. Schopenhauer, Von der vierfachen Wurzel usw. § 20. 2. Aufl. S. 45.
[43] A. Schopenhauer, ebenda S. 148.
[42] A. Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung. 5. Aufl. 2, 116.

ökonomie, die ich die ordnende Nationalökonomie nennen wollte. Zu ihren Vertretern gehört die bei weitem größte Zahl aller sogenannten „theoretischen" Nationalökonomen. Keineswegs sind sie sich alle der Eigenart ihres Standpunktes bewußt, noch weniger lehren sie eine reine ordnende Nationalökonomie — die meisten vermischen sie mit Bestandteilen der richtenden oder der verstehenden Nationalökonomie oder beider —, ganz wenige führen die Gedanken in voller, methodischer Klarheit durch. Wir halten uns an die klarsten und verhältnismäßig reinsten Systeme, fragen aber auch die Schriften über die Methode um Rat, deren die naturwissenschaftliche Nationalökonomie — und zwar sie allein — eine ganze Reihe von hohem Range besitzt. Unter diesen ragen die Arbeiten dreier Forscher wiederum hervor: von John Stuart Mill, dem klassischen Theoretiker und Bearbeiter dieser Nationalökonomie, von J. E. Cairnes und von Carl Menger. Die Schriften, die in Betracht kommen, sind:

J. St. Mill, Essays on some unsettled questions. 1844. 2. ed. 1874 (die entscheidenden Abschnitte darin sind schon 1830 geschrieben); idem, Logik, vor allem das sechste Buch.

J. E. Cairnes, The Character and logical method of Political Economy. 1856. 3. Aufl. 1888.

Carl Menger, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie insbesondere. 1883.

Es lassen sich unter den vorwiegend naturwissenschaftlich eingestellten Nationalökonomen drei große Gruppen unterscheiden:

1. die Objektivisten, die die wirtschaftlichen Vorgänge aus den Bewegungen objektiver Größen — Geldmengen, Gütermengen, Arbeitsmengen — erklären. Zu ihnen gehören (soweit sie Wissenschaft treiben) die Physiokraten, die englischen Klassiker und der große Troß der Nachzügler, die „Epigonen", aber auch die großen sozialistischen Theoretiker, vor allem Karl Rodbertus und Karl Marx;

2. die Subjektivisten, die das wirtschaftliche Geschehen auf einfache psychische Tatbestände zurückführen. Es sind vor allem die Anhänger der Grenznutzenlehre, unter denen besonders zu nennen

sind: W. St. Jevons, Carl Menger, F. v. Wieser, Alfred Marshall, John Bates Clark;

3. die Relationisten, die auf eine substantiale Erfassung der Vorgänge des Wirtschaftslebens verzichten und an die Stelle einer kausal-genetischen Betrachtungsweise eine „Beziehungs"- oder Gleichgewichtslehre setzen wollen. Sie sind — wegen der Ausdrucksweise, deren sie sich bedienen — unter dem Namen der mathematischen Schule bekannt, die von A. A. Cournot mit seiner Schrift Recherches sur les principes mathématiques de la théorie des richesses (1838) begründet worden ist und deren hervorragende Vertreter Walras, Pareto, Edgeworth, Schumpeter und Barone sind.

Was die besondere Eigenart jeder dieser drei Gruppen ausmacht, werden wir später einsehen. Zunächst möchte ich diejenigen Grundanschauungen hervorheben, die allen Vertretern der ordnenden Nationalökonomie — trotz mannigfacher Abweichungen im einzelnen — doch gemeinsam sind. Es sind vornehmlich folgende:

1. Die ordnenden Nationalökonomen treiben „Wissenschaft": sie wollen erkennen das, was ist und erstreben Allgemeingültigkeit ihrer Forschungsergebnisse an. Sie streifen deshalb alle metaphysischen Bestandteile ab und sind daher auch — wenigstens in ihren folgerichtigsten Vertretern — Gegner der subjektiven Werturteile. Die englisch-französischen Autoren nennen ihre Lehre mit Bewußtsein eine „Science".

2. Nach der Meinung unserer Nationalökonomen haben die Geisteswissenschaften, zu denen sie meist die Nationalökonomie zählen, und die Naturwissenschaften dieselben Erkenntnisgrundlagen, dieselben Erkenntnisziele und dieselben Erkenntnisverfahren. Genauer: sie sind der Ansicht, daß die in der Erkenntnis der Natur erprobten Methoden ohne weiteres auf die gesellschaftlich-kulturellen, insonderheit wirtschaftlichen Erscheinungen angewandt werden können und sollen.

Mills „Logik" enthält zwar ein sechstes Buch, in dem „die Logik der Geisteswissenschaften" abgehandelt wird. Es wird aber doch nur als „Anhang" betrachtet, und es heißt dort[44]: „Was in einem Werke

---

[44] J. St. Mill, Logik. 2, 437.

wie diesem für die Logik des Geistes geschehen kann, ist dem Wesen nach in den fünf vorangehenden Büchern geschehen. Das vorliegende Buch kann nur als eine Art Supplement oder als ein Anhang zu diesen Büchern betrachtet werden." Menger äußert sich über diesen Punkt wie folgt[45]: „Der Gegensatz zwischen den theoretischen Naturwissenschaften und den theoretischen Sozialwissenschaften ist lediglich ein solcher der Erscheinungen, keineswegs aber ein Gegensatz der Methode, indem auf beiden Gebieten der Erscheinungswelt sowohl die realistische als die exakte Richtung der theoretischen Forschung zulässig ist."

3. Die Naturwissenschaften sind die vollkommeneren Wissenschaften, unter ihnen die vollkommensten sind die „exakten" Naturwissenschaften. Diese sind das wissenschaftliche Ideal aller Wissenschaften, auch der Nationalökonomie, jedenfalls desjenigen Teiles dieser Wissenschaft, der auf die Ehrenbezeichnung der „Theorie" oder der „reinen" Theorie Anspruch erheben will. Ich führe einige Aussprüche hervorragender Vertreter der ordnenden Nationalökonomie an, aus denen diese für die Gesamtauffassung unserer Wissenschaft entscheidend wichtige Ansicht erkennbar ist.

Die Physiokraten[46]: „Depuis l'ingénieuse invention de la formule du Tableau économique, cette même science (l'économie politique) est devenue une science exacte, dont tous les points sont susceptibles de démonstrations aussi sévères et aussi incontestables que celle de la géometrie et de l'algèbre." (Du Pont.) „Le Tableau économique est la première règle d'Arithmétique que l'on ait inventée pour réduire au calcul exacte, précis, la science élementaire et l'exécution perpétuelle de ce décret de l'Eternel: vous mangerez votre pain à la sueur de votre front." (Mirabeau.) „La science économique s'exerçant sur des objets mesurables est susceptible d'être une science exacte et d'être soumise au calcul." (Le Trosne.)

Mill[47]: „Die Gesellschaftswissenschaft (zu der die Nationalökonomie gehört) ist eine deduktive Wissenschaft... nach dem Vor-

---

[45] Carl Menger, Untersuchungen usw. S. 39.

[46] Siehe die Stellenbelege bei Ewald Schams, a. a. O. S. 507.

[47] J. St. Mill, Logik 2, 512.

bilde der verwickelten, physikalischen Wissenschaften; ihre Methode ist die konkrete, deduktive Methode, wovon die Astronomie das vollkommenste, die Physik ein etwas weniger (!) vollkommenes Beispiel darbietet und deren Anwendung bei der von dem Gegenstande erheischten Vorsicht und Anpassung die Physiologie umzugestalten beginnt."

Cairnes[48]: „Die Nationalökonomie ist eine positive Wissenschaft, sofern sie auf der äußeren Erfahrung beruht, eine hypothetische Wissenschaft, sofern sie aus allgemeinen Sätzen deduziert. Sie gehört demnach zu der Klasse der Wissenschaften wie die Mechanik, die Astronomie, die Elektrizitätswissenschaft und im allgemeinen alle Wissenschaften, die die deduktive Phase erreicht haben."

Mc Leod[49]: Die Political Economy ist „a great demonstrative science of the same rank as mechanics or optics or any other physical science".

Cournot[50]: „Il est bien curieux que le développement progressif des sociétés humaines aboutisse à les replacer, en grande partie au moins, sous l'empire de lois mathématiques ou physiques, fort semblables à celles qui gouvernent les phénomènes les plus généraux et à certains égards les plus grossiers du monde physique..."; „il y a une sorte de cinématique des valeurs, qui offre la plus fréquente analogie avec la cinématique proprement dite, celle qui traite du mouvement, abstraction faite des forces qui le produisent."

Pareto[51]: „désire arriver autant que possible à des conclusions ayant avec les faits des rapports semblables à ceux que nous voyons dans les sciences physiques." „Toutes les sciences naturelles acheminent plus ou moins leurs études vers le type logico-expérimental; et nous devons déclarer ici que notre intention est d'étudier la sociologie de cette manière, c'est à dire en nous efforçant de la ramener à ce type."

---

[48] J. E. Cairnes, The Character and logical method of Political Economy. Ed. 1888. pag. 47.

[49] McLeod, The Principles of econom. philosophy. 2. ed. 1872. pag. 122f.

[50] A. A. Cournot, Traité de l'enchainement des idées fondamentales dans les sciences et dans l'histoire. 1861. Nouvelle Edition. 1923. §§ 485ff.

[51] V. Pareto, Traité de Sociologie. 2. Vol. 1917. §§ 486, 68. Vgl. § 87, Note.

Schumpeter[52]: „Eine Lücke klafft im wissenschaftlichen Weltbilde dort, wo der Mensch steht. Die bloße Tatsache der Anwendbarkeit exakter Methoden ist daher hier sehr wichtig, auch wenn die Resultate derselben nur unbedeutend wären ... Darin scheint uns das höchste Interesse der reinen Ökonomie zu liegen, daß sie eine Erweiterung des Gebietes exakten Denkens darstellt." Schumpeter ist der Meinung, „daß die Ökonomie mehr den exakten Naturwissenschaften als den anderen Wissensgebieten verwandt sei". „Man könnte ... sagen, daß alle exakten Disziplinen, die unsere eingeschlossen, nicht nur wesensgleich, sondern ein und dasselbe sind."

Dieser Grundauffassung gemäß gilt als das oberste Erkenntnisziel für die naturwissenschaftlichen Nationalökonomen die Auffindung von „Gesetzen", damit die Einzelerscheinung als „Fall" unter sie geordnet werden könne. Das nennen sie dann „Theorie" oder „theoretische" Erkenntnis. „Wir gewinnen das theoretische Verständnis einer konkreten Tatsache, wenn wir sie als einen Sonderfall von einer gewissen Regelmäßigkeit (Gesetz) der Aufeinanderfolge oder Koexistenz der Tatsachen betrachten, oder mit anderen Worten: wir gelangen zum Verständnis des Daseinszwecks (!), der Existenz und Natur einer Tatsache, indem wir lernen, in ihr im wesentlichen den Beweis eines Tatsachengesetzes zu sehen."[53]

Der erste, der diesen naturwissenschaftlichen Gesetzbegriff, über dessen Verwendung in unserer Wissenschaft ich weiter unten noch zu sprechen haben werde, in die Nationalökonomie eingeführt (und damit den den Physiokraten geläufigen metaphysischen Gesetzbegriff abgelöst oder ergänzt) hat, ist, soviel ich sehe, Jean Baptiste Say. Wir lesen bei ihm[54]: „Les faits généraux sont, à la vérité, fondés sur l'observation des faits particuliers, mais on a pu choisir les faits particuliers les mieux observés, les mieux constatés, ceux dont on a été soi-même le témoin et lorsque les résultats en ont été constamment les mêmes et qu'un raisonnement solide montre pourquoi ils ont été les mêmes ... on est fondé à donner ces résultats comme

---

[52] J. Schumpeter, Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie. 1908. S. 563, 613, 533.

[53] C. Menger, Untersuchungen usw. S. 17.

[54] J. B. Say, Traité d'économie politique. 6e éd. 1841. pag. 7.

des lois générales." Also: allgemeine „Gesetze" sind „allgemeine Tatsachen", das heißt regelmäßig wiederkehrende Tatsachen, die man aus der Erfahrung abzieht, richtige „Naturgesetze".

Seitdem hat jeder „Theoretiker" der Nationalökonomie, der etwas auf sich hält, ebenso wie jeder „Methodologe" des Faches die Gesetzbildung als die vornehmste Aufgabe und die abschließende Leistung unserer Wissenschaft bezeichnet. Bei Mill, Cairnes, Jevons, Marx, Keynes sen., Menger, Pareto, Barone, Oppenheimer e tutti quanti finden wir übereinstimmende Äußerungen in diesem Sinne.

Dem Ziel ist der Weg angepaßt, das heißt:

2. *Die Methode der naturwissenschaftlichen Nationalökonomie*

Diese Methode zu verstehen wird uns leicht fallen, nachdem wir die Methode der (exakten) Naturwissenschaft in Erfahrung gebracht haben. Denn sie ist eine ziemlich getreue Nachbildung dieser.

Als die erste Aufgabe erscheint auch hier die Gewinnung einfacher, wenn möglich berechenbarer und meßbarer Tatsachen, das sind aber qualitätslose Größen. Zahlreiche Nationalökonomen haben dies als die unabweisbare Aufgabe ihrer Wissenschaft ausdrücklich anerkannt. Ich erinnere an die Begriffsbestimmung, die Hermann[55] von der Wirtschaftswissenschaft gibt, die er zum Unterschiede von der Technik als die Lehre von den Quantitäten bezeichnet. Oppenheimer[56] stellt als „das letzte, höchste Ziel" der Nationalökonomie auf: „die menschlichen Kollektivhandlungen geradeso quantitativ gesetzmäßig erklären zu können wie die Bahn eines Geschosses oder die Bildung einer chemischen Verbindung". Pareto läßt sich über diesen Punkt wie folgt aus[57]: „Plus la représentation qu'on s'en fait (des choses) approche de la réalité (!?), plus elle tend à devenir quantitative. On exprime souvent ce fait, en disant, qu'en se perfectionnant, les sciences tendent à devenir quantitatives ... Longtemps, l'économie politique fut presque entièrement qualitative (?!); puis avec l'économie pure, elle devint

---

[55] F. B. von Hermann, Staatswissenschaftliche Untersuchungen. 1832.

[56] F. Oppenheimer, Theorie der reinen und politischen Ökonomie. 1912. S. 63/64.

[57] V. Pareto, Traité de Sociologie. § 144.

quantitative." Ganz ähnlich äußert sich schon Jevons, den wir als den Quantitätstheoretiker schlechthin bezeichnen können: „There can be little doubt, that every science as it progresses will become more and more quantitative." Und mit Bezug auf die Nationalökonomie insbesondere heißt es: „It is clear that Economics if it is to be a science at all, must be a mathematical science ... our science must be mathematical, simply because it deals with quantities" (!)[58]. Und noch in der Gegenwart lesen wir bei einem jüngeren Vertreter der naturwissenschaftlichen Nationalökonomie[59]: „Nicht mit Gütern und Leistungen hat es die Wirtschaftstheorie zu tun, sondern mit reinen Quantitäten."

Nun bietet die moderne Verkehrswirtschaft selbst in wachsendem Umfange solche „Größen" oder „reine Quantitäten" dar, vornehmlich in den Geldausdrücken. Und in der wissenschaftlichen Buchführung hat das Leben selber ein System lückenloser Quantifizierung geschaffen. Aber der Ehrgeiz der „theoretischen" Nationalökonomie war auf höhere Ziele gerichtet als die bloße Verarbeitung der von der Praxis dargebotenen „Größen". Man war bestrebt, hinter diese sichtbaren Erscheinungen zurückzugehen und noch „einfachere", „elementarere" Tatsachen aufzufinden, aus denen die Preise, aber auch alle nicht mengenmäßigen Erscheinungen des Wirtschaftslebens abgeleitet werden könnten. Das Bemühen ging dahin, alle wirtschaftlichen Vorgänge aus letzten (kleinsten) Größen zu erklären, oder anders ausgedrückt: letzte, höchste Allgemeinheiten zu finden, alle wirtschaftlichen Erscheinungen gleichsam auf einen Generalnenner zu bringen. Man wollte seit den Physiokraten „exakte" Forschung treiben, und „exakt" nennt Menger diejenige Forschung, die auf letzte Elemente zurückführt. „Ihr (der wirtschaftlichen Erscheinungen) theoretisches Verständnis ... vermag in exakter Weise nur ... erzielt zu werden ... durch die Zurückführung auf individuelle Faktoren ihrer Verursachung und durch die Erforschung der Gesetze, nach welchen die hier in Rede stehenden komplizierten Phä-

---

[58] Das erste Zitat ist aus W. St. Jevons, The Principles of Science. Ed. 1900. pag. 273; das zweite aus desselben The Theory of Political Economy. 4. ed. 1911. pag. 3.

[59] Ernst Schuster, Das Einkommen. 1926.

nomene der menschlichen Wirtschaft sich aus diesen ihren Elementen aufbauen."[60]

Man dachte also just wie die „exakten" Naturforscher: Weg vom Molekel, vom chemischen „Element" zum Atom und Elektron! Solche „elementaren" Tatsachen hat man nun auf verschiedenen Wegen zu finden geglaubt, und je nach den Wegen, die sie ging, unterscheidet sich die Gruppe der „Subjektivisten" von der der „Objektivisten".

Die „Subjektivisten" haben sich im wesentlichen die Lehren der Assoziationspsychologie zunutze gemacht. Für sie hat Mill die Begründung ihres Standpunktes gegeben. Er nennt selbst die Nationalökonomie „a moral and psychological science"[61] und meint damit, daß sie auf den „allgemeinen" Gesetzen des menschlichen Seelenlebens aufgebaut werden müsse. Ich habe diese Gedankengänge bereits dargelegt (siehe Seite 110ff.) und komme in anderem Zusammenhange noch einmal darauf zurück. Ebenso lehrte, wie wir ebenfalls schon feststellen konnten, Wundt, der als den „letzten Grund" für die Geltung aller sozialen „Gesetze" bezeichnet „die so oft übersehene Tatsache, daß alle diese fundamentalen Wirtschaftsgesetze in den allgemeingültigen, psychischen Eigenschaften der menschlichen Natur ihre Quelle haben, was eben darin zum Ausdruck kommt, daß sie lediglich Anwendung allgemeinster psychologischer Prinzipien sind."[62]

Auf was diese Elementarpsychologen und die ihnen (meist unbewußt) folgenden Nationalökonomen stießen, wenn sie in der menschlichen Seele nach „einfachen Tatsachen" Umschau hielten, waren „Empfindungen", „Triebe" verschiedener Art. Am frühesten (und am dauerhaftesten) hat der „Eigennutz", in seiner ökonomischen Ausprägung des „Strebens nach Reichtum" (desire of wealth) die Rolle der „einfachen Tatsache" gespielt. Für die sogenannte klassische Nationalökonomie hat dann auch der von Malthus entdeckte „Fortpflanzungswille" eine nicht unerhebliche Bedeutung gewonnen. Eigennutz und Fortpflanzungswille sind lange Zeit hindurch die beiden Grundkräfte, die gegeneinander wirken und — die Wirksamkeit

---

[60] C. Menger, Untersuchungen usw. S. 182.

[61] J. St. Mill, Unsettled questions of Political Economy. pag. 133.

[62] W. Wundt, Logik III³, 656 u. ö.

beider auf den Markt projiziert — den Gesamtmechanismus des Wirtschaftslebens bilden. Im letzten Menschenalter hat man dann eine andere elementare Tatsache des Seelenlebens zu den bis dahin im Schwange befindlichen hinzu entdeckt, in Gestalt der Lust- und Unlustempfindung oder der „Nutzkomputation". Man weiß, daß es die Eigenart der Grenznutzenschule ist, die wirtschaftlichen Vorgänge auf die Wirksamkeit dieser „einfachen Tatsache" zurückzuführen: „the whole of our actions in industry and trade certainly depend upon comparing quantities of advantage and disadvantage."[63]

Unterdessen hatten die „Objektivisten" es sich angelegen sein lassen, außerhalb der menschlichen Seele in den Vorgängen des Wirtschaftslebens Tatbestände elementarer Art ausfindig zu machen, deren Vorhandensein oder deren Bewegung man das wirtschaftliche Geschehen zurechnen könnte. Als solche hatte man zunächst die Geldgröße aufgegriffen (Tableau économique!), später glaubte man vor allem die in den Gütern verkörperte menschliche Arbeit als solche betrachten zu dürfen. Es ist bekannt, daß dieser Arbeitsaufwand es ist, der in den Systemen von Ricardo, Rodbertus, Marx u. a. die wirtschaftliche Welt gestaltet und regelt.

Die Mitte zwischen Subjektivismus und Objektivismus hält die Auffassung mancher Relationisten, vor allem des Bedeutendsten unter ihnen: V. Pareto, der zwar vom Psychologismus losstrebt, dem die Befreiung aber doch nie völlig gelingt. Der von ihm eingeführte Begriff der Ofelimità (ophélimité) schwankt zwischen einer „einfachen" Tatsache subjektivistischer und einer solchen objektivistischer Prägung.

Wie in den Naturwissenschaften, so galt es nun auch in der Nationalökonomie die solcherart gefundenen einfachen Tatsachen zu ordnen. Auch dies geschah im wesentlichen mit Hilfe derselben Ordnungsprinzipien, deren sich die Mutterwissenschaft bedient hatte. Unter den Allgemeinbegriffen, die auch hier vornehmlich als Ordnungsprinzipien dienten, begegnen uns einige von besonderer Bedeutung.

Das ist vor allem der Substanzbegriff, der in der naturwissenschaftlichen Nationalökonomie die seltsame Bezeichnung „Wert"

[63] W. St. Jevons, Theory cit. pag. 10

trägt. Daß man nie recht einsehen konnte, was es eigentlich mit diesem Wertbegriff auf sich habe, den jeder „Theoretiker" von seinem Vorgänger übernahm wie einen in einer geheimnisvollen Truhe verborgenen Schatz, ist bekannt, bis man eines schönen Tages die Truhe öffnete und sie leer fand und begriff: dieser mysteriöse Wert sei nichts anderes gewesen als das große X, das die Naturforscher dort gemacht hatten, wo sie das Bedürfnis empfanden, im Wechsel der Erscheinungen etwas Verharrendes anzunehmen und das sie mit dem pompösen Worte „Substanz", das bessere Zeiten gesehen hatte, belegten, bis mutige Leute kamen und erklärten: da ist ja gar nichts drin: der Kaiser hat ja gar nichts an. Diese mutigen Leute sind unter den Naturforschern, wie wir feststellen konnten, seit langem aufgetreten. Unter den ordnenden Nationalökonomen erschienen sie in Gestalt der Relationisten. Pareto vor allem ist es gewesen, der nicht Spott genug hat aufbringen können, um die „Farce des Wertbegriffs" als solche zu verhöhnen. „So wie man heute die Mechanik der Himmelskörper nicht mehr studieren kann in den Werken des Ptolemäus oder Keplers, so kann man die Nationalökonomie nicht mehr studieren mit Hilfe des verschwommenen Wertbegriffs."[64] Daß Pareto mit dieser Abstreifung des Wertdogmas nichts anderes tat, als die naturwissenschaftliche Methode der Nationalökonomie zu Ende denken, wie wir noch genauer sehen werden, ist dasjenige, was uns an diesem Familienzwist im Schoße der ordnenden Nationalökonomie vor allem interessiert.

---

[64] V. Pareto, Traité de Sociologie. § 104. Vgl. idem, Manuel d'Économie politique. III, 29, 30, 35, 36. Daß die Literatur über den „Wertbegriff", mit dem sich jetzt auch die Philosophie abquält, ins Uferlose angeschwollen ist, wußte man bereits. Erst jetzt aber, nachdem eine fleißige Zusammenstellung der einschlägigen Schriften angefertigt ist, überblickt man mit wahrem Schrecken die riesenhafte Ausdehnung des Überschwemmungsgebietes. Wir erfahren von 661 Schriften über den Wertbegriff allein in der deutschen Literatur. Siehe Joh. Erich Heyde, Gesamtbibliographie des Wertbegriffs. I. Teil. Deutsche Literatur; in den von Arthur Hoffmann-Erfurt herausgegebenen Literarischen Berichten aus dem Gebiete der Philosophie. Heft 15/16, 17/18. 1928. Die Übersicht ist keineswegs vollständig, da sie im wesentlichen nur Schriften enthält, die ausdrücklich vom Wert handeln. Unter denjenigen Schriften, die den nationalökonomischen Wert betreffen, kenne ich nur drei von Wert; es sind diejenigen, die nach dem Wert des Wertes gefragt haben.

Ein anderes Ordnungsprinzip, das in der Mechanik sehr beliebt ist, und dessen sich die ordnende Nationalökonomie ebenfalls gern bedient, ist das des „Systems". Als „System" kann eine Gruppe von Personen betrachtet werden, die untereinander in Beziehung stehen und auf deren Entschlüsse bestimmte Kräfte wirken. Die Wirkungen dieser Kräfte ergeben bestimmte Veränderungen, Verschiebungen, und diese lassen sich in einer Formel ausdrücken. „Nous pourrons donc, par analogie (sc. d'un terme de la mécanique), appeler cette collectivité un système . . . économique et dire que certaines forces agissent sur lui, qui déterminent les positions des points du système, compatibles avec les liens."[65] Dieser „System"-Begriff ist wohl derselbe, den Schumpeter als Intendependenz bezeichnet. Hierher gehören ferner die Begriffe Gleichgewicht (Pareto!), Kreislauf (Tableau économique!), Strömung (Oppenheimer!) u. a., die sämtlich die Aufgabe von Ordnungsprinzipien erfüllen, und die alle, wie man sieht, nach Analogie mechanisch-physikalischer oder auch physiologischer Begriffe gebildet worden sind.

Aber das oberste und wichtigste Ordnungsprinzip der ordnenden Nationalökonomie wie aller Naturwissenschaften ist doch der Gesetzbegriff, über den freilich bei nur sehr wenigen Vertretern dieser Richtung unserer Wissenschaft — man kann eigentlich sagen: nur bei den Relationisten — völlige Klarheit herrscht. Etwa folgendes läßt sich über ihn aussagen: die meisten Theoretiker unterscheiden zwei Arten von Gesetzen (nach dem Vorgange Mills): empirische und wissenschaftliche oder „exakte" Gesetze. Empirische Gesetze sind aus der Erfahrung gewonnene Regeln der Aufeinanderfolge von Erscheinungen. Zu ihnen gelangt die „Induktion" (Mill), die „realistische" Forschung (Menger). Diese empirischen Gesetze sind nur „vorläufige" Anordnungen, bis man die wissenschaftlichen oder Gesetze im echten Sinne, die „Naturgesetze" findet. Zu diesen Gesetzen führt die „Deduktion" (Mill), die „exakte" Theorie (Menger), das heißt die eigentliche, wissenschaftliche Nationalökonomie.

Für die subjektivistische Auffassung sind die „Naturgesetze", auf die alle empirischen Gesetze zurückgeführt werden müssen, die Ge-

---

[65] V. Pareto, Traité § 128.

setze der menschlichen Seele. „Die Zustände des menschlichen Geistes und der menschlichen Gesellschaft können nicht ein ihnen eigenes unabhängiges Gesetz haben, sondern dasselbe muß von den psychologischen und ethologischen Gesetzen abhängen, welche die Wirkung von Umständen auf die Menschen und von den Menschen auf die Umstände beherrschen." Es kann „nicht der letzte Zweck der Wissenschaft sein, ein empirisches Gesetz zu entdecken. Ehe dieses Gesetz nicht mit den psychologischen und ethologischen Gesetzen, von denen es abhängig sein muß, in Verbindung gebracht und durch die Übereinstimmung der apriorischen (!) Deduktion und des geschichtlichen Beweises aus einem empirischen Gesetz in ein wissenschaftliches Gesetz umgewandelt werden kann, ist es für die Voraussage künftiger Vorgänge (!) unzuverlässig."[66]

„Mit demselben Rechte (wie der Naturforscher von Kräften spricht) können wir jene psychischen Regungen als die elementaren Erscheinungen der Ökonomie bezeichnen und von Gesetzen ihrer Wirksamkeit sprechen. In dem einen wie in dem andern Falle wird das generelle Wesen der Erscheinungen erfaßt und wird der generelle Zusammenhang zwischen denselben nachgewiesen."[67]

Soviel ich weiß, hat kein Nationalökonom es unternommen, mit Hilfe dieses Schemas irgendeines unserer „Wirtschaftsgesetze" zu erklären. Das hat seltsamerweise vielmehr ein Philosoph getan: Wilhelm Wundt. Es lohnt sich, seinen Versuch einer Prüfung zu unterziehen. Wundt unterscheidet[68] drei Gruppen von Wirtschafts- (oder allgemeiner: sozialen) Gesetzen, die seinen drei „psychologischen Prinzipien" entsprechen, nämlich 1. dem Prinzip der schöpferischen Synthese, 2. dem Prinzip der beziehenden Analyse, 3. dem Prinzip der Kontrastverstärkung. Danach ergeben sich: Gesetze der sozialen Resultanten, Gesetze der sozialen Relationen und Gesetze der sozialen Kontraste.

Nach dem Gesetz der sozialen Resultanten ist ein gegebener Zustand im allgemeinen (!) stets auf gleichzeitig vorhandene Kompo-

---

[66] J. St. Mill, Logik. 2, 258.

[67] Emil Sax, Die neuesten Fortschritte der nationalökonomischen Theorie. 1889. S. 10.

[68] W. Wundt, Logik III[3], 430ff., 650ff. Vgl. oben S. 112.

nenten zurückzuführen, die sich in ihm zu einer einheitlichen Gesamtwirkung verbinden. „Ein Beispiel eines solchen Gesetzes ist das sogenannte Malthussche Bevölkerungsgesetz." (!)

„Das Gesetz der sozialen Relationen bezieht sich auf die Erfahrung (!), daß jede wichtigere soziale Erscheinung mit anderen gleichzeitigen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens in einer Wechselbeziehung steht, vermöge deren sie mit diesen zusammen ein Ganzes bildet, in welchem sich der Gesamtcharakter des allgemeinen sozialen Zustandes mehr oder minder deutlich ausprägt." Als Beispiel eines solchen Gesetzes führt Wundt das Marxsche Gesetz des Mehrwerts (!) an.

Dem Gesetz der sozialen Kontrastwirkung lassen sich alle diejenigen Vorgänge des sozialen Lebens unterordnen, bei denen bestimmte Erscheinungen durch ihren Gegensatz zu anderen vorangegangenen oder gleichzeitigen Erscheinungen gesteigert werden. Die Anlässe sind äußerlich. Die Erklärung des Gegensatzes selbst führt aber auf die allgemeinste Eigenschaft des Gefühlslebens zurück. Ein charakteristisches „Kontrast"-Gesetz ist das Gesetz der ökonomischen Krisen (!).

Alle diese „Gesetze", das muß noch bemerkt werden, wirken „sinnlos" wie Naturgesetze, das heißt ohne jeden Bezug auf einen ökonomischen Sinnzusammenhang.

Es ist hier nicht (und nirgends in diesem Buche) der Ort, diese Darlegungen im einzelnen kritisch zu würdigen. Sie sind nur in Bausch und Bogen als die bedauernswerte Verirrung eines bedeutenden Geistes abzulehnen und finden ihre summarische Erledigung in dem aufbauenden Teile dieser Abhandlung. Worauf es mir ankommt, ist nur, sie auf den behaupteten Erkenntnisgehalt hin zu prüfen. Und da ist denn nun zu bemerken, daß die ganze Gegenüberstellung von empirischen und wissenschaftlichen Gesetzen, auf die ja stillschweigend auch die Wundtsche Gesetzeslehre hinausläuft, durchaus abwegig ist. Jedes Naturgesetz ist „empirisch", jedes Naturgesetz beruht letzten Endes auf „Induktion", auf „realistischer Forschung", also auch jene „allgemeinsten Gesetze" des menschlichen Seelenlebens.

Das ist auch die Ansicht der Begründer dieser naturwissenschaftlichen Gesetzeslehre in der Nationalökonomie, wenn wir sie, ohne Rücksicht auf ihre oft schwankende und teilweise geradezu falsche Terminologie, auf ihren innersten Gehalt hin untersuchen. Mill spricht zwar von apriorischer Begründung seiner Gesetze, wie wir eben feststellen konnten. In Wirklichkeit aber gewinnt er kein einziges seiner Assoziationsgesetze auf apriorischem Wege, ebensowenig wie Wundt, der ihre Herkunft aus der Erfahrung selber ausdrücklich zugibt. Für Mill bedeutet die Unterscheidung der exakten (angeblich deduktiven) und der realistischen (anerkannt induktiven) Methode auch nur eine Unterscheidung des Grades: er will jene auf „einfache", diese auf „komplizierte" Verhältnisse anwenden. Menger aber erkennt den empirischen Charakter auch seiner „exakten" Methode ausdrücklich an. Er meint sogar, sie sei mehr empirisch als die der exakten Naturwissenschaften, die mit den „unempirischen" Begriffen „Atome und Kräfte" arbeiten. (Der Gegensatz ist hier, wie bemerkt werden mag, auch nicht apriorisch: Atome und Kräfte sind höchstens „Fiktionen", deren sich der immer empirisch eingestellte Naturforscher bedient.) „Anders", fährt dann Menger fort[69], „in den exakten Sozialwissenschaften. Hier sind die Individuen und ihre Bestrebungen, die letzten Elemente unserer Analyse, empirischer Natur." Emil Sax[70], den wir in gewissem Sinne als einen Glossator Mengers ansehen dürfen, bemerkt dazu: „Indem wir bei derselben (sc. der „exakten" Methode in den Sozialwissenschaften) in einer tiefgreifenden Analyse die ‚einfachsten Elemente' der Erscheinungen aufspüren und auseinanderlegen und je nur eines von ihnen isoliert in seinen kausalen Verhältnissen beobachten, gelangen wir zu Grundgesetzen der Erscheinungen, welche schlechtweg ausnahmslos (!) gelten, wie das Kausalitätsgesetz selbst. Der Weg, auf dem sie gefunden werden, ist die Induktion. Auch sie beruhen also auf Empirie, sind empirisch... Es müßte ein solches exaktes Gesetz als unrichtig aufgegeben werden, wenn es mit den Erscheinungen nicht im Einklang stünde..."

---

[69] C. Menger, Untersuchungen usw. S. 157.

[70] Emil Sax, Das Wesen und die Aufgabe der Nationalökonomie. 1884. S. 35ff., 37/38.

Irreführend ist auch der namentlich von den englischen Logikern, wie Mill, Cairnes u. a., so sehr beliebte Gegensatz von „deduktivem" und „induktivem" Verfahren. In Wirklichkeit besteht dieser Gegensatz grundsätzlich nicht. Was jene Männer das „deduktive" Verfahren nennen und was sie auf die Nationalökonomie angewandt wissen wollen, ist genau genommen das Verfahren der Subsumtion einzelner Fälle unter die auf induktivem Wege gewonnenen „Gesetze" oder allenfalls die Ableitung spezieller Gesetze aus allgemeinen und allgemeinsten Gesetzen. Immer bleibt das Verfahren, mittels dessen man zu jenen allgemeinen Gesetzen gelangt, das der Induktion.

Die Unterscheidung von „exakten" und „nichtexakten" Gesetzen hat also bei Menger gar keinen rechten Sinn. Diesen erhält sie nur, wenn man „exakt" diejenigen nennt, die die Ableitung eines Gesetzes aus reinen Quantitäten vornimmt, so daß also das Gesetz in einer mathematischen Formel ausgedrückt werden kann. Was Menger unter „exakt" versteht, wird diesem Begriffe keineswegs gerecht. Und in dem Punkte hat Schmoller in seiner Polemik mit Menger das Richtige getroffen, wenn er meinte: der Leiter eines physikalischen oder chemischen Laboratoriums würde einen Studenten hinauswerfen, der mit dem Mengerschen Begriff von „Exaktheit" arbeiten wollte.

Mengers Theorie von der Gesetzesbildung gehört überhaupt zu den schwächsten Teilen seines Buches. Er macht sich eines ständigen Schwankens zwischen zwei Gesetzesbegriffen schuldig: dem Begriff des Naturgesetzes, das Erscheinungen der Erfahrung ordnen soll, und dem Begriff eines „Gesetzes" (das aber kein Gesetz in irgendwelchem vernünftigen Sinne ist) des wirtschaftlichen Verhaltens. Diese Gesetze nennt er „Gesetze der Wirtschaftlichkeit". Damit gleitet er natürlich auf eine völlig andere Ebene ab, als die ist, auf der sich im allgemeinen seine Untersuchungen bewegen.

Ich habe den nationalökonomischen Gesetzesbegriff naturwissenschaftlicher Prägung nur an der subjektivistischen Richtung verdeutlicht. Im Grunde derselbe ist er bei allen Spielarten der ordnenden Nationalökonomie. Gesetze — richtig verstanden im Sinne dieser Forschungsmethode — sind in höchster Vollendung Formeln, in denen die Regelmäßigkeiten im Zeitablauf der Erscheinungen em-

pirisch derart festgestellt werden, daß die Konstanz des Verhältnisses letzter elementarer Größen bei wechselndem Volumen erfaßt wird.

Ein wesentlicher Unterschied ergibt sich nur aus der Verschiedenheit der Entwicklungsreife, die das naturwissenschaftliche Denken bei den einzelnen Forschern erreicht hat. Die große Mehrzahl von ihnen ist auf einer Stufe verharrt, auf der auch die exakten Naturwissenschaften einmal gestanden haben, die aber diese — in folgerichtiger Weiterführung des Gedankenganges — längst aufgegeben haben. Diese Forscher stellen noch Kausalgesetze auf, das heißt solche Gesetze, in denen bestimmte Erscheinungen bestimmten wirkenden „Kräften" zugerechnet werden. Hierhin gehören — als allgemeine Gesetze — das Arbeitskostengesetz, das Grenznutzengesetz, das Oppenheimersche Gesetz der Strömung. Aus diesen allgemeinen Gesetzen werden dann besondere (Spezial-)Gesetze — z. B. Arbeitslohngesetz, Grundrentengesetz, Kapitalzinsgesetz — abgeleitet. Jene entsprechen etwa den Gesetzen der Mechanik, diese denen der Physik.

Dieser Standpunkt der Kausalgesetze wird nun aber heute auch von den konsequenten Nationalökonomen als veraltet angesehen. Es vollzieht sich — genau im Gleichlauf mit den exakten Naturwissenschaften — die Entwicklung vom Kausalgesetz zum reinen Funktionsgesetz. Auf diesem fortgeschrittenen Standpunkt stehen die Relationisten, die Anhänger der sogenannten mathematischen Schule. „Gesetze" sind für sie nichts anderes als für die Naturwissenschaftler: Differentialgleichungen, Formeln, in denen bestimmte funktionale Beziehungen von Größen zueinander ausgedrückt werden sollen.

„Grâce à l'usage des mathématiques, toute cette théorie ne repose plus que sur un fait d'expérience, c'est-à-dire sur la détermination des quantités de biens qui constituent des combinaisons indifférentes pour l'individu. La théorie de la science économique acquiert ainsi la rigueur de la mécanique rationelle; elle déduit ses résultats de l'expérience, sans faire intervenir aucune entité metaphysique..." Das heißt: „sans avoir recours à l'ophélimité" — Substanz und Ursache. Auch die Abkehr vom Psychologismus ist hier vollzogen: „L'individu peut disparaître."[71]

[71] V. Pareto, Manuel d'Économie politique. III, 36, 57.

Denselben Gedanken begegnen wir bei Schumpeter wieder: „Die Erklärung, die unsere Theorie leistet, ist... eine Beschreibung von funktionalen Beziehungen zwischen... den Elementen unseres Systems mittels möglichst kurzer und möglichst allgemeingültiger Formeln. Diese Formeln nennen wir Gesetze."[72]

Es lohnt nicht, bei noch anderen Versuchen als den beschriebenen, die Methode der Naturwissenschaften auf die Nationalökonomie anzuwenden, länger zu verweilen. Als Kuriosum will ich nur noch kurz die Methode der École de la Science sociale in Frankreich erwähnen, die nach den von Le Play und Tourville aufgestellten Schemata ihre Forschungen anstellt. Es werden hier 25 verschiedene Klassen sozialer Phänomene, die in 326 Elemente aufgeteilt sind, untersucht, das heißt äußerlich festgestellt, „begriffen" und ihre gegenseitige Reaktion aufeinander ermittelt: „les réactions réciproques des faits sociaux", „répercussions" genannt. Man bekennt sich mit Stolz zur naturwissenschaftlichen Methode: „la science sociale est une science d'observation au même titre que les sciences naturelles... Dans toutes les science, la méthode générale est la même."[73]

Etwas ähnliches stellt wohl die Schule des Behaviourism in den Vereinigten Staaten dar.

Das Ergebnis unserer Untersuchungen steht fest. Es war mir darum zu tun, die großen Linien aufzuweisen, in denen diese bedeutende Richtung der ordnenden Nationalökonomie verläuft, deren Hauptvertreter nach dem Vorbilde vor allem der exakten Naturwissenschaften zu forschen sich bemüht haben. Dabei konnten wir beobachten, daß der größte Teil mit unklaren und unfertigen Vorstellungen von dem Wesen der naturwissenschaftlichen Methode ihre Arbeit verrichtete. Nur die Relationisten oder Funktionalisten, das heißt die Anhänger der „mathematischen" Schule haben die Probleme durchgedacht und sind zu einer folgerichtigen, klaren Lehre gelangt. Jeder Freund eines sauberen Denkens muß deshalb diesen National-

---

[72] J. Schumpeter, Wesen und Hauptinhalt. 1908. S. 43.

[73] Jacques Valdour, Les méthodes en science sociale. 1927. pag. 267ff. Valdour gibt eine genaue Darstellung dieser Methode, die durch Paul Descamps in mehreren Aufsätzen in „La Science sociale", Nov. 1912, Nov. 1913, Dez. 1914 entwickelt worden ist.

ökonomen seine Sympathie entgegenbringen. Sie allein verdienen auch den Ehrennamen „exakter" Forscher, den so viele andere Vertreter der naturwissenschaftlichen Nationalökonomie sehr zu Unrecht sich angemaßt haben.

Es erübrigt jetzt nur noch, die Frage zu beantworten, welches

3. Der Erkenntniswert der ordnenden Nationalökonomie

ist. Ich kann mich hier kurz fassen, denn das meiste habe ich schon im vorigen Kapitel gesagt, wo ich den Erkenntniswert der Naturwissenschaften geprüft habe.

Wir können einen extensiven und einen intensiven Erkenntniswert unterscheiden, oder zu deutsch: die Erkenntnisbreite und die Erkenntnistiefe.

Die Erkenntnisbreite der naturwissenschaftlichen Nationalökonomie erstreckt sich offenbar, wenigstens soweit eine „exakte" Theorie erstrebt wird, nur soweit, als es Quantitäten oder quantifizierbare Erscheinungen im Wirtschaftsleben gibt. Das haben auch alle klarsichtigen Vertreter dieser Wissenschaft: von Mill bis Marshall[74] und Jevons anerkannt. Offenbar hat man aber diesen Bereich zu weit erstreckt, wenn man auch seelische Vorgänge zu den quantifizierbaren Erscheinungen gerechnet hat. Es ist ein schlechterdings unausführbarer Vorsatz, den „Nutzen" als Größe erfassen und ihn messen zu wollen: „die Mechanik des Nutzens und des Selbstinteresses", „the mecanics of utility and selfishness" haben nur einen Sinn, wenn man, wie Jevons, der Gescheiteste unter den Grenznutzlern, letzten Endes zum Geldausdruck seine Zuflucht nimmt. Sonst muß man, wie es Pareto und seine Schüler getan haben, den „Nutzen" aus der Rechnung ganz ausschalten. Am sichersten verfährt man bei dem Aufbau einer ordnenden Nationalökonomie, wenn man sich auf die Lehre von den Güterpreisen und Gütermengen beschränkt und zu der Einsicht gelangt, daß „das Grundproblem der theoretischen Ökonomie... die Erklärung der Preisbildung" (ist)[75]. Etwas Ähnliches schwebt wohl Alfr. Amonn vor, wenn er als den

---

[74] A. Marshall, Principles of Economics. 1, 73.

[75] G. Cassel, Die Produktionskostentheorie Ricardos in der Zeitschrift für die ges. Staatswissenschaft 57, 68.

Gegenstand der theoretischen Nationalökonomie die „Principles" Ricardos bezeichnet[76]. Mit anderen Worten: die ordnende Nationalökonomie kann allenfalls zu einer Marktanalyse gelangen.

Was die Erkenntnistiefe dieser Art von Nationalökonomie anbetrifft, so kann ich mich auf das beziehen, was ich im vorigen Kapitel ausgeführt habe: sie muß — wie jede Naturwissenschaft — auf Wesenserkenntnis verzichten. Sie kann keine Antwort auf die Fragen: woher? wodurch? wozu? erteilen, und sie kann für keines ihrer Ergebnisse die Dignität der Notwendigkeitserkenntnis beanspruchen. Das gilt auch und gerade für das eigenste Gebiet der „exakten" Nationalökonomie.

Kein Wunder, daß die meisten Nationalökonomen in Unkenntnis über den beschränkten Geltungswert ihrer Forschungsergebnisse gelebt haben, wenn es selbst hervorragenden Naturforschern, wie wir sahen, ebenso ergangen ist. Nur wiederum den Relationisten ist es gelungen, zu dieser tieferen Überzeugung vorzudringen, daß sie nichts Wesentliches zu erkennen vermögen und sich damit begnügen müssen, die Erscheinungen zu ordnen und zu beschreiben. Hören wir wieder den überlegenen Meister V. Pareto:

„Nous tâchons toujours de nous éloigner le moins possible (des) faits. Nous ignorons ce qu'est l'essence des choses, et n'en avons pas cure, parce qu'une telle étude sort de notre domaine. Nous recherchons les uniformités présentées par les faits et leur donnons aussi le nom de lois; mais ces faits ne sont pas soumis à ces derniers: au contraire. Les lois ne sont pas nécessaires; ce sont des hypothèses qui servent à résumer un nombre plus ou moins grand de faits, et durent tant qu'on ne leur en substitue pas de meilleurs."[77]

„Celui qui raisonne sur les essences peut, en certains cas, substituer la certitude à une très grande probabilité; quant à nous, ignorant les essences, nous perdons la certitude."[78] Die Unterstreichungen finden sich in der Urschrift: sie beziehen sich genau auf die Worte, die ich selbst hervorgehoben haben würde. Die Aus-

---

[76] Alfr. Amonn, Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie. 1911. 2. Aufl. 1927. Vgl. dazu meine Abhandlung unter demselben Titel im „Archiv für Soz. Wiss." usw. 1912.

[77] V. Pareto, Traité de Sociologie § 69. 4°. [78] V. Pareto, l. c. § 97.

führungen Paretos sind von einer wunderbaren, nicht zu übertreffenden Klarheit.

Aber auch die Erklärungen Schumpeters, der die equilibristische Schule in Deutschland ruhmvoll vertritt, lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: die Aufgabe, die er sich stellt, ist „die Beschreibung der Abhängigkeitsverhältnisse der Elemente unseres Systems zum Zwecke der Zurückführung verschiedener Zustände desselben aufeinander... Unter einer wissenschaftlichen Erklärung der Erscheinungen ist nichts anderes zu verstehen als eben diese Beschreibung. Danach sind die Ausdrücke „Erklärung" und „Beschreibung" für uns überhaupt synonym"[79].

In markiger Form hat den Leerlauf dieser Forschungsweise Proudhon gekennzeichnet, wenn er einmal schreibt[80]: „Les économistes ont classé, tant bien qu'ils ont pu, ces observations; ils ont décrit les phénomènes, constaté leurs accidents et leurs rapports; ils ont remarqué, en plusieurs circonstances, un caractère de nécessité qui les leur a fait appelé „lois"; et cet ensemble de connaissances, saisis sur les manifestations pour ainsi dire les plus naives de la société, constitue l'économie politique..." auch der nächsten beiden Menschenalter, können wir hinzufügen.

Zum Schlusse aber dieses Abschnitts möchte ich noch die Worte anführen, mit denen ein sehr begabter jüngerer Vertreter der naturwissenschaftlichen Nationalökonomie und leidenschaftlicher Verehrer Paretos, dem er auch eine eigene Studie gewidmet hat[81], sein Buch über die Methodenlehre unserer Wissenschaft, das zu den bei weitem besten Erscheinungen dieser Schriftgattung gehört, abschließt: „Cette science si vivante et si réelle avec tous ses triomphes et tous ses espoirs: qu'est-elle? Rien."[82]

---

[79] J. Schumpeter, Wesen und Hauptinhalt usw. S. 37.

[80] P. J. Proudhon, Système des Contradictions économiques. 2 Vol. 3. ed. 1, 37.

[81] G. H. Bousquet, Précis de Sociologie d'après Vilfredo Pareto. 1925. Die Schrift ist 1926 sogar deutsch erschienen.

[82] G. H. Bousquet, Essai sur l'évolution de la pensée économique. 1927. — Welche Bedeutung die Schemata der ordnenden Nationalökonomie für die Wesenserkenntnis der wirtschaftlichen Erscheinungen als Hilfsmittel einer sinnvolleren Betrachtungsweise der verstehenden Nationalökonomie haben, steht hier nicht in Frage und wird erst später von uns in Betracht gezogen werden.

Dritter Abschnitt

Die verstehende Nationalökonomie

Zehntes Kapitel

Die Vorgeschichte der geistwissenschaftlichen Nationalökonomie

1. Die heterodoxe Nationalökonomie

Der ordnenden oder naturwissenschaftlichen Nationalökonomie, die sich die Welt der Geister im Fluge erobert, tritt gegenüber eine andere Nationalökonomie, die auch den Anspruch erhebt, eine „Wissenschaft" in dem von mir dem Worte beigelegten Sinne, das heißt nicht Metaphysik zu sein, die aber ihre Forschungsweise nicht dem Bereiche des naturwissenschaftlichen Denkens entnehmen, sondern eine ihrem Gegenstande angemessene, eigene Forschungsweise anwenden will. Das ist diejenige Nationalökonomie, die als geistwissenschaftliche oder kulturwissenschaftliche oder verstehende Nationalökonomie von mir bezeichnet wird. Sie hat eine Vorgeschichte, mit der wir uns jetzt vertraut machen wollen.

Seit der Entstehung der physiokratischen und „klassischen" Lehren hat es Nationalökonomen gegeben, die sich gegen diese Lehren aufgelehnt haben. Nennen wir sie zusammenfassend die Heterodoxen oder Oppositionellen. Diese Gegenströmung, diese Anti-Klassik, diese Heterodoxie hat aber die längste Zeit ihr Dasein nicht einer wissenschaftlich anderen Grundeinstellung, überhaupt nicht wissenschaftlichen, nicht Erkenntniszwecken ihr Dasein zu verdanken, sondern Willensgründen, praktischen Forderungen: sie trägt durchaus emotionales Gepräge. Was man an der „orthodoxen" Lehre vermißte, war vornehmlich dreierlei: 1. die nationale, 2. die sozialpolitische, 3. die ethische Einstellung. Von diesen drei Gegenpositionen: der nationalen, der sozialpolitischen und der ethischen aus griff man die Klassiker (und später in abgeschwächtem Maße die

„Grenznutzler") an. Man warf diesen also vor, daß sie durch ihre „freihändlerischen" Auffassungen einen Internationalismus pflegten, der die nationalen „Belange" rückständiger Nationen schädigte; man warf ihnen vor, daß sie der „Arbeiterfrage" gegenüber mit ihrem „Manchestertum" völlig versagten; man warf ihnen vor, daß sie gegenüber den verheerenden Einflüssen des Kapitalismus auf Kultur und Seelenleben keine Heilmittel anzugeben wüßten. Auf diese Vorwürfe läuft die Kritik der Romantik, samt Friedrich List, läuft die Kritik der Sozialisten aller Spielarten bis hinab zu den Kathedersozialisten, läuft die Kritik der katholischen und katholisierenden Schriftsteller des 19. Jahrhunderts doch im wesentlichen hinaus.

Kein Zweifel: in dieser willensmäßig-weltanschaulichen Begründung der heterodoxen Bewegung lag ihre stärkste Kraft, lag eine große Kraft und die starke Wirkung, die die Kritik der orthodoxen Nationalökonomie ersichtlich ausgeübt hat, erklärt sich aus diesem entschlossenen Wollen, mit dem sie den großen Fragen des Tages gerecht zu werden versuchte. Diesem edlen Wollen verdankte ja, wie wir im ersten Abschnitte feststellen konnten, die richtende Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts zum guten Teil ihre Entstehung und ihre Erfolge: in der Not der Zeit warf man sich aus Verzweiflung der Metaphysik oder Religion in die Arme.

Das alles hatte nun aber mit Wissenschaft nicht das allermindeste zu tun. Und die herrschende Nationalökonomie stellte doch eine wohlgefügte Wissenschaft dar. Ihr konnte man mit Metaphysik und Politik nicht beikommen. Wie aber stand es mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug, wie stand es vor allem mit der erkenntnistheoretisch-methodologischen Begründung der oppositionellen Lehre? Diese erwiesen sich bei näherem Hinsehen als unzureichend, um den Kampf gegen den mächtigen Gegner aufzunehmen. Das zeigte sich in dem Augenblicke, in dem die Opposition versuchte, den Lehren der Klassiker mit wissenschaftlichen Beweisgründen beizukommen, das heißt: ihre „Richtigkeit" zu widerlegen.

Vor einem Menschenalter (1895) ist aus der Feder des erzgescheiten Richard Schüller, der jetzt als diplomatischer Unterhändler seinem österreichischen Staate die wichtigsten Dienste leistet, ein sehr lustiges Büchlein erschienen, das sich betitelt: „Die klassische National-

ökonomie und ihre Gegner." Es ist noch heute ebenso lesenswert wie zur Zeit seines Erscheinens. Denn die Richtigstellungen, die es an herrschenden Meinungen vornimmt, sind heute noch ebenso am Platze wie damals. Der Inhalt der kleinen Schrift ist dieser: Schüller sucht den Nachweis zu führen, daß die Ansichten, die über die „klassische" Nationalökonomie verbreitet sind, im wesentlichen sich als falsch erweisen. Man wirft dieser teils Lehrmeinungen vor, die sie nie vertreten hat, teils hat man die Absichten jener Nationalökonomie gründlich mißverstanden. In der Tat laufen die Versuche der heterodoxen Nationalökonomie, die Lehre der Klassiker wissenschaftlich zu widerlegen auf diese beiden Irrtümer hinaus: man schiebt diesen etwas unter, was sie gar nicht gemeint haben oder (bezugsweise: und) mißversteht, was sie behauptet haben. Die Stelle, wo die Orthodoxie angreifbar ist, hat man dagegen nicht gefunden.

Wenn ich im folgenden, in Anlehnung an die Schüllersche Schrift, deren Inhalt ich durch eigene Zutaten nicht unwesentlich ausgeweitet habe, den Versuch mache, den Windmühlenkampf zu schildern, den die heterodoxe Nationalökonomie gegen die klassische, sogenannte „abstrakte" Lehre geführt hat, so leiten mich dabei nicht sowohl lehrgeschichtliche als vielmehr methodologische Interessen. Die Aufzählung der Fehlurteile in dieser mißlungenen Kritik ist für die richtige Auffassung vom Wesen der Nationalökonomie, der wir uns nun allmählich nähern, von grundlegender Wichtigkeit. Ich stelle die sechs schwerstwiegenden Vorwürfe zusammen, die man gegen die orthodoxe Schule erhoben hat, und versuche nachzuweisen, daß alle sechs unberechtigt waren. Die Kritik, deren Berechtigung ich nachprüfe, geht schon von den deutschen Romantikern und allen katholisierenden Schriftstellern aus (jetzt auch wieder von „Neu-Romantikern", wie namentlich Othmar Spann), vor allem aber von den Vertretern der sogenannten „historischen Schule", deren Geburtsland ja Deutschland ist, die sich dann aber auch über andere Länder verbreitet hat.

1. Vorwurf des Materialismus, des Chrematismus, der Rechenhaftigkeit. Ihn erhebt schon Adam Müller, wenn er schreibt[1]: „Aber diejenigen Wesen, deren Vereinigung zu einem harmonischen Ganzen wir soeben beschrieben haben, sind aus dem Stand-

[1] Adam Müller, Gesammelte Schriften. 1839. S. 52 ff. und 66.

punkt der heutigen Theorien (!), gerade weil diese unempfindlich sind für den belebenden Hauch von oben, der dem Erdenkloß Leben eingeatmet, nichts als Sachen, tote mechanische und chemische Kräfte, Ziffern, aus denen das Rechenexempel besteht, welches sie Haushalt nennen. Nach ihnen sind die Bestandteile der Wirtschaft sämtlich Sachen; die persönlichen und die menschlichen Eigenschaften der Personen und Dinge taugen in diesen Kram nicht; sie haben es nur mit der ewigen Sache, nicht mit dem Gesinde und dem Vieh, sondern mit dessen berechenbarer Arbeitskraft; nicht mit dem heiligen Boden, mit dem himmlischen Segen zu tun, der sich dort mit der Asche der vorangegangenen Geschlechter und des früheren Lebens geheimnisvoll mischt, sondern mit der Erzeugungskraft des Humus und des Düngers... Aus allen diesen rohen, von dem eigentlichen Leben tot abstrahierten Kräften und Zahlen, bilden sie ein mechanisches Problem, das nach Art der Rechenexempel gelöst wird... Der Zweck der Wirtschaft nach diesen Theorien (!) ist — ausschließlich — der sogenannte reine Ertrag, der Überschuß von verkäuflichen Sachen, welchen das Treiben der Maschine zurückläßt, also von verkauften Sachen, also von der Sache par excellence, also vom Geld, wonach denn das ganze fromme und ehrenvolle Amt des Landbaues zu einem gemeinen und verächtlichen Gewerbe herabsinkt."

„Es ist augenscheinlich, daß aller wahre Wohlstand in dem Maße entweichen müsse, als man sich in der Schätzung der Güter ausschließlich durch den baren Ertrag und Geldwert bestimmen läßt und hierdurch zu erkennen gibt, daß man diese Güter nicht für sich, sondern für den Käufer und sein Geld besitze. Das aber ist das Wesen der heutigen Wissenschaften (!), der Staatswirtschaft, des Ackerbaus und der Gewerbe; alle sind, als auf ihren eingestandenen wesentlichen Zweck, auf verkäufliches Produkt und reinen Ertrag gerichtet; nach ihnen (!) ist die Bestimmung des Lebens — der Geldfang, das Streben nach dem Maximum erreichbarer Willkür und eitlen Genusses."

Das sind sehr schöne und sehr beherzigenswerte Worte, die auf schwere Schäden der Zeit hinweisen und — gesprochen beim Beginn der hochkapitalistischen Epoche, 30 Jahre vor dem „kommunisti-

schen Manifest", an das sie erinnern — dem Weitblick ihres Sprechers alle Ehre machen. Nur — sie sind an die falsche Adresse gerichtet. Sie werfen der ökonomischen Theorie vor, was der ökonomischen Wirklichkeit, nämlich dem Kapitalismus, vorzuwerfen gewesen wäre. Offenbar ist er es doch gewesen, der das Leben in ein Rechenexempel aufgelöst hat, nicht die Theorie, die das lediglich feststellt oder für ihre Konstruktionen sich zunutze macht. Den nationalökonomischen Theoretikern die Schäden schuld geben, die der Kapitalismus im Gefolge gehabt hat, heißt doch nichts anderes als den Bakteriologen dafür verantwortlich machen, daß er in einem Präparate Pestbazillen entdeckt.

Des Materialismus und Chrematismus, der „Krämerhaftigkeit" zeiht „die Schule" auch Friedrich List, der es ihr verübelt, daß sie einen falschen Produktivitätsbegriff habe: produktiv sei nach Adam Smith nur, wer Schweine aufzieht, unproduktiv dagegen, wer Menschen aufzieht, das sei empörend, so zu denken. Nein, es ist nur sehr klug. Daß es sich dabei um zwei Produktivitätsbegriffe handelt, die beide kein „Werturteil" enthalten, und daß man frei darüber entscheiden kann, welchen man für die Zwecke der ökonomischen Wissenschaft geeigneter erachtet, habe ich an anderer Stelle ausgeführt[2]. Adam Smith würde List ohne weiteres zugegeben haben, daß Menschenerziehung etwas „Höheres" sei als Schweinezucht treiben. Er glaube nur, mit seinem Produktivitätsbegriff in der Nationalökonomie weiter zu kommen als mit dem anderen, und darum entscheide er sich für ihn. Also auch hier beruht der Vorwurf des „Materialismus" auf einem Mißverständnis.

2. Vorwurf des Atomismus, des Individualismus. Versteht man darunter die Ansicht, die nur Individuen und kein Ganzes der Gesellschaft kennt, oder auch nur: der gemäß sich die wirtschaftliche Welt aus den Handlungen der einzelnen aufbaut, oder der gemäß der Teil (das Individuum) früher als das Ganze (die Gesellschaft) sei, so trifft er vielleicht die Grenznutzler, sicher nicht die Objektivisten, also nicht die Physiokraten, die englischen Klassiker und die Sozialisten.

---

[2] Siehe meinen Aufsatz über Produktivität im Weltwirtschaftlichen Archiv. 1928.

Wer kann den Verfasser des Tableau économique des Atomismus oder Individualismus beschuldigen? Wo ist da das „Individuum"? Es gibt doch nichts als das Ganze des wirtschaftlichen Prozesses. Es wäre auch ganz undenkbar gewesen, daß in der geistigen Luft des 18. Jahrhunderts ein „individualistisches" System entstanden wäre. Alle Welt stand ja damals im Banne des Newtonismus, der doch ganz gewiß aus Ganzheitsdenken (im Sinne der Eingliederung der einzelnen Erscheinung in ein Gefüge oder Gebilde) erwachsen ist. Der Gedanke der Gesellschaftlichkeit, der sociabilité, sociability, beherrschte die Geister. „Plus on avance dans l'étude de l'ordre, que la Sagesse suprême a donné à l'univers, et plus on est forcé d'admirer la réciprocité des rapports qui unissent les diverses parties de cet assemblage immense", lesen wir bei Du Pont. Einer der besten Kenner der Physiokraten, Schelle, faßt in folgenden Worten deren Gedankengänge zusammen: „l'homme est poussé par deux ressorts antagonistes en apparence: la sociabilité et l'intérêt personnel, et ... la combinaison de ces deux ressorts produit des effets harmoniques"[3]. „Man is, by nature, the membre of a community; and when considered in this capacity, the individual appears to be no longer made for himself ... He is only part of a whole." So urteilt ein Mann, der den stärksten Einfluß auf Adam Smith gehabt hat[4]. Und dieser selbst! Die Lehre von der Arbeitsteilung: Atomismus, Individualismus?! Man erinnere sich aber auch etwa der Bienenfabel von Mandeville oder der mysteriösen Volonté générale in Rousseaus „Contrat social"! Das ist alles echtester „Universalismus". Der „Individualismus", der das 18. Jahrhundert als Denkkategorie beherrscht haben soll, ist eine jener überlieferten Fabeln, die durch die Hartnäckigkeit, mit der sie geglaubt und immer wiederholt wird, nichts an Wahrheitsgehalt gewinnt.

---

[3] Angeführt bei Jos. Rambaud, Histoire des doctrines économiques. 3. éd. 1909. pag. 98.

[4] Adam Ferguson, On civil Society. Book I. Sect. IX. Vgl. für die grundsätzlich „soziale" Einstellung des Schrifttums jener Zeit das sehr lehrreiche Buch von Herm. Huth, Soziale und individualistische Auffassungen im 18. Jahrhundert. 1907.

Ein Theoretiker, der das Verfahren der „orthodoxen" Richtung sich zu eigen machte und dem man — z. B. Spann tut es — ebenfalls gern seinen „Individualismus" vorwirft, ist Karl Marx. Aber der Grundgedanke seines Systems ist doch der, daß die Gesellschaft nicht aus einer Summe von Individuen bestehe, sondern ein Ganzes sei. Seine Grundauffassung ist die: kein sozialer Vorgang könne anders als durch sein Verhältnis zum Ganzen erklärt werden. Alle seine Begriffe sind „Funktionsbegriffe" (im Sinne Spanns). Ein so gründlicher Kenner von Marx, wie G. Lukacz, rückt denn auch mit Recht den Totalitätsgedanken von Marx in den Mittelpunkt des Marxschen Denkens. „Nicht die Vorherrschaft der ökonomischen Motive in der Geschichtserklärung unterscheidet entscheidend den Marxismus von der bürgerlichen Wissenschaft, sondern der Gesichtspunkt der Totalität."[5] Es ist gewiß nicht falsch, wenn man Marx als Integralisten bezeichnet[6].

Und die Funktionalisten oder Relationisten: sind es nicht wahre Muster von „Ganzheits"-Theoretikern?! Es ist keineswegs erstaunlich, wenn die Vertreter dieser Richtung die „Ganzheitsbetrachtung" geradezu als das Kennzeichen ihrer Lehre ansehen: „Nul ne peut nier que seule (!) l'économie mathématique, celle de Pareto surtout, n'ait considéré systematiquement la société économique comme un ensemble maintenu pas les liens de mutuelle dépendance."[7]

Die Verwirrung haben hier offenbar der verschwommene Begriff der Ganzheit und der noch verschwommenere Begriff des Individualismus angerichtet. Ganzheit bedeutet hier zweierlei: 1. Totalität = soziale Verbundenheit, Einbezogenheit (Gegensatz: Vereinzeltheit, „Atomismus"); 2. Universalität = Vollständigkeit (Gegensatz: Teilheit, Unvollständigkeit). Jenen Ganzheitsbegriff, dessen Mangel die Kritik also zu Unrecht rügte, hatten viele der Orthodoxen, diesen hatten viele, dank ihrer naturwissenschaftlichen Einstellung, nicht. „Individualismus" steht in gar keinem Gegensatz zur Ganzheit 2 = Universalität, dagegen steht er einmal im Gegensatz zu Totalismus, das andere Mal zu Universalismus im üblichen Sinne. Das eine Mal

[5] G. Lukacz, Geschichte und Klassenbewegung. 1923. S. 39.

[6] P. Andrei, Das Problem der Methode in der Soziologie. 1927. S. 9ff.

[7] G. H. Bousquet, Essai cit. pag. 159 (Unterstreichungen von mir).

bedeutet das Wort soviel wie Einzeltum (dem das Ganztum gegenübersteht), das andere Mal soviel wie Nominalismus (dem als Gegensatz der Realismus entspricht). Natürlich waren alle „orthodoxen" Nationalökonomen Nominalisten, Marx eingeschlossen, darum haben sie aber doch „Ganzheits"-Systeme (Ganzheit 1) geschaffen.

3. Vorwurf des Absolutismus der Lösungen: die orthodoxe Nationalökonomie sei „unhistorisch" gewesen, in dem Sinne, daß sie die Verschiedenheit der Wirtschaftsverfassungen und Entwicklungsstufen der Wirtschaft nicht genügend berücksichtigt und infolgedessen die historische Beschränktheit der Gültigkeit ihrer Lehren verkannt habe. Dieser „unhistorische" Sinn war es vor allem, den man an der herrschenden Nationalökonomie auszusetzen hatte, und weil um die Mitte des 19. Jahrhunderts einige deutsche Professoren behaupteten, alle bisherige Nationalökonomie sei „unhistorisch" gewesen, sie aber würden diesen Übelstand beheben und würden das nötige historische Salz an die Wirtschaftswissenschaft herantun, so nannte man sie die „historische Schule" und glaubte an sie.

Wenn wir die Unwahrheit dieser Legende nachweisen wollen, so müssen wir uns zunächst ins Bewußtsein bringen, daß es „historische" Nationalökonomen lange vor dem Erscheinen des bekannten Dreigestirns gegeben hat. Ich denke an Deutsche wie Justus Möser, Storch, List, G. F. Krause, dessen 1830 in zwei Bänden erschienener „Versuch eines Systems der Staats-Ökonomie aus dem Gange der Völkerkultur entwickelt" durchaus nach „geschichtlicher Methode" gearbeitet ist u. a.; ich denke an Sismondi und seine Études d'économie politique; ich denke an die Franzosen Buret, Villermé, L. Blanc u. a.; ich denke nicht zuletzt an Italiener wie Franc. Fuoco, Agazzini, Cibrario. Aber diese lehrgeschichtliche Frage: ob schon vor 1842 „nach historischer Methode" Nationalökonomie getrieben ist, interessiert mich nicht übermäßig. Es handelt sich ja dabei höchstens darum, ob Roscher mit Recht als der Begründer einer „neuen Schule" angesehen wird oder nicht, und das ist doch ziemlich gleichgültig. Viel wichtiger ist die andere grundsätzliche Frage, ob diese Vertreter der „historischen Schule" — gleichgültig wann sie aufgetreten sind — ein neues Forschungsprinzip verkünden und eine methodisch falsche Auffassung bei der herr-

schenden Nationalökonomie richtiggestellt haben. Diese Frage ist aber zu verneinen. Gerade die bedeutendsten orthodoxen Nationalökonomen haben grundsätzlich die historische Betrachtung nicht abgelehnt, wenn sie sie vielleicht auch nicht selbst angewendet haben. Aber ist denn der „Wealth of Nation" nicht ein durch und durch historisches Werk? Was verlangt man noch mehr an geschichtlichem Material als es sich bei Malthus findet? Und haben die führenden Methodologen der orthodoxen Nationalökonomie die Relativität der Forschungsergebnisse, ihre Gebundenheit an bestimmte geschichtliche Zustände der Wirtschaft nicht ausdrücklich anerkannt? So lesen wir bei Mill[8]: „Die deduktive Gesellschaftswissenschaft wird keinen Lehrsatz aufstellen, der die Wirkung einer Ursache in einer universalen Weise behauptet, aber (but ist hier besser mit „sondern", statt mit „aber" zu übersetzen. W. S.) sie wird uns lehren, den geeigneten Lehrsatz für die Umstände eines gegebenen Falles herzustellen. Sie wird nicht die Gesetze der Gesellschaft im allgemeinen, sondern die Mittel (an die Hand) geben, um die Erscheinungen einer gegebenen Gesellschaft aus den besonderen Elementen der Daten dieser Gesellschaft zu bestimmen". Ja — selbst die Grenznutzler trifft der Vorwurf, unhistorisch zu sein, nicht. Menger widmet in seinen „Untersuchungen" das ganze zweite Buch dem Thema: „Über den historischen Gesichtspunkt der Forschung in der Politischen Ökonomie". Er erkennt ausdrücklich an, daß jedenfalls für die realistische Forschung, die „empirische Gesetze" suche, die Entwicklung der wirtschaftlichen Erscheinungen einen „unleugbaren Einfluß" habe: es ist klar, „daß empirische Gesetze, welche für bestimmte Stadien der Existenz der bezüglichen Phänomene festgestellt wurden, nicht notwendig für alle Phasen der Entwicklung ihre Geltung behaupten"[9]. Dafür werden Belege aus den — Naturwissensschaften beigebracht. „Historische" Betrachtungsweise und naturwissenschaftliches Denken schließen sich eben keineswegs aus. Aber selbst für die „exakte" Forschung soll der historische Wandel nicht ohne Belang sein: „Die exakten Wissenschaften ignorieren ... ebensowenig die Tatsache der Entwicklung der Phänomene als das Postulat einer

[8] J. St. Mill, Logik. Book VI. Ch. 9.

[9] C. Menger, Untersuchungen usw. S. 107.

jeden Theorie, dem Wechsel der Erscheinungen, welche sie uns zum Verständnis bringen soll, in allen Phasen zu folgen. Jede neue Erscheinung, welche das Leben hervorbringt, jede neue Entwicklungsphase der Phänomene bietet ein neues Problem der exakten Richtung der theoretischen Forschung... Die Tatsache der Entwicklung... läßt den formalen Charakter der Ergebnisse der exakten Forschung unberührt, sie modifiziert und erweitert indessen den Kreis der Objekte."[10]

Daß die klassischen Nationalökonomen, ebensowenig wie es die Grenznutzler waren, der Problematik der geschichtlichen Natur des Wirtschaftslebens nicht gewachsen gewesen sind, wissen wir heute sehr gut, wir wissen auch, warum sie es nicht sein konnten. Die Vertreter der „historischen Schule" wußten weder das eine noch das andere und waren der Problematik des Historismus selbst nicht gewachsen. Deshalb hatten sie aber auch kein Recht, ihre Gegner des Mangels an historischem Sinn zu zeihen und ihnen „Absolutheit" ihrer Lösungen vorzuwerfen.

Die übrigen drei Vorwürfe, die man gegen die orthodoxe Nationalökonomie erhob (und zuweilen noch erhebt) sind untergeordneter und mehr methodischer Natur. Es sind:

4. Vorwurf der Isolierung der wirtschaftlichen Erscheinungen. Namentlich werden wiederum die Begründer der historischen Schule nicht müde, diesen Vorwurf zu erheben und dagegen die enge Verbundenheit aller Vorgänge der menschlichen Gesellschaft mit der Wirtschaft zu betonen. Man soll nie vergessen, meint Roscher, daß in dem Begriff der Nationalökonomie nicht bloß ein wirtschaftliches Element sich befindet, sondern ebensowohl die Elemente Volk, Staat usw. „Wir müssen den Leser daran gewöhnen, daß er bei der geringsten einzelnen Handlung der Volkswirtschaftspflege immer das Ganze, nicht bloß der Volkswirtschaft, sondern des Volkslebens vor Augen habe..."[11] Diesen Punkt betont mit besonderem Nachdruck unter Berufung auf Knies, Schüz, Roscher u. a. immerfort J. Kautz, seinerzeit einer der Herolde der neuen Schule:

[10] C. Menger, a. a. O. S. 116/117.

[11] W. Roscher, System der Nationalökonomik. 1, 45. Vgl. desselben Abhandlung „Über die Wissenschaft der Nationalökonomie und die notwendige Reform derselben" in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1849, Heft 1.

Es darf die wirtschaftliche Erscheinung nicht in ihrer Vereinzelung erfaßt, sondern sie muß stets im Zusammenhange mit dem gesamten Volksleben betrachtet werden. Die Nationalökonomie darf sich der Wahrheit nicht verschließen, daß es sich „nicht um etwas durchaus Isoliertes, in sich Abgeschlossenes, sondern stets und überall um ein und dasselbe Ganze, um ein und dieselbe innerlich zusammenhängende, einheitliche Lebenstotalität des Volkes, seine Bedürfnisse, Strebungen und Erfolge handelt."[12]

Ich frage nur: welcher zurechnungsfähige Klassiker oder selbst Grenznutzler hat an der Richtigkeit dieser Sätze je gezweifelt? Es handelt sich um Gemeinplätze, die mit einem großen Pathos als tiefe Wahrheiten verkündet werden. Zum Überflusse führe ich noch einen Satz von Mill an, in dem er sich ausdrücklich zu der obigen Weisheit bekennt[13]: „Bei den Details der politischen Ökonomie sind allgemeine Ansichten in betreff der bürgerlichen Gesellschaft und der Politik nicht am Platze; aber bei mehr umfassenden Untersuchungen ist es unmöglich, dieselben auszuschließen, weil die verschiedenen wichtigen Gebiete des menschlichen Lebens sich nicht jedes für sich besonders entwickeln, sondern ein jedes von allen übrigen abhängig ist oder durch diese durchgreifend modifiziert wird. Um über die materielle Lage der Arbeiterklassen... einiges Licht zu verbreiten, müssen wir dieselbe nicht getrennt, sondern in Verbindung mit anderen Seiten ihrer Lage in Betracht ziehen."

Eine andere Frage ist es, wie weit man aus methodischen Gründen die wirtschaftlichen Erscheinungen bei wissenschaftlichen Untersuchungen isolieren soll, um dem Versinken in einen Brei sogenannter All-Beziehungen vorzubeugen. Daß die orthodoxe Nationalökonomie hier im großen ganzen richtiger verfahren ist als die meisten Vertreter der „historischen Schule", ist für mich nicht zweifelhaft. Im übrigen verweise ich den Leser auf die folgenden Kapitel.

5. Vorwurf der statischen Betrachtungsweise. Diesen Vorwurf erhebt z. B. F. List mit großem Nachdruck gegen „die Schule".

---

[12] J. J. Kautz, Die Nationalökonomik als Wissenschaft. 1857. S. 320.

[13] J. St. Mill, Grundsätze der politischen Ökonomie; deutsch von Ad. Soetbeer, 2, 230f.

Vor allem tadelt er an ihr, daß sie einen falschen Reichtumsbegriff zum Mittelpunkt ihrer Erörterungen mache und die „Theorie der produktiven Kräfte" vernachlässigt habe. Der Vorwurf trifft im wesentlichen zu. Es handelt sich aber bei dem Streit ganz und gar nicht um irgendeine grundsätzliche Unterschiedlichkeit der beiden Forschungsmethoden, sondern ausschließlich um die Frage der Anwendung der richtigen „Arbeitsideen". In Wahrheit sind beide Betrachtungsweisen völlig gleich berechtigt: nicht entweder statisch oder dynamisch, sondern sowohl statisch als auch dynamisch sollen wir das Wirtschaftsleben ansehen. Mill selber hat ja ausdrücklich die statische und die dynamische Fragestellung nebeneinander zur Anwendung empfohlen.

6. Vorwurf der Unzulänglichkeit des Erfahrungsstoffes, aus dem die Regeln und Gesetze abzuleiten seien. Das war nach der Meinung Schmollers der wundeste Punkt in der orthodoxen Nationalökonomie, auf den er deshalb mit Vorliebe den Finger legte. Er hat seinen Gegnern immer wieder voreilige Verallgemeinerungen vorgeworfen. Gewiß — ihr Vorsatz: Gesetze zu finden, sei gut. Aber noch sei nicht Zeit, diese Gesetze zu formen. Noch müsse Material herbeigeschafft werden. Menger fragte nicht ganz mit Unrecht: wann denn die historische Schule, die sich mittlerweile zur „neuen" historischen Schule weiterentwickelt hatte, mit dieser Materialsammlung fertig zu werden hoffe. Ob die Erforschung der Schuhmacherzunft in Dinkelsbühl auch unbedingt nötig sei? Und die der Schneiderzunft ebenda? Und auch die der beiden Zünfte in Bomst usw.

Aber gerade in der Erhebung dieses Einwandes enthüllt sich die erkenntnistheoretische Schwäche der gesamten oppositionellen Nationalökonomie. Diese läßt nämlich damit erkennen, daß sie gar nicht weiß, worin die angegriffene Lehre grundsätzlich irrte, und worin sie wirklich einer urgründlichen Umgestaltung bedürftig war: das war nämlich ihre naturwissenschaftliche Gesamteinstellung. Und diese teilten ja alle oppositionellen Nationalökonomen, teilten wenigstens alle namhaften Vertreter der historischen Schule: von Roscher bis Schmoller. Sie alle sind darin einig, daß es die Aufgabe der Nationalökonomie sei, durch die Beobachtung eines möglichst reichen Erfahrungsstoffes zur Aufstellung von Gesetzen zu

gelangen. Meinungsverschiedenheiten bestanden nur bezüglich der Art der Forschung, die zu den Gesetzen führte, bezüglich des Umfanges des nötigen Materials, der Quellen seiner Beschaffung usw. Aber Einigkeit herrschte auf der ganzen Linie über den Sinn der Forschung.

So kennzeichnet Roscher das Wesen seiner „geschichtlichen Methode" dahin[14], daß er bestrebt sein werde, „das Gleichartige in den verschiedenen Volksentwicklungen als Entwicklungsgesetz zusammenzustellen", „aus der großen Masse der Erscheinungen das Wesentliche, das Gesetzmäßige herauszufinden, zu welchem Zwecke alle Völker, deren man wird habhaft werden können, in wirtschaftlicher Hinsicht miteinander zu vergleichen seien." Es ist die besondere Note Roschers, daß sich bei ihm mit dem Begriff einer naturwissenschaftlichen Gesetzlichkeit der einer metaphysischen Gesetzmäßigkeit mischt, die er für den wirtschaftlichen Gesamtprozeß in Anspruch nimmt: das „Gesetz der großen Zahl" läßt seiner Meinung nach erkennen, wie die scheinbare Willkür der konkreten Einzelfälle sich, sobald man auf das Ganze des Zusammenhangs sehe, in „wunderbarer Harmonie" ausgleiche[15].

So macht sich J. Kautz, der sich vor allem auf K. Knies stützt, das Wort Alexander von Humboldts zu eigen: „Das letzte Ziel menschlicher Forschung in den Erfahrungswissenschaften ist die Auffindung von Gesetzen." Und derselbe „historische" Nationalökonom zitiert mit lebhafter Zustimmung die Äußerung eines „der geistvollsten und gründlichsten Forscher unserer Gegenwart" (J. Bunsen): „Wenn den Astronomen die Beobachtung eines Teiles der Planetenbahn in den Stand setzt, die ganze Krümmung seines Kreislaufes zu zeichnen: sollten nicht so viel Jahrtausende der geistigen Entwicklung mit ihren großen, urkundlich erkennbaren Erscheinungen, mit ihrem nachweisbar-ursächlichen Zusammenhange uns befähigen, die Gesetze der Menschenbahn zu erkennen?"[16] (!)

---

[14] W. Roscher, Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirtschaft nach geschichtlicher Methode. 1843. Seite IV.

[15] Vgl. Max Weber, Roscher und Knies usw. in Schmollers Jahrbuch, Band 27, S. 1188f., 1162.

[16] J. Kautz, Die Nationalökonomik als Wissenschaft. 1857. S. 309.

(Hier verunreinigen wieder metaphysische Zutaten den reinen Naturgesetzbegriff.)

Auf naturwissenschaftlichem Standpunkt ist aber auch Gustav Schmoller sein ganzes Leben hindurch verharrt. Nach ihm ist das Merkmal der wissenschaftlichen Vollendung und Exaktheit die Beschreibung der Erscheinungen „nach allen wesentlichen Merkmalen, Veränderungen, Ursachen und Folgen. Die vollendete Beschreibung setzt aber eine vollendete Klassifikation der Erscheinungen, eine vollendete Begriffsbildung, eine richtige Einreihung des einzelnen unter die beobachteten Typen, eine völlige Übersicht über die möglichen Ursachen voraus“[17]. Und: „Die Wissenschaft hat das Bedürfnis, von der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zurückzugehen auf immer Einfacheres, sie will zuletzt absolut einfache Ausgangspunkte, und hätte sie diese als wirkliche Erkenntnis, so könnte sie von hier aus das ganze Dasein wissenschaftlich ableiten (!) Aber so weit sind wir noch nicht“[18] (von mir gesperrt). Deutlicher und schöner kann die Forschungsweise der ordnenden Nationalökonomie nicht dargelegt werden, als es in diesen Sätzen geschieht. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß Schmoller von Herbart herkam, und daß Herbert Spencer sein bevorzugter Philosoph und Soziologe war.

Also es bleibt dabei: oberster Zweck der Nationalökonomie ist die Auffindung von Gesetzen, das heißt die Feststellung von Regelmäßigkeiten des Ablaufs in möglichst allgemeiner Form. Es änderte nichts grundsätzlich an diesem Gesetzesbegriff, wenn man jetzt mit Vorliebe „Entwicklungsgesetze“ suchte, das heißt „Gesetze der Entwicklung und Bewegung und nicht Gesetze, welche stationäre Zustände zu ihrer notwendigen Voraussetzung haben“[19]: die angegriffene Nationalökonomie hatte unzählige solcher Entwicklungsgesetze aufgestellt: für die Bevölkerungsbewegung, für das Sinken des Zinsfußes, für die Verschlechterung der Währung bei unterwertiger Ausprägung eines Metalls u. a. Es änderte auch nichts, wenn man die „relative“ Gültigkeit der Gesetze betonte und nicht „allgemeingültige, absolute

---

[17] G. Schmoller, Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. 1888. S. 278.

[18] G. Schmoller, a. a. O. S. 38.

[19] J. Kautz, a. a. O. S. 379/380.

und konstante Naturgesetze" aufstellen wollte, sondern Gesetze, „die als Ergebnis auch freier geistiger Elemente und als Wirkung auch konkreter geschichtlicher und nationaler Konjunkturen, als Funktion abhängig auch von einem vielfach veränderlichen, immer und überall auch in besonderer Gestaltung hervortretenden Faktor des Menschen betrachtet werden müssen"[20]: diese Unterscheidung zwischen sozialen (ökonomischen) und Naturgesetzen hatten — in weniger schwülstiger Form — die feindlichen Brüder im anderen Lager längst auch schon gemacht: Mill vor allem oder, um einen sehr kompromittierten Manchestermann noch anzuführen: Mc Culloch, wenn er sagte: „Es gibt einen wesentlichen Unterschied zwischen den physischen und den moralisch-politischen Wissenschaften. Die Sätze der ersteren sind auf jeden Fall anwendbar, indessen die letzteren nur auf die Mehrheit der Fälle in Anwendung gebracht werden können."[21]

Die Nationalökonomen stellten also bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine einheitliche, naturwissenschaftliche Front dar: Von Quesnay bis Roscher, von Ricardo bis Schmoller. Es war dasselbe Garn, das sie spannen, nur in verschiedenen Nummern. Als nun ein „Methodenstreit" ausbrach oder richtiger: der jahrzehntelang geführte Streit zwischen den beiden Heerlagern in einen Zweikampf zwischen den Anführern endigte, konnte es nicht ausbleiben, da es sich um die erkenntnistheoretisch-methodologische Begründung desselben Standpunktes handelte, daß derjenige obsiegte, der über die schärferen Waffen der Logik verfügte. Es kann für den rückblickenden, unparteiischen Beurteiler, bei aller Sympathie mit dem unterliegenden Teil, nicht zweifelhaft sein, daß in dem Zweikampf Menger — Schmoller Menger der Sieger geblieben ist. Und das: trotzdem Schmoller mit seiner Ablehnung der Mengerschen Methode recht hatte. Aber er konnte es nicht beweisen. Trotzdem er für die bessere Sache focht. Aber er wußte nicht, welche das war. Er sah den Punkt nicht, von dem aus er die Front der Gegner hätte aufrollen können.

---

[20] J. Kautz, a. a. O.

[21] Mc Culloch, Principles, deutsch von Weber. S. 12.

Das ist auch das Urteil eines Mannes, der der „historischen" Schule alle seine Sympathie entgegenbrachte, der in persönlicher Freundschaft mit Schmoller verbunden war: Wilhelm Diltheys. Dieser äußert sich über den Ausgang des Geisteskampfes, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entbrannt war, wie folgt[22]:

„Ihrem Studium und ihrer Verwertung der geschichtlichen Erscheinungen fehlte... eine philosophische Grundlegung... So verblieb es, als nun Comte, St. Mill, Buckle von neuem das Rätsel der geschichtlichen Welt durch Übertragung naturwissenschaftlicher Prinzipien und Methoden zu lösen versuchten, bei dem unwirksamen Protest einer lebendigeren und tieferen Anschauung, die sich weder zu entwickeln noch zu begründen vermochte, gegen eine dürftige und niedere, die aber der Analyse Herr war... Und in solcher Unsicherheit über die Grundlagen der Geisteswissenschaft zogen sich die Einzelforscher bald auf bloße Deskription zurück..."

Und der noch klügere Freund schaute den Dingen noch tiefer auf den Grund als er schrieb[22a]: „Die sogenannte historische Schule halte ich für eine bloße Nebenströmung innerhalb desselben Flußbettes (sc. der naturwissenschaftlichen Denkweise), und nur ein Glied eines (und desselben. W. S.) alten durchgehenden Gegensatzes repräsentierend. Der Name hat etwas Täuschendes. Jene Schule war gar keine historische, sondern eine antiquarische" usw.

2. *Hilfe aus fremden Lagern*

Der Kampf um eine höhere Form unserer Wissenschaft, als sie die ordnende Nationalökonomie darstellt, wäre verloren gewesen, wenn nicht starke Truppenkörper aus fremden Lagern der kämpfenden Schar der heterodoxen Nationalökonomen zu Hilfe gekommen wären. Unbildlich gesprochen: die geistwissenschaftliche Nationalökonomie verdankt ihre Entstehung nicht jenen Nationalökonomen, von denen ich im vorigen Unterabschnitt gesprochen habe, so sehr der von ihnen verbreitete Geist auch ihrer Entwicklung fördersam gewesen sein mag, sondern Männern anderer Wissenschaften.

---

[22] W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften. 2. Aufl. S. XVI.

[22a] Graf Paul York v. Wartenberg in seinem Briefwechsel mit Dilthey. 1923. S. 68/69. Vgl. auch S. 74.

Als den Vater der modernen Geistwissenschaften und einer besonderen geistwissenschaftlichen Erkenntnisweise, bin ich geneigt, Giambattista Vico anzusehen. Er ist, soweit ich blicke, der erste in der neuen Zeit, der mit Bewußtsein die geschichtlichen Wissenschaften den Naturwissenschaften gegenüberstellt und für jene eine andere als die herrschende Erkenntnisweise fordert. Das aber war die von Descartes erstmalig begründete naturwissenschaftlich-mathematische. Und gegen die Alleinherrschaft des Descartes und seiner Methode richten sich die wissenschaftlichen Angriffe Vicos. Sie finden sich nicht sowohl in seinem Hauptwerk als in einigen kleineren Streitschriften von ganz ungewöhnlichem Interesse. In Betracht kommen namentlich folgende Arbeiten: De nostri temporis studiorum ratione, 1709; und die Riposta all'articolo del Tomo VIII del Giornale de'Letterati d'Italia, 1712 (eine Antikritik einer Kritik seines Werkes De antiquissima Italorum sapientia etc., 1711). Es heißt z. B. in der erstgenannten Schrift:

„Sed illud incommodum nostrae rationis maximum est, quod cum naturalibus doctrinis impensissime studeamus, moralem non tanti facimus et eam potissimum partem, quae de humani animi ingenio, eiusque passionibus ad vitam civilem et ad eloquentiam accomodate, de propriis virtutum ac viciorum notis, de bonis malisque artibus, de morum characteribus pro cuiusque aetate, sexu, conditione, fortuna, gente, republica et de illa decori arte omnium difficiliora disserit atque adeo amplissima, praestantissimaque de Republica doctrina nobis deserta ferme et inculta jacet. Quia unus hodie studiorum finis veritas: vestigamus naturam rerum quia certa videtur; hominum naturam non vestigamus, quia est ab arbitrio incertissima . . ." De nostri temporis studiorum ratione. 1709. p. 45/46.

Und in der zweiten der genannten Schriften lesen wir die für jene Zeit unerhört kühnen und ketzerischen Sätze:

„Il metodo va variando e multiplicandosi secondo la diversità e multiplicazioni delle materie proposte. Regna nelle cause il metodo oratorio, nelle favole il poetico, nelle historie l'historico . . . tutte altre materie, fuoriche noveri e misme, sono affatto incapaci di metodo geometrico . . ." Riposta etc. p. 79/81.

Aber Vico blieb ein Rufer in der Wüste. Es sollte fast zwei Jahr-

hunderte dauern, ehe dieselben Gedanken wieder ausgesprochen wurden. Vico fällt deshalb aus dem Rahmen der Geschichte der Geistwissenschaften heraus. Wenn wir von ihm absehen — und das müssen wir —, so können wir in der Herausbildung einer geistwissenschaftlichen Methode, die sich dann die Nationalökonomie zunutze macht, drei Perioden unterscheiden: die naive, die kritische und die aufbauende.

1. In der naiven Periode entwickeln — ohne jedes Bewußtsein eines Methodenzwiespalts und überhaupt ohne ein erkenntnistheoretisches Bewußtsein — Männer verschiedener Geistwissenschaften, eingenommen von den Problemen ihres „Faches", die geistwissenschaftliche Methode, die im wesentlichen, wie später zu zeigen sein wird, auf dem Verstehen sich aufbaut. Wollen wir also bis zu den Quellen der geistwissenschaftlichen Betrachtungsweise ansteigen, so müssen wir die Geschichte der Erkenntnisform des „Verstehens" verfolgen. Hier ist selbstverständlich nicht der Ort, derartige historische Untersuchungen anzustellen. Und ich kann um so leichteren Herzens darauf verzichten, als wir jetzt, wenigstens für die ältere Zeit, eine gründliche Darstellung des Entwicklungsganges besitzen, den die Hermeneutik, das ist eben die Lehre vom Verstehen, genommen hat[23].

Ich erinnere nur mit ganz wenigen Worten an die wichtigsten Staffeln in der Entwicklung dieses Erkenntniszweiges.

Die Hermeneutik ist seit Renaissance und Reformation von der Theologie und Jurisprudenz — ich möchte sagen als eine Technik — gehandhabt worden. Sie erhielt dann eine vertiefte Bedeutung, als am Ende des 18. Jahrhunderts Männer wie Herder das Verstehen-Wissen auf die weiten Gebiete der Sagen- und Sprachenforschung auszudehnen begannen und mit Hilfe des verstehenden Verfahrens ganze Kulturen in ihrem Wesen zu erschließen sich unterfingen. Es waren dann begreiflicherweise vor allem die Altphilologen, die sich dieser Erkenntnisart für ihre Zwecke bemächtigten: Namen wie Friedrich Ast, Friedr. Aug. Wolf, Wilh. Boekh sind als die Begründer dieses

[23] Joach. Wach, Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorien im 19. Jahrhundert. Bd. I. 1926. Dieser Band reicht bis Wilhelm v. Humboldt.

neuen Wissenszweiges der verstehenden Sprach- und Kulturwissenschaft zu nennen, die ihre erste Vollendung in den Werken von Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt, diesem „Bacon der Geisteswissenschaften", wie man ihn genannt hat, erleben.

Dann, im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts, gerät das Verstehen-Wissen in Vergessenheit: die naturwissenschaftliche Denkweise greift auf alle Geistwissenschaften hinüber. Schließlich versucht sie sogar die Geschichte selbst zu umspannen und führt zu Gewalttätigkeiten, wie sie etwa in Buckles Geschichte der Zivilisation sich äußerten.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts treten wir ein in

2. die kritische Periode, in der ein bewußter Gegensatz zwischen Natur- und Geistwissenschaften herausgearbeitet wird: Vicos Geist lebt endlich wieder auf.

Wohl der erste, der den Kampf gegen das zur Alleinherrschaft gelangte naturwissenschaftliche Denken aufnahm, war ein Historiker: J. G. Droysen. Es geschah in der Gestalt einer Warnung vor der Vermessenheit, deren die naturwissenschaftlichen Bearbeiter kulturwissenschaftlicher Probleme sich schuldig zu machen anfingen. Sie wendete sich gegen den Vermessensten: Thomas Buckle, dessen eben erschienenes Wunderwerk Droysen in der „Historischen Zeitschrift" 1862 zur Anzeige brachte. Die hier angedeuteten Gedanken hat der Rezensent dann in seiner „Historik" weiter ausgeführt und begründet. In der Besprechung Buckles heißt es schon: „Wenn es eine Wissenschaft der Geschichte geben soll, (muß) diese ihre eigene Erkenntnisart, ihren eigenen Erkenntnisbereich haben... Glücklicherweise gibt es zwischen Himmel und Erde Dinge, die sich zur Deduktion ebenso irrational verhalten wie zur Induktion, die mit der Induktion und dem analytischen Verfahren zugleich die Deduktion und die Synthese fordern, um in der alternativen Betätigung beider nicht ganz, aber mehr und mehr, nicht vollständig, aber annähernd und in gewisser Weise erfaßt zu werden, die nicht entwickelt, nicht erklärt, sondern verstanden werden wollen." „In diesem Bereiche der sittlichen Welt ist alles von der kleinsten Liebesgeschichte bis zu den großen Staatsaktionen, von der einsamen Geistesarbeit des Dichters oder Denkers bis zu den unermeßlichen

Kombinationen des Welthandels oder dem prüfungsreichen Ringen des Pauperismus unserem Verständnis zugänglich; und was da ist, verstehen wir, indem wir es als ein Gewordenes fassen." Und an einer anderen Stelle: „Unsere Wissenschaft wird sich den sie angehenden Kreis von Begriffen auf ihre, das heißt empirische Weise zu suchen haben. Sie wird es versuchen dürfen, da ihre Methode wesentlich die des Verstehens ist."[24]

Dann treten auf den Kampfplatz eine Reihe von Philosophen, die selbständig den Gegensatz zwischen Naturerkennen und Kulturerkennen herausarbeiten, ohne, soviel ich weiß, sich zu erinnern, daß das Problem von Schopenhauer bereits gestellt und, möchte ich sagen, abschließend gelöst war[25]. Die Namen, die hier vornehmlich zu nennen sind, sind: Wilhelm Dilthey, dessen bahnbrechende „Einleitung in die Geisteswissenschaften" — ein seltsames Zusammentreffen! — in demselben Jahre erschienen ist, in dem das bedeutendste, methodologische Werk über die naturwissenschaftliche Nationalökonomie, Carl Mengers schon oft erwähnten „Untersuchungen", veröffentlicht wurde; ferner Windelband[26], Heinrich Rickert[27], Georg Simmel[28].

Zu diesen Philosophen gesellte sich als Wiederentdecker der geistwissenschaftlichen Methode ein bedeutender Jurist: Rudolf Stammler[29].

Da ich in einem anderen Zusammenhange mich mit den Auffassungen dieser Männer noch werde auseinanderzusetzen haben, so unterlasse ich es, an dieser Stelle ihre Gedankengänge zu verfolgen.

Endlich — im 20. Jahrhundert — beginnt

---

[24] J. G. Droysen, Erhebung der Geschichte zum Rang einer Wissenschaft (Besprechung Buckles in der „Historischen Zeitschrift" 1862), wieder abgedruckt in „Historik." 1925. S. 56/57; derselbe, Natur und Geschichte. Wieder abgedruckt a. a. O. S. 66/67.

[25] A. Schopenhauer, Von der vierfachen Wurzel des zureichenden Grundes. 2. Aufl. 1847.

[26] W. Windelband, Geschichte und Naturwissenschaft. 1894.

[27] H. Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Zuerst 1902.

[28] Georg Simmel, Erkenntnisprobleme der Geschichtswissenschaft; derselbe, Grundfragen der Soziologie. 1917.

[29] R. Stammler, Wirtschaft und Recht. Zuerst 1896. 5. Aufl. 1924.

3. die aufbauende Periode der geistwissenschaftlichen Erkenntnisweise.

Unter den Philosophen, die sich an diesem Werke beteiligten, sind vor allem zu nennen: Heinrich Maier[30], Theodor Litt[31], Hans Freyer[32], Erich Rothacker[33], Max Scheler, E. Becher[34] und vor allem Eduard Spranger[35].

An dem Aufbau einer geistwissenschaftlichen Nationalökonomie wirkte nun aber auch mit — es war höchste Zeit — eine Reihe bedeutender Nationalökonomen, unter denen Friedrich von Gottl[36], Othmar Spann[37] (soweit er nicht Metaphysik treibt) und Max Weber[38] hervorragen. Ich selber habe den Gegensatz zwischen naturwissenschaftlicher und geistwissenschaftlicher Nationalökonomie zuerst entwickelt in meiner Arbeit: „Das Lebenswerk von Karl Marx". 1907.

Seit einiger Zeit ist das Schrifttum über die geistwissenschaftliche Nationalökonomie in Deutschland beträchtlich angewachsen. Es ist

---

[30] H. Maier, Das geschichtliche Erkennen. 1914. Vgl. auch desselben größere Werke: Psychologie des emotionalen Denkens. 1908; Wahrheit und Wirklichkeit. Band I. 1927.

[31] Th. Litt, Individuum und Gesellschaft. 2. Aufl. 1926 (mit einer methodologischen Einleitung); derselbe, Erkenntnis und Leben. 1923.

[32] H. Freyer, Theorie des objektiven Geistes. 1923.

[33] E. Rothacker, Logik und Systematik der Geisteswissenschaften im „Handbuch der Philosophie", herausgegeben von A. Baeumler und M. Schröter. Abt. II. Auch selbständig erschienen 1927.

[34] E. Becher, Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften. 1921.

[35] E. Spranger, Zur Theorie des Verstehens usw. in der Festschrift J. Volkelt dargebracht. 1918; derselbe, Referat auf dem internationalen Psychologenkongreß in Groningen. 1925; derselbe, Die Frage nach der Einheit der Psychologie in den Sitzungsberichten der preußischen Akademie der Wissenschaften. Band XLIV. 1926. Vgl. auch des Verfassers größere Werke: Lebensformen. Zuerst 1914. Psychologie des Jugendalters. Zuerst 1924.

[36] Die erkenntnistheoretischen und methodologischen Schriften Fr. v. Gottls sind jetzt vereinigt in dem Sammelbande: Die Wirtschaft als Leben. 1927.

[37] Siehe die verschiedenen, mehrfach genannten Werke O. Spanns und vgl. seine „Gesellschaftsphilosophie" in dem oben genannten Handbuch der Philosophie. Abt. IV. Auch selbständig erschienen 1928.

[38] Max Webers hier vornehmlich in Betracht kommenden Schriften sind jetzt ebenfalls gesammelt in dem Bande: Ges. Aufsätze zur Wissenschaftstheorie. Vgl. auch desselben großes Werk: Staat und Wirtschaft im „Grundriß der Sozialökonomik". Bd. II.

eine große Masse Dissertationen und Habilitationsschriften zu diesem Thema erschienen, unter denen erstaunlicherweise sogar einige gute sind. Ich nenne aus der schon schwer zu übersehenden Literatur die Schriften von Back[39], Volkenborn[40], Pfister[41], Hecht[42], Jecht[42a], ohne irgendwie Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

In den Vereinigten Staaten ist es eine Reihe von Soziologen, die sich um die Herausarbeitung einer Verstehenstheorie verdient gemacht haben. Ich erinnere an Cooley, Faris, Ellwood, Baldwin u. a.[43]. Andere Länder kümmern sich um das Kernproblem unserer Wissenschaft, soviel ich sehe, bisher überhaupt nicht.

3. Abwege

Nicht alle die genannten Theoretiker, denen die im Entstehen begriffene geistwissenschaftliche Nationalökonomie Förderung verdankt, sind an das Ziel gelangt: diese Wissenschaft wie überhaupt eine Geistwissenschaft in methodisch einwandfreier Weise zu begründen. Viele sind vor der Erreichung des Zieles in die Irre gegangen. Sie haben Grundsätze in ihre Lehre aufgenommen, die geeignet waren, Verwirrung anzurichten und den Aufbau der Geistwissenschaften auf sicherer Grundlage zu vereiteln. Diese haben sich stark erwiesen in der Kritik der unberechtigten Übergriffe des naturwissenschaftlichen Denkens auf das Gebiet der Kulturwissenschaft, aber sie versagten, wo es darauf ankam, die Richtschnur für die geistwissenschaftliche Forschung vorzuzeichnen.

Vor allem drei irrtümliche Betrachtungsweisen habe ich im Auge, die uns bei dem Aufbau einer Geistwissenschaft, wie der Na-

---

[39] Jos. Back, Der Streit um die nationalökonomische Wertlehre, mit besonderer Berücksichtigung Gottls. 1926; derselbe, Nationalökonomie und phänomenologische Philosophie in den Jahrbüchern für Nationalökonomik. 1927; derselbe, Die Entwicklung der reinen Ökonomie zur nationalökonomischen Wesenswissenschaft. 1929.

[40] Karl Volkenborn, Die theoretische Nationalökonomie als Geisteswissenschaft. Berl. Diss. 1928.

[41] Bernh. Pfister, Die Entwicklung zum Idealtypus. 1928.

[42] Hans Hecht, Nationalökonomie als Geisteswissenschaft. 1928.

[42a] Horst Jecht, Wesen und Formen der Finanzwirtschaft. 1928.

[43] Siehe die Beschreibung ihrer Lehren bei A. Walther, Soziologie und Sozialwissenschaft in Amerika. 1927. S. 31ff.

tionalökonomie, im Wege sind. Ich will sie als Psychologismus, als Historismus oder Irrationalismus und als Teleologismus bezeichnen und im folgenden kurz darstellen und ihre Irrtümlichkeit zu erweisen versuchen. Damit räume ich einige Hindernisse aus dem Wege, die den Zugang zu der Theorie einer geistwissenschaftlichen Nationalökonomie verbauen.

1. Der *Psychologismus* ist ein altes Erbstück der Nationalökonomie. Lange Zeit hindurch hat es als eine Art von Dogma gegolten, an dessen Richtigkeit zu zweifeln niemand eingefallen ist: daß die Psychologie die „Grundwissenschaft" wie aller Geistwissenschaften, so auch der Nationalökonomie sei, daß man diese auf der Psychologie aufbauen müsse, ja daß sie gar nichts anderes sei als „angewandte Psychologie". Mit dem naturwissenschaftlichen Denken vertrug sich diese Auffassung sehr gut. Hatte man doch die Psychologie selbst zu einer Naturwissenschaft gemacht, und J. St. Mill, der Verkünder der Assoziationspsychologie, ist wohl der geistige Stammvater der Reihe psychologistisch eingestellter Nationalökonomien, denen wir in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in allen Lagern begegnen: bei den Orthodoxen ebenso wie bei den Heterodoxen.

Carl Menger nennt[44] unsere Wissenschaft „einen noch nicht ausgebauten Zweig der Psychologie"; Pareto meint[45] (obwohl es gar nicht in sein System paßt): „Fondamento dell' Economia politica è evidentemente la psicologia"; Emil Sax, seiner Zeit ein gern gehörter Wortführer der Grenznutzler, verkündet[46]: „Die Erklärung der Seelenvorgänge, welche infolge der ökonomischen Grundverhältnisse im Menschen sich abspielen: das ist der Inhalt der nationalökonomischen Theorie (!). Sie ist in diesem Sinne angewandte Psychologie." F. Oppenheimer erklärt[47]: „Die Soziologie ist nichts anderes als Sozialpsychologie, und so ist denn auch die soziale Wissenschaft von der menschlichen Wirtschaft der Psychologie untertan, von ihr empfängt sie ihre höchsten Gesetze."

---

[44] C. Menger, Grundsätze. S. 94.

[45] V. Pareto, Manuale. pag. 35.

[46] Emil Sax, Die neuesten Fortschritte der nationalökonomischen Theorie. 1889. S. 9.

[47] F. Oppenheimer, Theorie. S. 13.

Aber auch die Vertreter der „historischen" Schule und was ihr nahestand, waren derselben Meinung: Schmoller so gut wie Adolph Wagner haben immer wieder als die „Grundwissenschaft" der Nationalökonomie die Psychologie bezeichnet.

Der Psychologismus war geradezu die Mode des Tages. Auch andere Kulturwissenschaften verfielen ihm. Ich erinnere an die Sprachwissenschaft, deren hervorragender Vertreter, H. Paul, mit seinen Lehren einen großen Einfluß ausgeübt hat. „Das psychologische Element", so meinte er[48], „ist der wesentliche Faktor in aller Kulturbewegung, um den sich alles dreht, und die Psychologie ist daher die vornehmste Basis aller in einem höheren Sinne gefaßten Kulturwissenschaft."

Für die Begründung des psychologistischen Standpunkts sorgten die führenden Philosophen der Zeit, Wundt an der Spitze, dessen Ansichten wir schon kennengelernt haben. Aber auch Sigwart vermochte nicht, sich dem Vorurteil der Zeit zu entziehen. In seiner Logik lesen wir[49]: „Nach der Darlegung im Text ist die Psychologie die theoretische Grundlage der Geisteswissenschaft . . . Die Psychologie ist zunächst als das Fundament der theoretischen Disziplinen der Geisteswissenschaften (der Sprachpsychologie [dieser natürlich: W. S.], der Religions-, Kunst-, Wirtschaftstheorie usw.) zu betrachten. Die Gesetzmäßigkeiten (!), zu denen die letzteren gelangen, gehen schließlich auf psychologische Gesetze zurück."

In Anbetracht dieser allgemeinen Zeitstimmung darf es uns nicht in Erstaunen setzen, wenn wir wahrnehmen, daß auch bei denjenigen Denkern, die zur Begründung der Geistwissenschaft im letzten Menschenalter Erhebliches beigetragen haben, ein Hang zum Psychologismus besteht. Das gilt vor allem von Wilhelm Dilthey, dessen Ansichten ich etwas ausführlicher darlegen will, nicht nur wegen der Bedeutung seines Werkes, sondern auch deshalb, weil sie in besonders anschaulicher und ich möchte hinzufügen: verführerischer Weise die Denkart des Psychologismus uns vor Augen stellen. Der psycho-

[48] Herm. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. Zuerst 1880. Der angeführte Satz findet sich in der 4. Aufl. 1909 auf S. 6 und ist in der Urschrift gesperrt gedruckt.

[49] Sigwart, a. a. O. § 99. 23.

logistische Standpunkt Diltheys tritt mit besonderer Deutlichkeit zutage in der grundlegenden „Einleitung", aus deren zweiter Auflage ich folgende Sätze anführen will: Die großen Kulturgebiete Sprache, Kunst, Religion usw. sind „zusammengeballte Nebel, die den Blick hindern, zum Wirklichen zu dringen und die sich doch nicht greifen lassen". Sie „verschleiern die Wirklichkeit des geschichtlich-gesellschaftlichen Lebens, die Wechselwirkung (!) der psychophysischen Lebensinhalte... Ich möchte diese Wirklichkeit sehen lehren... und diese Nebel und Phantome verscheuchen." (S. 42.) „Diese konstanten Gebilde... entspringen (!)... aus dauernden Beziehungen der Individuen." (43.) „Die Tatsachen, welche die Systeme der Kultur bilden, können nur (!) vermittels der Tatsachen, welche die psychologische Analyse erkennt, studiert werden. Die Begriffe und Sätze, welche die Grundlage der Erkenntnis dieser Systeme ausmachen, stehen in einem Verhältnis von Abhängigkeit zu den Begriffen und Sätzen, welche die Psychologie entwickelt." (46.) Den Wissenschaften von den äußeren Organisationen liegen „Begriffe von psychischen und psychophysischen Tatsachen und Sätze über sie zugrunde, welche denen entsprechen, nach denen die Wissenschaft von den Systemen der Kultur gegründet sind. Gemeingefühl, Gefühl des Fürsichseins..., Herrschaft, Abhängigkeit, Freiheit, Zwang [wohlverstanden: alle durchaus psychologisch gefaßt! W. S.]: das sind solche psychische und psychophysische Tatsachen zweiter Ordnung, deren Erkenntnis in Begriffen und Sätzen dem Studium der äußeren Organisation der Gesellschaft zugrunde liegt." „Alle Verbandsverhältnisse sind, psychologisch angesehen, aus ihnen — den psychischen Tatsachen von Gemeinschaft usw. — zusammengesetzt." (!) (68.) „In bezug auf die Geisteswissenschaften... zeigte sich uns, daß psychische und psychophysische Tatsachen die Grundlage der Theorie nicht nur vom Individuum, sondern ebenso von den Systemen der Kultur sowie von der äußeren Organisation der Gesellschaft bilden." (!) (119.) „Die Analyse der menschlichen Gesellschaft ist der Mensch selber als lebendige Einheit gegeben und die Zergliederung dieser Lebenseinheit bildet daher ihr fundamentales Problem." (375.)

Dilthey erleidet in seinen späteren Jahren den Einfluß der phänomenologischen Philosophie, deren vielleicht größtes Verdienst es

ist, dem Psychologismus den Garaus gemacht zu haben (was den Neukantianern nicht geglückt war) und die dadurch — auf Umwegen — zur Begründung der geistwissenschaftlichen Forschungsweise beigetragen hat. Aber es ist Dilthey doch niemals gelungen, seinen psychologistischen Glauben ganz zu verleugnen. So heißt es noch in seiner 1907 geschriebenen Abhandlung über „Das Wesen der Philosophie“[50]: „Die Verbindungen, in welcher Wirtschaft, Recht, Religion, Kunst und Wissenschaft untereinander und mit der äußeren Organisation der menschlichen Gesellschaft stehen, können doch nur (!) aus dem umfassenden, gleichförmigen seelischen Zusammenhang verständlich gemacht werden, aus dem sie nebeneinander entsprungen (!) sind und kraft dessen sie in jeder psychischen Lebenseinheit zusammenbestehen, ohne sich gegenseitig zu verwirren und zu zersetzen... Dieser Zusammenhang in einem solchen System (Wirtschaft, Recht, Kunst, Religion) ist kein anderer als der seelische Zusammenhang in den Menschen, welche in demselben zusammenwirken. Sonach ist er schließlich ein psychologischer.“ (Unterstreichung von mir.)

Ich sagte vorhin: es sei nicht verwunderlich, daß die Männer, die wie Dilthey vor 50 Jahren sich ihre Ansichten bildeten, den psychologistischen Standpunkt vertreten haben. Verwunderlicher ist es schon, daß er auch heute noch von Philosophen und Soziologen geteilt wird, und zwar von solchen, die einen offenen Sinn für die Eigenart der geistwissenschaftlichen Forschungsweise oft genug bekundet haben. Und doch ist dem so. C. Stumpf ist der Ansicht[51], „daß das Primäre aller jener Betätigungen, auf welche die Theorie und Geschichte der Sprache, Religion, Kunst, Staats- und Rechtsbildung sich bezieht, im psychologischen Gebiete liegt, in Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gemütsbewegungen, Trieben, Willensentschließungen“. E. Becher nennt die Kultur ein „hochkompliziertes psychophysisches Gebilde im sozialen Leben“ und meint: „Alle diese Disziplinen (Kulturwissenschaften) haben es mit psychischen (!) Realobjekten zu tun und können daher (!) als (realwissenschaftliche) Geisteswissenschaften

[50] W. Dilthey, Ges. Werke. 5, 157.

[51] Carl Stumpf, Zur Einteilung der Wissenschaften. Abhandl. der preuß. Akademie der Wiss. vom Jahre 1906. S. 24.

bezeichnet werden."[52] Heinrich Maier bleibt dem Psychologismus auch in seinem letzten Werke treu, wo es heißt[53]: „Für die induktiv-generalisierende Geistesforschung ... ist ... die Psychologie die Fundamentalwissenschaft ..." „Als die fundamentale theoretische Geisteswissenschaft erscheint ... die Psychologie."

Daß die neuzeitliche Soziologie sich noch immer nicht aus den Fesseln der Psychologie befreit hat, ist bekannt, worunter natürlich auch die Nationalökonomie zu leiden hat. Selbst Forscher mit ausgesprochen geistwissenschaftlicher Haltung werden ihr Vorurteil nicht los. Wie etwa C. Brinkmann, wenn er schreibt[54]: „Soziologie ist wie alle (!) Kulturwissenschaften ein psychophysisches Erkenntnisgebiet."

Wir glauben heute eingesehen zu haben, daß der Psychologismus falsch und für eine gedeihliche Entwicklung der Geistwissenschaften verderblich ist und glauben auch zu wissen, warum er das ist.

Der psychologistische Irrtum läßt sich als solcher sogar

a) schon empirisch erweisen. Die sozialen Erscheinungen, auf die ich meine Ausführungen beschränken will, setzen sich offensichtlich nicht nur aus seelischen, sondern auch aus zahlreichen anderen Bestandteilen zusammen: rechtlicher, technischer, physikalischer, geographischer u. a. Natur. Es ist aber unmöglich, von einem Teile über das Ganze auszusagen, also soziales Geschehen nur aus seelischen Vorgängen ableiten zu wollen.

Der tiefere Grund der Unhaltbarkeit eines psychologistischen Standpunktes ist

b) allgemein erkenntnistheoretischer Natur. Kultur, also auch Wirtschaft, ist eine Sphäre, die weder körperlich noch seelisch, sondern von besonderer Art ist. Sie besteht aus nicht-psychischen Sinngebilden. Sie ist Geist. Geist aber aus Seele „abzuleiten", ihn auf Seele „zurückzuführen", ihn aus Seele verstehen zu wollen, ist ein eitles Bemühen, das einer schlechten Metaphysik entsprungen ist. Die psychologische Analyse trägt zweifellos dazu bei, unsere Einsicht in Erscheinungen der Wirtschaft oder überhaupt der Kultur

---

[52] E. Becher, Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften. 1921. S. 114. Akademie der Wiss. vom Jahre 1906. S. 24.

[53] H. Maier, Wahrheit und Wirklichkeit. 1926. S. 10. 7.

[54] Carl Brinkmann, Versuch einer Gesellschaftswissenschaft. 1919. S. 56.

zu vertiefen. Sie setzt aber die genaue Kenntnis dieser Erscheinungen voraus. Die heutige Psychologie würde selbst gar nicht mehr den Anspruch erheben, eine „Grundwissenschaft" für die Geisteswissenschaften zu sein, da sie zu der Einsicht gekommen ist, daß die Innenwelt erst zu ordnen und zu differenzieren ist nach Maßgabe ihrer Verknüpfung mit „gegenständlichen" Sphären, z. B. der Kulturgebilde, also etwa der Wirtschaft[55]. Daß nun gar

c) die Zurückführung kultureller Erscheinungen auf „allgemeine" psychologische „Gesetze" unstatthaft ist, hängt mit dem ganzen Wesen der geistwissenschaftlichen Forschungsweise zusammen. Dieses Beginnen ist eine unheilvolle Folge der falschen Übertragung der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise auf die Seele und die Kultur, wie wir an anderer Stelle schon festgestellt haben.

Alle diese Gründe, die ich hier in skizzenhafter Form gegen den Psychologismus angeführt habe[56], werden erst ihre volle Durchschlagskraft erhalten, wenn ich im weiteren Verlauf dieser Abhandlung die gegenteilige, wie ich glaube: richtige Auffassung vertreten werde.

Eine nicht geringere Gefahr als der Psychologismus bedeutet für eine gesunde Entwicklung der Geistwissenschaften, insonderheit der Nationalökonomie,

2. der *Historismus*, eine Geisteshaltung, die von der Forschung namentlich in unserem Fache vielfach eingenommen wurde, die aber ihre erkenntnistheoretische Begründung erst später erhalten hat. Diese stammt, soviel ich sehe, von J. G. Droysen[57], während dann die „südwestdeutsche" Philosophenschule im letzten Menschenalter die

---

[55] Max Scheler, Idealismus und Realismus im Philosophischen Anzeiger. 2 (1927), 268; vgl. auch Ed. Spranger, Die Frage nach der Einheit der Psychologie in den Abhandlungen der preuß. Akademie der Wiss. Band XXIV. 1926.

[56] Vgl. noch für den besonderen Bezug dieser Gedanken auf die Wirtschaftswissenschaft Othmar Spann, Der logische Aufbau der Nationalökonomie in der Zeitschrift für die ges. Staatswiss. 1908. Franz Eulenburg, Naturgesetze und Sozialgesetze im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Bd. 32. S. 752ff. 763. Max Weber, Objektivität usw. im genannten Archiv. Bd. 19. S. 63; derselbe, Roscher und Knies in Schmollers Jahrbuch. Bd. 29. S. 1362/63.

[57] J. G. Droysen, Natur und Geschichte. Wieder abgedruckt in der „Historik" (1925); siehe daselbst S. 70ff.

Lehre weiter ausgebaut hat[58]. Danach werden in Gegensatz gestellt: „Naturwissenschaft und Geschichte" oder „nomothetische" = Gesetzeswissenschaft und „idiographische" = beschreibende Wissenschaft.

Diese Gegenüberstellung ist nun aber, und zwar in allen Deutungen, die man ihr gegeben hat, falsch.

„Naturwissenschaft und Geschichte" bilden überhaupt keinen sinnvollen Gegensatz. Es muß doch wohl immer heißen: Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft oder: wenn man die auf die Geschichte anzuwendende Forschungsweise durch das Wort „Wissenschaft" nicht vorher bestimmen will: Lehre von der Natur und Lehre von der Geschichte (Kultur).

Daß diese Gegenüberstellung oder Entgegensetzung an sich einen großen Vorteil bedeutete, habe ich bereits bemerkt. Aber der Sinn, den man dem Gegensatze gab, war wiederum falsch. Der Gegensatz wurde von Droysen gefaßt als der Gegensatz der Lehre vom „Allgemeinen" und der Lehre vom „Individuellen". Falsch. Denn es gibt sowohl in der Naturbetrachtung wie in der Kulturbetrachtung die beiden Möglichkeiten, das „Allgemeine" wie das „Individuelle" zu erforschen. Der Nationalökonom, der von dem Bankwesen spricht, behandelt das Allgemeine und der Astronom, der die Protuberanzen der Sonne beobachtet, oder der Geograph, der die Ausbrüche des Vesuvs beschreibt, das Individuelle.

Daß wir von „Wissenschaft" im strengen Sinne immer nur sprechen sollten, wenn wir das Allgemeine zum Gegenstande unserer Betrachtungen machen, scheint mir zweckmäßig. Denn es bleibt doch wohl dabei, daß Aristoteles recht hat mit seinem Wort: „nulla scientia nisi de universalibus."

Von den „Südwestdeutschen" ist dann der Gegensatz aufgestellt worden von nomothetischer und idiographischer Forschungsweise.

Faßt man den Gegensatz so, daß die eine Forschungsweise die der Naturwissenschaften, die andere die der Kulturwissenschaften abgeben soll, so ist auch diese Gegenüberstellung offensichtlich falsch.

---

[58] Siehe die in Anm. 26 u. 27 genannten Schriften.

Sie läuft im wesentlichen auf die Droysensche hinaus und erledigt sich also mit den oben angeführten Gründen: es gibt in der Naturbetrachtung nicht nur die nomothetische und in der Kulturbetrachtung nicht nur die idiographische Methode.

Um diesem klaren Tatbestand gerecht zu werden, hat man dann den Gegensatz aufgelockert und hat aus dem Gegensatz zweier zwei verschiedenen Forschungsgebieten zugehörigen Betrachtungsweisen den Gegensatz zweier „Einstellungen", der nomothetischen und der idiographischen, gemacht, die man gleicherweise den Naturerscheinungen wie den Kulturerscheinungen gegenüber sollte anwenden können, so daß es dann also sowohl von der Natur wie von der Kultur eine nomothetische und eine idiographische „Wissenschaft" geben würde.

Mit dieser Umbiegung des Gegensatzes aus der objektiven in die subjektive Deutung ist nun aber der eigentlich fruchtbare Gedanke der Gegenüberstellung von Natur und Kultur als zweier Forschungsbereiche, die eine grundsätzlich verschiedene, wissenschaftliche Behandlung erheischen, aufgegeben. Für die Kulturwissenschaften muß aber diese Auffassung, zu der sich jetzt die südwestdeutsche Schule bekennt, geradezu verhängnisvoll werden. Die Kultur- oder Geistwissenschaften haben danach nämlich nur die Wahl zwischen nomothetischer, das heißt naturwissenschaftlicher Betrachtung in dem Sinne, den ich dem Worte beimesse, und idiographischer Forschung, das heißt Beschreibung individueller Tatbestände. Wir müssen aber dieser Auffassung gegenüber mit aller Entschiedenheit betonen, daß es für uns Geistwissenschaftler eine dritte, und das ist gerade die fruchtbare, Möglichkeit gibt, nämlich: eine für die Kulturwissenschaft geeignete, besondere Forschungsweise, die die südwestdeutsche Schule gar nicht kennt, die verstehende, auf die Kulturerscheinungen anzuwenden. Wenn wir das tun, können wir dann, je nach der Einstellung, die wir zu dem Untersuchungsgegenstande haben, innerhalb der Kulturwissenschaften Theorie und Empirie unterscheiden. Diese Unterscheidung gilt für Natur- wie Kulturwissenschaften gleicherweise. Sie deckt sich aber keineswegs mit der Unterscheidung in nomothetische und idiographische Betrachtungsweise, wie im weiteren

Verlauf unserer Untersuchungen sich ergeben wird: siehe namentlich das 17. Kapitel.

Wohin die falsche Gegenüberstellung von nomothetischer und idiographischer Forschungsweise als oberster Unterscheidungsmerkmale der Wissenschaften führt, zeigen uns die unliebsamen Folgerungen, die man daraus bereits gezogen hat. Ein Forscher, der offenbar Droysen nicht gekannt hat und Windelband-Rickert nicht kennen konnte, weil er lange Zeit vor dem Erscheinen ihrer Werke ganz genau denselben Gegensatz aufgestellt hat wie sie: Carl Menger hat nämlich gerade mit jener Einteilung der Wissenschaften die naturwissenschaftliche (nomothetische) Betrachtungsweise in den Kulturwissenschaften als zulässig, ja notwendig erweisen wollen. Und das, von seinem Standpunkt aus, mit vollem Recht. Denn wenn es nur die Wahl zwischen Nomothesis und Idiographie gibt und man die Nationalökonomie, der seine Sorge galt, nicht der „Idiographie" völlig ausliefern will, so bleibt keine andere Möglichkeit als die: sie nach der nomothetischen Methode aufzubauen.

Auf der anderen Seite verführt die fragliche Antithese dazu, einem unwissenschaftlichen Deskriptivismus, ja Irrationalismus sich zu ergeben. Es bleibt einem ja nichts anderes übrig, wenn man nur die Wahl zwischen naturwissenschaftlicher Methode und Beschreibung hat und nun — umgekehrt — sich dagegen auflehnt, die Geistwissenschaft, die man betreibt, in Abhängigkeit vom naturwissenschaftlichen Denken zu bringen. Dieser Verführung sind in der Nationalökonomie zahlreiche Vertreter der historischen Schule erlegen. Der „historische Sinn", den sie pflegen wollten und der sich in der „Liebe zum Individuellen", im „positiven Verständnis für die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit und Buntheit" äußert, ist bei Lichte besehen unwissenschaftlicher Sinn. Denn Wissenschaft bedeutet eben immer doch ein „Hereinreißen des Besonderen in die allgemeinen Kategorien", wie es Goethe bezeichnet hat, und selbst Empirie, das ist Geschichtsschreibung, ist wissenschaftlich ohne diese allgemeinen Kategorien nicht zu treiben. Dieser unwissenschaftliche Historismus ist wohl ein Erbe der Romantik, aus deren Irrationalismus er entsprungen ist. „Der romantische Irrationalismus (wird) zur feinfühligen Empirie, in der All-

gemeines und Besonderes sich für die Anschauung und nicht den Begriff möglichst durchdrungen zeigen."[59]

Wir aber, die wir Geistwissenschaft treiben wollen, müssen hindurchzusteuern versuchen zwischen der naturwissenschaftlichen (nomothetischen) Denkweise, die dem Geist nicht gerecht wird und allem Historismus, Deskriptivismus, Irrationalismus, Romantizismus, die sämtlich unserem wissenschaftlichen Bedürfnis nicht Genüge tun.

Welchen Kurs wir halten müssen, um Szylla und Charybdis gleicherweise zu vermeiden, werden die folgenden Kapitel zeigen.

Leicht läßt sich

3. der *Teleologismus* als Abweg nachweisen, der vom Ziel einer sinnvoll aufgebauten Geistwissenschaft abführt. Auf ihn sind manche geraten, die den Spuren Rudolf Stammlers gefolgt sind. Vielleicht liegt hier nur ein Mißverständnis vor.

Der sehr richtige und sehr wichtige Grundgedanke des Stammlerschen Buches, das ich oben schon als eines der bahnbrechenden Werke der neuen geistwissenschaftlichen Richtung rühmend hervorgehoben habe, ist der: daß alles menschliche Tun in der Gesellschaft auf einer „Ordnung" beruht, das heißt also geregeltes Tun ist. Daß es unzweckmäßig ist, wie es Stammler will, allen „Inhalt" des Gesellschaftslebens als „Wirtschaft" zu bezeichnen, daß es sich vielmehr empfiehlt, die Sphäre der „Wirtschaft" als besonderen Bereich abzugrenzen, sagte ich schon. (Siehe oben S. 6.)

Aber das steht hier nicht in Frage, wo es sich vielmehr darum handelt, die Folgerung abzulehnen, die Stammler aus seiner Grundthese für die Wahl der Forschungsweise in den Kulturwissenschaften zieht. Diese könne nämlich, so meint er, niemals die „kausale", sondern müsse die „teleologische" sein. Das heißt: der Gesellschaftsforscher, etwa der Nationalökonom, könne die Erscheinungen niemals unter der Kategorie von Ursache — Wirkung, sondern immer nur unter der von Mittel — Zweck ordnen. Er begründet seine Ansicht eben mit dem Hinweis auf die „Geordnetheit" des menschlichen Handelns. Dieses unterstehe also stets einer bestimmten Ordnung,

[59] E. Tröltsch, Ges. Schriften. 3, 293.

jede Ordnung aber sei auf ein Ziel gerichtet, dieses wieder auf ein höheres Ziel und so fort, bis wir an einem höchsten Ziel anlangen, das nach der Meinung Stammlers „die Gesellschaft frei wollender Menschen ist". Soweit es sich dabei, was die Nationalökonomie betrifft, um richtende, das heißt metaphysische Nationalökonomie handelt, habe ich mein Urteil bereits abgegeben (siehe das 6. Kapitel). Hier jedoch muß geprüft werden, ob die Folgerung, die Stammler aus seiner richtigen Feststellung, daß alles menschliche Handeln geordnetes ist, für jede sozialwissenschaftliche Betrachtungsweise zieht, zulässig ist. Er ist nämlich der Meinung, daß diese immer nur die teleologische deshalb sein könne, weil eben soziales Geschehen unter einer Ordnung stehe, folglich auf ein Ziel gerichtet sei, folglich nur als ein zielgerichtetes betrachtet, folglich nur mittels der Kategorie Mittel — Zweck erfaßt werden könne. Ein Jäger, so führt er als Beispiel an, kaufe sich ein Gewehr, um einen Hasen zu töten. Seine Handlung müsse also als eine zweckgerichtete betrachtet werden, nicht als eine bewirkte. Es sei offenbarer Unsinn, den Tod des Hasen als die Ursache für den Kauf des Gewehres zu betrachten.

Wie steht es nun damit?

Daß es eine große Verarmung unserer Wissenschaften vom menschlichen Zusammenleben bedeuten würde, wenn wir auf die kausale Betrachtungsweise verzichten müßten, steht außer Zweifel. Und wir würden deshalb sehr betrübt sein, wenn die Beweisführung Stammlers schlüssig wäre. Aber ist sie es? Ich glaube nicht.

Einigen wir uns zunächst darüber, daß es zwei verschiedene Arten von Kausalität gibt: die mechanische, „a tergo" wirkende, die wir auf die Betrachtung der Natur anwenden, und die Motivkausalität, die für uns allein in Frage kommt. Es ist die „Kausalverbindung nach einem Vernunftbegriff (nach Zwecken)", die doch dem geschulten Kantianer Stammler sicher ebenso bekannt ist wie mir. Ich muß diesen schon auf den § 64 der „Urteilskraft" verweisen, wo uns diese Art von Kausalität demonstriert wird als eine Reihe, die sowohl aufwärts als abwärts Abhängigkeit „bei sich führt", in der das Ding, welches einmal als Wirkung bezeichnet ist, danach aufwärts den Namen einer Ursache desjenigen Dings verdient, wovon es die Wirkung ist. Als Beispiel führt Kant bekanntlich an: das Haus ist die

Ursache des Geldeinnehmens, die Vorstellung von diesem die Ursache der Erbauung des Hauses. Kant hätte ebensogut das Hasenbeispiel Stammlers wählen können: der Schuß aus dem Gewehr ist die Ursache des Todes des Hasen, die Vorstellung von diesem Tode die Ursache des Gewehrkaufs. Unnütz zu sagen, daß wir es in beiden Fällen mit einem Nexus finalis zu tun haben, der aber ganz ebenso wie der Nexus effectivus die Ursache — Wirkung Kategorie einschließt.

Hat Stammler mit seinen Ausführungen nichts anderes bezweckt, als die grundverschiedene Bedeutung der Kausalität im Bereiche der Natur und in dem der Kultur hervorzuheben, so ist alles in Ordnung. Nur kann man ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß seine Darstellung zu Mißverständnissen Anlaß bietet: die Verwendung, die seine Schüler mit seinen Gedanken gemacht haben, beweist es[60].

Und nun beginnen wir den Aufbau einer verstehenden Nationalökonomie.

Elftes Kapitel

Die Stellung der Nationalökonomie[61] im Kreise der Wissenschaften

Welches das Gebiet ist, auf dem die Nationalökonomie, wenn sie nicht von allen guten Geistern verlassen ist, ihre Untersuchungen anzustellen hat, wissen wir: siehe das erste Kapitel! Wir haben es dort wenigstens ungefähr abgegrenzt als das Gebiet der Wirtschaft im Sachsinne, das heißt der Unterhaltsfürsorge: die auf die Besorgung von Sachgütern gerichtete menschliche Tätigkeit. Damit aber haben wir auch schon die Möglichkeit gewonnen, den Ort zu bestimmen, wo auf dem Globus intellectualis die Wirtschaftswissenschaft zu suchen ist. In fortschreitender Verengung des Spielraums

---

[60] Eine Widerlegung des Stammlerschen Standpunkts unternahmen bereits mit guten Gründen: Max Adler, Kausalität und Teleologie im Kampf um die Wissenschaft. 1904. Max Weber, Rudolf Stammlers „Überwindung" der materialistischen Geschichtsauffassung im Archiv für Soz.-Wiss. usw. Bd. 24. Jetzt wieder abgedruckt in dem genannten Sammelbande. Otto Janssen, Das Wesen der Gesetzesbildung. 1910. S. 258ff.

[61] Wenn ich von jetzt an von Nationalökonomie ohne Zusatz spreche, so meine ich immer die „verstehende" Nationalökonomie. Auch gebrauche ich das Wort gleichbedeutend mit Wirtschaftswissenschaft.

ihres Standortes ist sie 1. Erfahrungswissenschaft, 2. Kulturwissenschaft, 3. Sozialwissenschaft.

1. Erfahrungswissenschaft ist die Nationalökonomie, weil ihr Untersuchungsgebiet der raum-zeitlichen Wirklichkeit angehört. Sie ist damit als Wissenschaft bestimmt und in Gegensatz zur Philosophie oder Metaphysik gesetzt und als Sach-Wissenschaft unterschieden von den Form-Wissenschaften. Was diese Eigenschaft der Nationalökonomie, Erfahrungswissenschaft zu sein, für wichtige Folgen in bezug auf Forschungsziel und Forschungsmethode hat, haben wir bereits festzustellen Gelegenheit gehabt: siehe das sechste Kapitel! Ich werde noch öfters auf diesen Punkt zurückkommen.

Da das Wirklichkeitsgebiet, das die Nationalökonomie untersucht, die Wirtschaft, der „Kultur" angehört — Kultur hier in dem weiteren Sinne von allem Menschenwerk im Gegensatz zur Natur gefaßt —, so ist sie

2. Kulturwissenschaft. Diese Bezeichnung bietet sich so von selbst an, daß es zu verwundern ist, wenn der Ausdruck auf so viel Widerstand stößt. Es mag das seinen Grund haben in der nicht sehr glücklichen Deutung, die die südwestdeutsche Schule dem Worte gegeben hat. Aber wenn man, wie es hier geschieht, den Begriff in der Weise bestimmt, daß man darunter alle Wissenschaften faßt, die zum Gegenstande irgendwelche Bestandteile des menschlichen Kulturbereichs haben, und die dann also den Gegensatz zu den Naturwissenschaften bilden, so sehe ich eigentlich nicht ein, warum man das Wort nicht verwenden soll. Im Mitbewerb steht das Wort „Geistwissenschaft", und ich habe selbst lange geschwankt, ob es nicht vorzuziehen sei. Zweifellos steht die Geistwissenschaft ebenso im Gegensatz zu der Naturwissenschaft, als die Wissenschaft vom Geist, und zwar vom menschlichen Geist. Und zweifellos ist alle Kulturwissenschaft Geistwissenschaft, also ist auch die Nationalökonomie ebensowohl Geist- wie Kulturwissenschaft. Aber nicht alle Geistwissenschaften sind Kulturwissenschaften. Unter diesen Begriff fallen weder die Form-Wissenschaften, noch fällt darunter die Geist-Psychologie. Kulturwissenschaft ist also der engere Begriff, der nur diejenigen Geistwissenschaften umfaßt, die vom objektiven Geiste oder genauer — wenn man nämlich den Gegenstand der Formalwissen-

schaften: Mathematik und Gedankenwelt auch zum „objektiven" Geiste rechnen will — von dem in irgendwelchen Symbolen objektivierten Geiste handeln.

Daß alle Kulturwissenschaften, also auch die Nationalökonomie, Geistwissenschaften und nichts anderes sind, und daß es falsch ist, wie man gelegentlich äußern hört, die Kultur- und Geistwissenschaft in einen Gegensatz zueinander zu stellen, möchte ich noch mit aller Entschiedenheit betonen. Und das zwar angesichts der Tatsache, deren Bedeutung ich mich keineswegs verschließe, daß die Wirtschaft, wie alle Kultur, nicht nur aus Geist besteht, sondern ebenso aus Seele und Körper: jeder Entschluß zu wirtschaftlichem Handeln wie jede Arbeitsleistung zur Ausführung dieses Entschlusses ist Seele und jeder Baumwollballen wie jeder Ochse ist Körper. Trotzdem „Geist"wissenschaften, da Seele und Körper nur im Geistigen ihren Sinn finden, nur durch die Sphäre des Geistigen hindurch „verstanden" werden, überhaupt Objekte der Erkenntnis nur im Zusammenhange des Geistigen werden: weder das Motiv des Unternehmers, noch der Ochse gehen uns etwas an, sofern sie nicht in den Geist- oder Sinnzusammenhang „Betrieb" eingebettet sind. Worüber an anderer Stelle noch sehr viel mehr zu sagen ist: siehe das dreizehnte Kapitel!

Die Nationalökonomie ist also keine Naturwissenschaft, obwohl sie mit Naturdingen, keine Seelwissenschaft, obwohl sie mit Seelenzuständen zu tun hat. Sie ist aber auch keine angewandte Psychologie aus Gründen, die ich schon dargelegt habe, noch gar eine angewandte Naturwissenschaft, etwa der Biologie, wie man uns nahegelegt hat, anzunehmen[62]. Welches Verhältnis die verstehende Nationalökonomie zu den seelischen und natürlichen Erscheinungen hat, die sie selbstverständlich in den Bereich ihrer Untersuchungen einbeziehen muß, werde ich ebenfalls am geeigneten Orte darlegen: siehe wiederum das dreizehnte Kapitel!

Die Nationalökonomie steht aber auch nicht „mitteninne" zwischen verschiedenen Wissenschaften, sie nimmt keine „intermediate

---

[62] Ludwig Woltmann, Politische Anthropologie. 1903. S. 131. Siehe die Widerlegung schon bei F. Eulenburg, Gesellschaft und Natur. 1905. Archiv für Soz.-Wiss. usw. 21, 551ff., und F. Tönnies, Zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre in Schmollers Jahrbuch. Bd. 24. 1905.

position" ein, wie man gelegentlich wohl gesagt hat[63]. Gegen eine solche Annahme sprechen gewichtige Gründe der Wissenschaftslogik. Ich glaube, es ist überhaupt unmöglich, daß eine Wissenschaft „mitteninne" zwischen Wissenschaften grundsätzlich verschiedener geistiger Struktur stehe. Wo das der Fall und auch am Platze zu sein scheint, wie etwa bei der Geographie oder der Psychologie, handelt es sich immer um zwei ganz verschiedene Wissenschaften. In den meisten anderen Fällen liegen nur Stilmischungen vor. Eine Wissenschaft muß wie der charaktervolle Mensch immer einen festen Standpunkt haben, von dem aus sie dann fremdartige Bestandteile ihres Wissensstoffes meinetwegen auch mit den ihrer eigenen Denkweise fremden Forschungsmethoden behandeln mag. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß sie immer eine eindeutig bestimmte Wissenschaft bleibt.

Die Nationalökonomie ist endlich

3. Sozialwissenschaft, weil ihr Gegenstand: die Wirtschaft, einen Teil der menschlichen Gesellschaft bildet. Und zwar ihrem Wesen nach, so daß das Soziale ein a priori ist, wenn wir Wirtschaft denken. Robinson ist der unwirkliche Grenzfall. Übrigens kann auch er sein Leben als einzelner nur fristen, weil er wenigstens aus einer Gesellschaftswirtschaft herkommt. Er hat zwar sonst nichts, aber doch das Hauptbuch auf seine einsame Insel gerettet, hat Marx einmal witzig und treffend bemerkt.

Die Notwendigkeit des sozialen Charakters menschlicher Wirtschaft ist ebensowohl in äußerlichen wie innerlichen Bedingungen der Wirtschaft begründet: äußerlich betrachtet kann die menschliche Unterhaltsfürsorge nicht anders als im gesellschaftlichen Verbande erfolgen, weil die Aufzucht des Menschen das Zusammenwirken mehrerer, mindestens zweier erheischt; innerlich betrachtet deshalb nicht, weil es keine wirtschaftliche Handlung gibt, die nicht Teil am sozialen Geiste hätte: erst muß das Gemeinsame, Verbindende, Einheitliche da sein, ehe die soziale Tätigkeit des einzelnen möglich ist.

---

[63] J. E. Cairnes, l. c. Lect. II. Dilthey, Einleitung. S. 17. Schmoller, Art. Volkswirtschaftslehre im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (bis zur 3. Aufl.).

Erst wenn eine gemeinsame Idee der Produktion und Verteilung selbst in noch so primitiver Form vorhanden ist, kann der einzelne daran teilnehmen; erst wenn ein gemeinsames Werten in einem Gute (dem Gelde) stattfindet, kann der einzelne eine Tauschhandlung vornehmen und gleichsam eintreten in diesen von der Gesellschaft gebildeten Kreis. Daher die Unmöglichkeit des wirtschaftlichen Verkehrs zwischen Menschen, die sich nicht verstehen, die nichts Gemeinsames verbindet. Max Adler[64] spricht sogar von einer besonderen Form des Bewußtseins, vermöge dessen jedes Einzelich sich unmittelbar in allen seinen geistigen Betätigungen nur als Exemplar einer Gattung erlebt, also unmittelbar ausgerichtet ist auf artgleiches Bewußtsein der Nebenmenschen.

Aus der sozialen Natur der Nationalökonomie folgt, daß die oft gemachte Unterscheidung zwischen „natürlichen" und „sozialen" Kategorien in unserer Wissenschaft falsch ist. Darum hat es vor Jahren einmal einen erbitterten Streit gegeben[65], der heute aber wohl — ich hoffe es wenigstens — dahin entschieden ist, daß jede Kategorie der Nationalökonomie eine sozialwissenschaftliche ist, auch wenn es manchmal nicht den Anschein hat.

Aus der sozialen Natur der Nationalökonomie folgt aber ferner, daß es ebenfalls falsch ist, diese in einen Gegensatz zur Soziologie zu stellen oder von „ökonomischen" und „soziologischen" Richtungen oder Einstellungen in der Nationalökonomie zu reden. Nationalökonomie ist vielmehr Soziologie, das heißt eine Wissenschaft vom menschlichen Zusammenleben. Es gibt in unserer Wissenschaft auch nicht einmal ein Sachgebiet des „Ökonomischen", das man ohne Beziehung auf das Gesellschaftliche behandeln könnte, wie etwa das Sachgebiet der Religion, der Kunst, der Wissenschaft. Diese Ideen können ohne Verwirklichung in der Gesellschaft wenigstens gedacht

---

[64] Max Adler, Marxistische Probleme. 1913. S. 315. Vgl. desselben Kausalität und Teleologie. S. 373 u. ö., und A. Labriola, Il valore dell' economia politica. 1912. Cap. II.

[65] Siehe z. B. die Polemik zwischen H. Dietzel und R. Stolzmann. H. Dietzel, Theoretische Sozialökonomik. 1895; derselbe, Art. Selbstinteresse und Methodenstreit im Handwörterbuch der Staatswiss. 3. Aufl. R. Stolzmann, Die soziale Kategorie in der Volkswirtschaft. 1896; derselbe, Der Zweck in der Volkswirtschaft. 1907.

werden, sind also höchstens empirisch immer sozial bestimmt, die Wirtschaft ist es aber, wie wir sahen, notwendig, das heißt a priori. Eine nicht in der Gesellschaft verwirklichte Wirtschaft gibt es nicht, eine „reine" Ökonomie, die nicht mit soziologischen Kategorien gedacht würde, ist ein Unbegriff. Die Wirtschaft gehört eben zu denjenigen Kulturbereichen, die Gesellschaft sind, zum Unterschiede von denen, die Gesellschaft haben. Diese beiden Gruppen sind im wesentlichen die von Schleiermacher unterschiedenen Bereiche des organisierenden und symbolisierenden Handelns. Die Wirtschaft gehört mit Recht und Staat zum Bereiche des organisierenden Handelns und ist deshalb Gesellschaft.

Zwölftes Kapitel
Das System

Was uns nunmehr zu tun obliegt, ist: die Mittel und Wege ausfindig zu machen, die imstande sind, die Nationalökonomie zu einer selbständigen geistigen Einheit zu gestalten, die wir „Wissenschaft" nennen. Ein Wissensaggregat wird zu einer Wissenschaft bekanntlich dadurch, daß die einzelnen Bestandteile zu einem System zusammengefügt werden. Kant, der in diesen (wissenschaftlichen) Dingen alles gesagt hat, was gesagt werden kann, spricht von der Architektonik, als der Kunst systematischer Vereinheitlichung der Erkenntnis. „Ich verstehe unter einer Architektonik die Kunst der Systeme. Weil die systematische Einheit dasjenige ist, was gemeine Erkenntnis allererst zur Wissenschaft, das ist aus einem bloßen Aggregat derselben ein System macht, so ist Architektonik die Lehre des Szientifischen in unserer Erkenntnis überhaupt."[66]

Wissenschaft wird also in dem schönen Bilde eines Gebäudes gesehen, das aus einzelnen Bestandteilen aufgeführt wird, aber nach einem einheitlichen Plane, der schon die Einheit des Ganzen in sich enthält: dieser Bauplan ist das System. Zur Entwerfung des Bauplans bedarf es nun aber einer Idee, die die mannigfaltige Erkenntnis zu einem System zusammenfassen kann, einer Idee im Kantischen, also nicht im ontologischen, sondern im logischen Sinne, wo Idee nicht

[66] Kant, Kritik der reinen Vernunft, ed. Kirchmann, S. 640/41.

so viel wie „Urbild" bedeutet, sondern so viel wie ein Gedankenbild, das als Denkmittel verwandt wird. Ideen sind also eine Art von Begriffen, „Vernunftbegriffe", die nicht auf Gegenstände abzielen, die vielmehr theoretische Sinneinheiten erfassen, so Voraussetzungen der Wissenschaft sind, die somit die Bedingungen wissenschaftlicher Erkenntnis schaffen, a prioris der Wissenschaft sind.

Es ist die „Vernunft", die das Systematische der Erkenntnis zustande bringt, das heißt den Zusammenhang aus einem Prinzip. „Diese Vernunfteinheit setzt jederzeit eine Idee voraus, nämlich die von der Form eines Ganzen der Erkenntnis, welches vor der bestimmten Erkenntnis der Teile vorhergeht, und die Bedingungen enthält, jedem Teile seine Stelle und sein Verhältnis zu den übrigen Teilen a priori zu bestimmen. Diese Idee postuliert demnach vollständige Einheit der Verstandeserkenntnis, wodurch diese nicht bloß ein zufälliges Aggregat, sondern ein nach notwendigen Gesetzen zusammenhängendes System wird. Man kann eigentlich nicht sagen, daß diese Idee ein Begriff vom Objekte sei, sondern von der durchgängigen Einheit dieser Begriffe, sofern dieselbe dem Verstande als Regel dient."

Die Funktion der Idee ist „da, wo der Verstand allein nicht zu Regeln hinlangt, ihm durch Ideen fortzuhelfen, und zugleich der Verschiedenheit seiner Regeln Einhelligkeit unter einem Prinzip (systematische) und dadurch Zusammenhang zu verschaffen, soweit als es sich tun läßt". „Die Vernunft setzt die Verstandeserkenntnisse voraus, die zunächst auf Erfahrung angewandt werden, und sucht ihre Einheit nach Ideen, die viel weiter geht als Erfahrung reichen kann."[67]

Es könnte übel angebracht erscheinen, so elementare und heute so selbstverständliche Dinge mit schulmeisterlicher Breite hier vorzutragen. Bedenkt man aber, daß meines Wissens vor mir nur ein einziger Nationalökonom — Lorenz von Stein — das Bedürfnis gefühlt hat, das Problem der Systembildung in unserer Wissenschaft überhaupt aufzuwerfen, so scheint es mir doch nicht ganz überflüssig zu sein, auch diese elementaren Bedingungen eines einwandfreien Wissenschaftsbetriebes in Erinnerung zu bringen.

[67] Kant, a. a. O. S. 512f. 514. 524.

Der Punkt, worin wir heute von Kant abweichen, betrifft die Wahl der systembildenden Ideen. Diese Wahl wurde nach Kant ausschließlich durch die formalen Bedürfnisse der Erkenntnisse bestimmt. „Dergleichen Vernunftbegriffe werden nicht aus der Natur geschöpft; vielmehr befragen wir die Natur nach diesen Ideen (d. h. mit Hilfe dieser Ideen; W. S.) und halten unsere Erkenntnis für mangelhaft, solange sie denselben nicht adäquat ist."[68] Kants Standpunkt wird dadurch begründet, daß er als Gegenstand der Erkenntnis nur die (äußere) Natur kennt. Für diese mag das Gesagte zutreffen. Für die Erkenntnis der Kulturzusammenhänge gilt es nicht. Hier steht uns die Wahl der systembildenden Ideen keineswegs frei, sind diese vielmehr durch die Eigenart der Sache gegeben. Hier gilt das, was der obengenannte Lorenz von Stein, der sich viel Mühe gegeben hat, ein System der Nationalökonomie zu finden, über das Problem ausführt[69]: „Es ist in aller Wissenschaft die große Funktion dessen, was wir im Unterschiede von einer willkürlichen oder weniger zweckmäßigen Anordnung des Stoffes ein System nennen, gerade diesen Zusammenhang (aller Erscheinungen) als einen organischen und eben darum auch für jeden Menschen täglich gegenwärtigen und wirksamtätigen darzulegen. Ein System kann daher niemand erfinden. Es ist in seinen Elementen bereits auf dem Punkte gegeben, auf welchem es beginnt. Es entwickelt sich daher durch sich selber." Daß es diesem genialen Manne doch nicht gelungen ist, ein lebendiges und lebensfähiges System für unsere Wissenschaft zu schaffen: daran ist wohl seine allzutiefe Verstrickung in Hegelsche Gedankengänge schuld gewesen.

Halten wir Umschau nach „Ideen", mit deren Hilfe wir die Nationalökonomie als Wissenschaft aufbauen können, so werden wir drei Arten solcher Ideen unterscheiden müssen. Ich will sie bezeichnen als: 1. Grundidee, 2. Gestaltidee, 3. Arbeitsideen.

1. Die Grundidee

1. Die Grundidee jeder Kulturwissenschaft kann nur eine jener Ideen sein, durch die Kultur ins Leben gerufen wird und die die

[68] Kant, a. a. O. S. 512f.

[69] Lorenz v. Stein, Lehrbuch der Nationalökonomie. 3. Aufl. S. 90ff.

besonderen Sphären der Kultur bestimmen und abgrenzen: Recht, Staat, Sprache, Kunst usw. Jene Ideen, die ein Urphänomen erfassen und den Geist in einem seiner Wesenszüge widerspiegeln. Für die Nationalökonomie ist diese inhaltbestimmende, abgrenzende Idee die Idee der Wirtschaft in dem bereits umschriebenen Sinne. Ich will ihren Inhalt nun noch etwas genauer dahin bestimmen, daß Wirtschaft jene Aufgabe des Menschen bezeichnet, die ihm bei der Vertreibung aus dem Paradiese auferlegt wurde: im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu essen, das heißt in beständigem Ringen mit den Naturgewalten, in beständiger Spannung zwischen Bedürftigkeit und Befriedigtheit, zwischen „Bedarf und Deckung" den wesentlichsten Teil seines Lebens zu verbringen. Wenn wir diesen Inhalt der Wirtschaft voll ausschöpfen, so finden wir, daß stets drei Bestandteile darin enthalten sind:

a) Die Wirtschaftsgesinnung oder der subjektive Geist; das heißt: der Inbegriff der die wirtschaftenden Menschen bestimmenden Zwecksetzungen, Beweggründe und Verhaltungsregeln.

b) Geordnetheit: Alles wirtschaftliche Handeln ist „wirksames" Handeln und somit, da der Mensch — seinem Wesen nach, wie wir sahen — in Gesellschaft lebt, ein Handeln zwischen mehreren Menschen. Sobald aber ein vernünftiges Handeln unter mehreren erfolgt, bedarf der (subjektive) Plan, der ihm zugrunde liegt, einer Objektivierung, wodurch allein er richtungweisend für die mehreren wird. Einen objektivierten Plan nennen wir aber eine Ordnung. Geordnetheit ist daher der zweite Bestandteil, den das Wirtschaften enthält. Wir können ihn gleichsam als die Form des Wirtschaftslebens bezeichnen.

c) Technik: Da es sich bei der Wirtschaft um Sachgüterbeschaffung handelt, so muß der Mensch Mittel anwenden, Dinge der äußeren Natur seinem Bedarfe gemäß zu gestalten. Diese Mittel oder dieses Verfahren nennen wir Technik. Sie bildet gleichsam den Stoff des wirtschaftlichen Prozesses.

Baumwollspinnen beispielsweise ist ein Vorgang des Wirtschaftslebens. Zu ihm gehört: die Zwecksetzung des Wirtschaftssubjektes, gehören die Maximen, die dessen Verhalten bestimmen: ob Gelderwerb, ob Bedarfsbefriedigung das Ziel ist, ob der Betrieb rationa-

listisch oder traditionalistisch gestaltet ist usw. Zu ihm gehört ferner der Verkehr mit den Arbeitern und der Kundschaft, der sich nach Regeln abspielt, die aus einer dem Wirtschaftssubjekte gesetzten Ordnung folgen (Vertragsabschlüsse usw.). Zu ihm gehört aber auch der ganze Prozeß des Baumwollspinnens selbst: Herrichtung des Rohstoffes, Bearbeitung des Rohstoffes mittels einer Maschinerie oder mittels Werkzeugen, Verpackung und Versendung des Rohstoffes oder des fertigen Erzeugnisses usw.

Es ist ersichtlich, daß bei dieser Auffassung die Gegenüberstellung von Wirtschaft und Technik keinen Sinn hat. Wirtschaft und Technik liegen auf zwei verschiedenen Ebenen. Wirtschaft ist ein Kulturbereich, Technik eine Verfahrensweise. Es gibt keinen mundus technicus neben einem mundus oeconomicus. Wer von Wirtschaft und Technik als einem Gegensatzpaar spricht, gebraucht das Wort Wirtschaft in einem anderen Sinn, als es hier geschieht. Nämlich im Sinne eines bestimmten Verhaltens. In dieser Bedeutung kann man in der Tat den Begriff Wirtschaft dem Begriff Technik gegenüberstellen: es gibt ein spezifisch „wirtschaftliches" und ein spezifisch „technisches" Verhalten, die man (nach der treffenden Formulierung von Andreas Voigt) als einerseits Zweckwahl bei gegebenen Mitteln, andererseits Mittelwahl bei gegebenem Zweck bezeichnen kann. Nur muß man sich bewußt sein, daß diese verschiedene Einstellung auf jedem Gebiete menschlichen Handelns möglich ist. Der zum Tode Verurteilte in Dostojewskis Roman, der sich überlegt, wie er am zweckmäßigsten die letzten ihm noch verbleibenden fünf Minuten seines Lebens ausfüllen soll, denkt und handelt „wirtschaftlich". Die Lebensgeschichte Casanovas hingegen ist in ihren wesentlichen Bestandteilen ein Traktat der (Liebes-)Technik: vgl. das im ersten Kapitel Gesagte.

Aber diese Grundidee reicht noch nicht hin, um eine Kulturwissenschaft zu begründen, das heißt aber, wie wir festgestellt haben: ihr ein System zu geben. Dazu bedarf es dessen, was ich

2. Die Gestaltidee

nenne, deren Wesen und Aufgabe wir uns durch folgende Erwägungen klarmachen können.

Die Idee der Wirtschaft ist ein raum- und zeitloser Vernunftbegriff: sie erfaßt ungestalteten, objektiven Geist. Nun ist aber „Wirtschaft" im Sinne von Wirtschaftsleben ein räumlich und zeitlich gebundener Tatsachenkomplex. Alle Kultur, somit auch alle Wirtschaft, wenn sie wirklich ist, ist Geschichte. Die Idee der Wirtschaft konkretisiert sich also immer in bestimmten, historischen Erscheinungen: die Wirtschaft in der Geschichte nimmt stets Gestalt an; ist gestalteter, objektiver Geist. Wie es keine Religion, keine Kunst, keine Sprache, keinen Staat „in abstracto" (außer in der Idee) gibt, sondern immer nur eine bestimmte Religion, eine bestimmte Kunst, eine bestimmte Sprache, einen bestimmten Staat, so gibt es auch keine Wirtschaft in abstracto, sondern immer nur eine ganz bestimmt geartete, historisch besondere Wirtschaft.

Aufgabe aller Kulturwissenschaften ist es nun, Mittel und Wege zu finden, die von ihnen bearbeiteten Kulturerscheinungen in ihrer geschichtlichen Besonderheit zu erfassen. Es gilt, ein bestimmtes Kulturgebiet dadurch gleichsam wissenschaftsreif zu machen, daß man lernt, durch Heraushebung seiner historischen Konkretheit seine Stellung in der Geschichte zu bestimmen und es in seiner Eigenart von anderen Verwirklichungen derselben Kulturidee zu unterscheiden. Das erreicht man abermals mit Hilfe einer an den Tatbestand herangetragenen Idee, die aber in diesem Falle keine abgrenzende, sondern eine gestaltende Funktion auszuüben berufen ist.

So bedienen sich beispielsweise die Sprachwissenschaft der Idee der inneren Sprachform, die Religionswissenschaft der Idee des Dogmas, die Kunstwissenschaft der Idee des Stils, um die jeweilige historische Eigenart eines von ihnen untersuchten Kulturgebietes zu bestimmen.

Einer solchen gestaltenden Idee, mittels deren sie ihren Stoff zu Systemen zu ordnen vermag, bedarf nun die Wirtschaftswissenschaft ebenfalls. Eine solche Idee ist berufen, das Wirtschaftsleben einer bestimmten Zeit in seiner grundsätzlichen Eigenart zu erfassen, es zu unterscheiden von der Gestaltung der Wirtschaft in anderen Wirtschaftsepochen und damit große historische Perioden der menschlichen Wirtschaft abzugrenzen.

Ich habe an anderer Stelle[70] die (meist unbewußt) bisher angestellten Versuche geschildert, die gemacht worden sind, eine solche Gestaltidee für die Wirtschaftswissenschaft ausfindig zu machen und habe dort auch nachzuweisen versucht, weshalb alle diese Versuche fehlgeschlagen sind.

Eine Idee, die imstande sein soll, die wirtschaftlichen Erscheinungen zu einem System zu gestalten, muß sich unmittelbar aus der Idee der Wirtschaft selber ableiten. Sie muß alle der Wirtschaft wesentlichen Züge einschließen und muß diese einzelnen Züge zu einer Einheit zusammenfassen. Nun aber nicht in ihrer abstrakten gedanklichen Form, sondern in ihrer konkreten, historischen Bestimmtheit.

Diesen Anforderungen genügt die Idee des Wirtschaftssystemes.

Unter einem Wirtschaftssysteme verstehe ich eine als sinnvolle Einheit erscheinende Wirtschaftsweise, bei welcher die Grundbestandteile der Wirtschaft je eine bestimmte Gestaltung aufweisen.

Wir erinnern uns, welches die den Begriff der Wirtschaft bildenden Grundbestandteile sind:

1. die Wirtschaftsgesinnung;
2. die Ordnung;
3. die Technik.

Danach können wir den Begriff des Wirtschaftssystems genauer bestimmen: es ist die als geistige Einheit erfaßte Wirtschaftsweise, die 1. von einer bestimmten Wirtschaftsgesinnung beherrscht; 2. eine bestimmte Ordnung und Organisation hat und 3. eine bestimmte Technik anwendet.

Dieser Begriff des Wirtschaftssystems erfüllt in der Tat alle Anforderungen, die wir an eine oberste, systembildende Idee stellen müssen. Er ist umfassend genug, um alle Seiten des Wirtschaftslebens in sich aufzunehmen, und leistet damit fruchtbarere Arbeit als die Einzelmerkmale, die in den früheren Versuchen der Syste-

---

[70] Siehe meine Schrift: Die Ordnung des Wirtschaftslebens. 2. Aufl. 1927. Dortselbst ist das Problem des „Wirtschaftssystems" als der Gestaltidee der Nationalökonomie ausführlich behandelt.

matisierung die Rolle einer systembildenden Idee spielen sollten und naturgemäß immer nur einzelne Seiten des Wirtschaftslebens zu kennzeichnen in der Lage waren. Er ist auf der anderen Seite bestimmt genug, um die historische Konkretheit des Wirtschaftslebens zu erfassen und erweist sich dadurch den rein formalen Ideen, wie der der Volkswirtschaft oder der Tauschgesellschaft in seiner systembildenden Kraft überlegen. Er ist endlich allgemein genug, um auf alle erdenklichen Wirtschaftsverfassungen von den primitivsten bis zu den höchstentwickelten angewandt zu werden.

Es gibt so viele Wirtschaftssysteme, als es sinnvolle Möglichkeiten der Gestaltung des Wirtschaftslebens gibt. Diese Möglichkeiten sind beschränkt durch die Beschränktheit der Möglichkeiten der Gestaltung jedes Grundbestandteils der Wirtschaft und abermals beschränkt durch die Beschränktheit der Möglichkeiten sinnvoller Vereinigung jener Gestaltungsmöglichkeiten.

Wie das zu denken ist, führe ich im 13. Kapitel noch näher aus: siehe Seite 206ff.

Hier will ich nur noch einmal mit aller Entschiedenheit betonen, daß mit der Idee des Wirtschaftssystems die Nationalökonomie als Wissenschaft steht und fällt. Ohne Gestaltidee ist sie überhaupt keine Wissenschaft, und eine andere, gleichverwertbare Gestaltidee als die des Wirtschaftssystems gibt es nicht. Diese Idee und sie allein wird eben den in der „Sache" selbst gelegenen Anforderungen gerecht. Ich sagte oben schon: die Kulturwissenschaft ist nicht frei in der Wahl ihrer Ideen, wenigstens nicht in der Wahl der Grundideen und der Gestaltideen.

Etwas anders ist unsere Stellung mit Bezug auf

3. Die Arbeitsideen

Unter Arbeitsideen verstehe ich solche Vernunftbegriffe, die uns dazu dienen sollen, innerhalb des von Grund- und Gestaltidee geschaffenen Rahmens den nationalökonomischen Erkenntnisstoff zu gliedern. Es sind also bestimmte Betrachtungsweisen, „Einstellungen", Fragestellungen, „Leitfaden für die Beobachtung" (Kant), heuristische Prinzipien der Forschung, die sich von den gewöhnlichen Arbeitshypothesen nur durch ihre umfassende Geltung und ihre

ständige Verwendung unterscheiden. Es sind in der heute üblichen Sprechweise „Fiktionen", Als-ob-Konstruktionen.

Solche Arbeitsideen bieten sich uns in größerer Menge dar und sie gestatten eine gewisse subjektive Willkür in der Auswahl. Sie stehen zueinander in verschiedenem Verhältnisse: teilweise ergänzen sie sich, teilweise schließen sie sich aus.

Ich gebe im folgenden einen kurzen Überblick über die wichtigsten Arbeitsideen. Dabei wird der Leser alsobald feststellen können, daß die einzelnen Begriffe, die ich ihm vorführen werde, ihm durchaus geläufig sind, und daß er sich nur gewöhnen muß, sie als Arbeitsideen zu erkennen und gelten zu lassen. Die neue Verwendung dieser Denkkategorien wird ihm anfangs vielleicht einige Schwierigkeiten bereiten.

Ich unterscheide folgende Arten von Arbeitsideen:

a) Ideen zur Erfassung der Zuständigkeit des Wirtschaftslebens, man könnte vielleicht auch sagen: zur zweckmäßigen Anordnung der Phänomene in der Zeit.

Seit J. Stuart Mill ist ein sehr beliebtes Schema, in das man den nationalökonomischen Stoff einordnet, die Unterscheidung von Statik und Dynamik des Wirtschaftslebens. Vor allem die amerikanischen Nationalökonomen, wie J. B. Clark[71], arbeiten mit Vorliebe mit ihnen, und was den Amerikanern in Europa Gefolgschaft leistet, wie z. B. Jos. Schumpeter. Es ist zweifellos das dürftigste Schema, da es nur die ziemlich nichtssagenden Kategorien: „so sein" und „anders werden" zum Inhalte hat. Aber seine Verwendung ist statthaft, vorausgesetzt, daß sie in methodisch einwandfreier Weise geschieht, was leider keineswegs immer der Fall ist. Allzuhäufig nämlich werden die Arbeitsideen: statischer und dynamischer Zustand vermengt mit den Realbegriffen Beharrung und Veränderung, und der Autor spricht von der Statik und meint Traditionalismus, von Dynamik und meint Progressismus. Wenn ich das Schema als solches, d. h. als Arbeitsidee verwenden will, muß ich mir stets bewußt bleiben, daß ihm keinerlei Erfahrungstatsache entspricht, daß ich vielmehr einen Zustand — mag er einem traditionalistischen

[71] J. B. Clark, The distribution of wealth. 1899; idem, Essentials of Economics. Beide Bücher sind öfters aufgelegt.

Wirtschaftsleben angehören oder einem progressistischen — betrachte „als ob" er statisch oder „als ob" er dynamisch sei. Durchaus einwandfrei ist die Art, wie Mill sich dieses Schemas bedient.

Der zweite Umstand, der beachtet werden muß, wenn man sich mit Vorteil des Schemas: statisch — dynamisch bedienen will, ist dieser: daß die Begriffe Statik und Dynamik nur dann Sinn haben, wenn sie mit Bezug auf ein bestimmtes Wirtschaftssystem, also im Rahmen unserer Gestaltidee, verwendet werden. Es ist ein gründlicher Irrtum, den die heutigen sogenannten „Theoretiker" der Nationalökonomie sehr oft begehen — auch bei dem klugen Clark findet er sich —, daß sie meinen: zu inhaltlicher Bestimmung eines Wirtschaftszustandes genüge es, ihn als „statisch" oder „dynamisch" zu bezeichnen. Es spielt hier die oben gerügte Verwechslung von Vernunftbegriff und Erfahrungsbegriff hinein. Jene Autoren sollten sich doch darüber klar sein, daß „eine dynamische Wirtschaftsgesellschaft" („a dynamical economic society" bei Clark), das heißt eine „Wirtschaftsgesellschaft" mit: zunehmender Bevölkerung, zunehmendem Kapital, technischem Fortschritt, Neuorganisation, Neugestaltung des Bedarfs ganz und gar nicht wesentlich gekennzeichnet ist. Diese Merkmale kann ebensogut eine „kapitalistische" wie eine „sozialistische" Gesellschaft aufweisen, und offenbar trägt sie im einen und im anderen Falle ein grundverschiedenes Gepräge. Erst wenn ich weiß, um was für ein Wirtschaftssystem es sich handelt, fasse ich Probleme einer ganz bestimmten Prägung, wenn ich dieses Wirtschaftssystem je im Zustand der Ruhe oder der Veränderung betrachte.

Verwandt mit den eben besprochenen — aber sehr viel tiefer — sind die Ideen der Aktualität und Potenzialität, wie man die beiden Auffassungen nennen könnte, nach denen das Wirtschaftsleben entweder als eine Summe schon gezeitigter Ergebnisse oder als ein Inbegriff von Möglichkeiten betrachtet wird: der „Reichtum" in actu als Gütermenge oder in potentia als produktive Kräfte. Ich habe an einer anderen Stelle[72] dargetan, daß sich durch diese verschiedene Einstellung die Nationalökonomie der Klassiker und der

[72] Siehe meinen „Modernen Kapitalismus". Bd. II. S. 913ff.

Merkantilisten in einem sehr wichtigen Punkte voneinander unterscheidet.

Eine fruchtbare Arbeitsidee zur Ordnung der Phänomene in der Zeit ist endlich die Idee der Entwicklung. Unter Entwicklung, wenn wir dem Worte einen vernünftigen Sinn geben wollen, haben wir immer zu verstehen die Annäherung eines Zustandes an eine Idee, oder: die zunehmende Verwirklichung einer Idee in der Geschichte. Ich darf darauf hinweisen, daß diese Arbeitsidee der Entwicklung meine gesamte Darstellung im „Modernen Kapitalismus" beherrscht.

Die zweite Gruppe von Arbeitsideen, deren sich die Nationalökonomie bedient (oder bedienen soll), sind

b) Ideen zur Erfassung der ökonomischen Verbundenheit, gleichsam also: zur Anordnung der Erscheinungen im Raum. Diese Ideen verfolgen den Zweck, uns die Art und Weise zu verdeutlichen, wie die wirtschaftenden Menschen zueinander in Verbindung treten, in welchem Verhältnis von Über- und Unterordnung die einzelnen wirtschaftlichen Phänomene zueinander stehen. Sie gehen alle zurück auf das Ideenpaar Organismus — Mechanismus. Man stellt sich das Wirtschaftsleben vor: entweder als einen Organismus, das heißt als ein mit Eigenleben erfülltes, selbständig wachsendes, aus lebendigen Gliedern bestehendes, natürliches Gebilde; oder als Mechanismus, das heißt als ein aus leblosen Körpern zusammengesetztes, in seinem Bestande unveränderliches Kunstgebilde. Die Verwendung dieser Arbeitsideen ist zulässig. Aber man soll sich (wie der Arzt, der dem Kranken Gift zu Heilzwecken verordnet) bewußt bleiben, daß ihr Gebrauch nicht ungefährlich ist, weil unkritische Köpfe bei ihnen besonders leicht vergessen, daß sie es mit Fiktionen zu tun haben. Natürlich ist das Wirtschaftsleben weder ein Organismus noch ein Mechanismus, sondern ein Gebilde eigener Art, dessen Bestandteile lebendige Menschen sind und das wir nur betrachten, „als ob" es ein Organismus oder ein Mechanismus wäre.

Zweckmäßiger ist es, besondere auf die Wirtschaft als Kulturtatsache bezogene Begriffe aus dem genannten Gegensatzpaar abzuleiten. Das geschieht beispielsweise bei den im Gebiete der allgemeinen Soziologie viel verwandten Arbeitsideen, die an den Namen Tönnies

anknüpfen: Gemeinschaft und Gesellschaft, deren sich aber auch die Nationalökonomie mit Nutzen bedienen kann.

Es geschieht aber auch bei zwei in unserem Jahrhundert herausgebildeten Leitideen, die mit ganz besonderer Vorliebe in unserer Wissenschaft Verwendung finden: der Idee der Tauschgesellschaft und der der Volkswirtschaft. Jene veranlaßt uns, uns die menschliche Wirtschaft vorzustellen als eine amorphe, nur durch Vertragschließung auf dem Markte zusammengehaltene Summe von Individuen, als nur äußere Einheit; diese dagegen, die Idee der Volkswirtschaft, läßt eine als lebendige Einheit gedachte wirtschaftende Volksgemeinschaft vor unserem geistigen Auge erstehen, lehrt uns alle Teilvorgänge des Wirtschaftslebens immer nur als Äußerungen eines gleichsam lebendigen Körpers, der von einem Gesamtgeiste erfüllt ist, ansehen, fordert uns auf, alle Einzelerscheinungen stets auf das Ganze auszurichten, von dem allein sie ihre Bedeutung und ihren Sinn empfangen.

Ich habe oben bereits kurz darauf hingewiesen[73], daß diese beiden Ideen sich als gestaltende Ideen der Nationalökonomie nicht eignen, daß sie diese vielmehr voraussetzen. Dessen wollen wir an dieser Stelle noch einmal recht lebendig inne werden. Die Idee der Tauschgesellschaft ist von vornherein auf ganz bestimmte Wirtschaftssysteme — die Systeme mit Verkehrswirtschaft, deren es mehrere gibt — zugeschnitten: die Idee des Wirtschaftssystems schwingt also bei der Benutzung dieser Arbeitsidee von selbst immer mit. Nicht dasselbe ist der Fall bei der Idee der Volkswirtschaft: hier müssen wir uns vielmehr immer erst durch einen bewußten Aktus den Charakter des Wirtschaftssystems hinzudenken, das wir unter dem Gesichtspunkt der Volkswirtschaft betrachten wollen. Offenbar gibt es eine kapitalistische und eine sozialistische Volkswirtschaft. Erst wenn wir wissen, welche wir meinen, können wir sachgemäß irgendwelche Probleme behandeln. Man nehme etwa das Problem der produktiven Kräfte, das ein spezifisch „volkswirtschaftliches" ist: es gewinnt ganz einen anderen Sinn, ob ich die produktiven Kräfte innerhalb dieses

---

[73] Ausführlich in meiner „Ordnung des Wirtschaftslebens". S. 6ff.

oder jenes Wirtschaftssystems in Betracht ziehe, z. B. praktisch zu entwickeln mir angelegen sein lasse.

Die mit diesem Vorbehalt (ihrer Einordnung in den Rahmen eines Wirtschaftssystems) sehr vorteilhaft verwendbaren Ideen der Tauschgesellschaft und der Volkswirtschaft sind für die Nationalökonomie von großer Bedeutung. Sie schließen einander nicht aus, sondern ergänzen recht eigentlich einander. Wir müssen uns immer mehr zum Bewußtsein bringen, daß wir sie beide gebrauchen, um der Probleme unserer Wissenschaft Herr zu werden. Diese lassen sich teils mit jener, teils mit dieser Idee vorteilhafter lösen. Es gibt spezifisch tauschgesellschaftliche und spezifisch volkswirtschaftliche Probleme. Zu jenen gehören alle Marktprobleme: Geld, Tausch, Kredit, Konjunktur; aber auch alle spezifisch kapitalistischen Probleme wie Kapital, Unternehmung, Profit, Arbeitslohn usw.; zu diesen: das schon genannte Problem der produktiven Kräfte, das Verhältnis der Produktions-Stufen und -Zweige, Zahlungs- und Handels-Bilanz, Standort usw.

Verwunderung wird es erregen, wenn ich an diese Stelle des Systems

c) die Wertideen verweise. Und doch haben sie, wenn überhaupt irgendwo, so hier unter den Arbeitsideen der Nationalökonomie ihren Platz, da der Substanzbegriff, den sie in der naturwissenschaftlichen Nationalökonomie vertreten, wie wir oben gesehen haben (S. 128f.), in einem System der verstehenden Nationalökonomie keine Stätte hat. Der unerträgliche Zustand der Verwirrung, in den unsere „Werttheorien" geraten sind, hat darin seinen Grund, daß man nicht allgemein zu der Einsicht durchzudringen vermag, daß das, was wir den wirtschaftlichen „Wert" nennen, keineswegs eine psychologische oder sonstwie reale Tatsache, sondern ein theoretisches Apriori des nationalökonomischen Denkens ist, ein von dem Forscher an die Erscheinungen herangebrachter Gesichtspunkt. Das gilt für die „subjektivistischen" Werttheorien nicht minder als für die „objektivistischen". Sollen jene irgendwelchen Sinn haben, so bedeuten sie, daß wir die wirtschaftenden Menschen betrachten, „als ob" sie sich bei ihren Handlungen vom „Grenznutzen" leiten ließen, während der Sinn der objektivistischen Werttheorien der wäre, daß wir die Wirtschaftsgesellschaft betrachten, „als ob" sie lediglich durch die in den

Gütern enthaltene „abstrakt menschliche Arbeit" verbunden wäre und in ihrer Struktur bestimmt würde[74].

Auch die beiden Wertideen, die Nutz-Wert- und die Arbeits-Wert-Idee, schließen sich nicht aus, sondern ergänzen einander: es gibt wiederum Probleme, die wir besser mit Hilfe jener lösen: wie alle Tauschprobleme, das Problem des Arbeitsplans (Zweckwahl); während andere nur mit Hilfe der Arbeitsidee gelöst werden können, wie alle eigentlichen Produktionsvorgänge, die Probleme des Volksreichtums, die Ertragsgesetze, Probleme des Nahrungsspielraums usw. Ob wir den abgegriffenen und so sehr kompromittierten Ausdruck „Wert" für diese Arbeitsideen beibehalten sollen, ist mir allerdings sehr zweifelhaft.

Dreizehntes Kapitel
Das Verstehen

Vorbemerkung

Das in diesem Kapitel abgehandelte Problem, das gleichsam im Mittelpunkt der gesamten in diesem Buche angestellten Erörterungen steht, habe ich bereits zum Gegenstand eines Vortrages auf der sechsten Tagung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im September 1928 in Zürich gemacht, an den sich dann eine Aussprache angeschlossen hat. Vortrag und Diskussion sind stenographiert worden, und das Stenogramm liegt jetzt gedruckt vor in dem 6. Band der Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. 1929. Der Inhalt dieses Kapitels ist jedoch unabhängig, das heißt ohne Rücksichtnahme auf den gehaltenen Vortrag aus meinen Aufzeichnungen niedergeschrieben. Er bringt keine wesentlichen Veränderungen in der Gedankenführung, insbesondere hat mich die Aussprache über meinen Vortrag in Zürich, soviel Bemerkenswertes sie bot, zu keiner Änderung veranlaßt. Dagegen sind in der vorliegenden Fassung verschiedene Gedankenkeime weiter entwickelt, einige neue Punkte sind berücksichtigt, und das Ganze ist auf den Problemkreis der Wirtschaftssoziologie (Nationalökonomie) eingeschränkt worden, während meine Züricher Ausführung ja die gesamte Soziologie betraf.

Angesichts der Wichtigkeit und der Unausgetragenheit des Problems führe ich noch einige

---

[74] Für die Marxsche „Wert"theorie habe ich schon vor einem Menschenalter nachgewiesen, daß sie nur als „Fiktion" (ein Kunstausdruck, den es damals noch nicht gab) aufrechterhalten werden, als solche aber nützliche Dienste leisten könne. Siehe meinen Aufsatz „Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx" im Archiv für Sozialwissenschaft usw. Bd. VII. 1894, und vgl. dazu die Berliner In.-Diss. von A. Sommer, Die Maßfunktion der Arbeit, unter besonderer Berücksichtigung des Arbeitsgeldes. 1929.

an.

Zunächst kommen alle in den Anmerkungen 21—42 aufgeführten Schriften in Betracht, denen die folgende Auswahl als Ergänzung dient: F. Tönnies, Philosophische Terminologie. 1906. H. Swoboda, Verstehen und Begreifen in der Vierteljahrsschrift für wiss. Phil. Band 27 (die Terminologie des Verf. weicht von der üblichen ab). M. Frischeisen-Köhler, Das Realitätsproblem (1912), S. 50ff., 85ff. B. Erdmann, Erkennen und Verstehen. 1913. M. Weber, Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie im „Logos", Band IV. H. L. Stoltenberg, Soziopsychologie (1914), S. 27ff. W. Köhler, Geist und Freiheit. 1914. Max Scheler, Ethik (1916), S. 438, 496f., 550; derselbe, Zur Phänomenologie der Sympathiegefühle (1913), S. 5ff. und Anhang; 2. Aufl. unter dem Titel Wesen und Formen der Sympathie. 1923. G. Simmel, Vom Wesen des historischen Verstehens. 1918. Br. Bauch, Logos und Psyche im „Logos", Band XV, S. 173ff. (Auseinandersetzung mit Rich. Kroner). M. Wirth, Zur Kritik einer verstehenden Psychologie der Weltanschauung im Archiv für Psychologie, Band 43. Verhandlungen des Internationalen Psychologenkongresses in Groningen. 1925 (Thema: Erklären und Verstehen). Gaston Roffenstein, Das Problem des psychologischen Verstehens. 1926. A. Stein, Der Begriff des Verstehens bei Dilthey. 1926. Mart. Heidegger, Sein und Zeit. I. 1926. Das Buch verdient auch in einer Übersicht über die Literatur zum Verstehensproblem genannt zu werden, da es in seiner Gänze geradezu als ein Traktat des Verstehens angesehen werden kann. H. hat als erster es unternommen, eine „verstehende" Ontologie (mit allen ihren Vorzügen, aber auch mit ihren Grenzen) zu schreiben, wobei wir freilich den Begriff des Verstehens über den ihm hier unterlegten Sinn hinaus erweitern müssen zu dem, was H. „ein fundamentales Existenzziel" nennt (S. 336). H. definiert „Verstehen" als „die genuine Zueignung des Seienden" (S. 170), als „das sich entfernende Sein zum eigensten Seinkönnen" (S. 191), als „Erschlossenheit" des Daseins (S. 230). In Vulgärdeutsch könnte man etwa sagen: Verstehen heißt das Sich-in-der-Welt-Zurechtfinden des Daseins, zu dem ein theoretisches und ein praktisches Verhalten gehört: das praktische bedeutet ein Können (verstehen = etwas verstehen = „sich auf etwas verstehen"), das theoretische ein Wissen in dem Sinne, in dem wir hier das Wort verwenden. — R. Müller-Freienfels, Zur Psychologie des Verstehens in der Zeitschrift für angewandte Psychologie, herausgegeben von W. Stern und O. Lipmann. Band 31 (1928), S. 410—470; eine ausgezeichnete Zusammenfassung der mit dem Verstehen verbundenen psychologischen Probleme, die für uns peripher liegen. W. Switalski, Deuten und Erkennen. 1928; die klare Auseinandersetzung des Aristotelikers und Thomisten mit unserem Problem. Leopold v. Wiese, Das Verstehen (Bemerkungen zu Werner Sombarts Vortrag auf dem sechsten Soziologentag) in den Kölner Vierteljahrsheften für Soziologie. 8. Jahrgang. 1929.

1. Der Begriff des Verstehens

Von der Eigenart der Erkenntnisweise, die wir „Verstehen" nennen, hat die ganze Richtung der Nationalökonomie, um deren Klarstellung es mir in diesem Abschnitte zu tun ist, den Namen „verstehende" Nationalökonomie erhalten. Es ist darum von ganz hervorragender Wichtigkeit, daß wir uns mit dem Begriffe des Verstehens gut und vollständig auseinandersetzen, das heißt also uns die Eigentümlichkeiten der verstehenden Erkenntnis klar zum Bewußtsein bringen als derjenigen wissenschaftlichen Erkenntnisart, die den Kulturerscheinungen gegenüber ebenso am Platze ist wie das „Be-greifen", das heißt das äußerliche Ordnen gegenüber den Naturerscheinungen. Worin der grundsätzliche und tiefe Unterschied zwischen Naturerkennen und Kulturerkennen besteht, werden wir am besten einzusehen vermögen, wenn wir zunächst einmal eine Reihe von Erkenntnisproblemen der Natur und der Kultur (die ich hier nur in ihrer sozialen Gestalt in Rücksicht ziehen will) ähnlichen Inhalts gegenüberstellen und auf ihren Gehalt hin prüfen.

Es seien die Aufgaben gestellt: zu erkennen auf dem Gebiete der

Natur:	Kultur (Gesellschaft):
1. das Durcheinanderspringen von Kätzchen auf dem Boden;	1a das Durcheinanderspringen von Fußballspielern auf der Sportwiese;
2. die Umdrehung der Erde um die Sonne;	2a das Kreisen des Tänzers um die Tänzerin;
3. das Durcheinanderschwatzen in einer Versammlung von Staren vor ihrem Abzug;	3a das Durcheinanderschwatzen in einer Ansammlung von Menschen;
4. das Durcheinanderlaufen der einzelnen Ameisen in einem Ameisenhaufen;	4a das Durcheinanderlaufen der Menschen in der Straße einer Großstadt;
5. die Bildung einer „Phalanx" fliegender Wildgänse;	5a die Bildung einer Phalanx im Hoplitenheere;
6. die Entstehung eines neuen chemischen Körpers durch Vereinigung zweier Elemente.	6a die Entstehung eines neuen Unternehmens durch Fusion zweier alter Unternehmungen.

Wie erkenne ich in der ersten Reihe der Fälle, wie in der zweiten? Was „weiß" ich auf Grund meiner „Erkenntnis" dort? Was weiß ich hier?

Der Unterschied ist doch wohl dieser:

Bei allen Naturerscheinungen stehe ich einem „Rätsel" gegenüber, das mit Bestimmtheit zu lösen mir versagt ist; alle Naturerscheinungen bleiben für mich ein „Wunder", in dessen Tiefe mein Verstand nicht einzudringen vermag. Das habe ich bereits darzutun versucht. Gehen wir die Probleme 1 bis 6 der Reihe nach in Gedanken durch!

Auf die wichtigste Frage: Warum geschieht das alles in der Natur?, vermag uns kein Weiser zu antworten. Und wenn wir wirklich eine Antwort zu geben versuchen, auf die ja die „exakten" Naturwissenschaften (Fall 2 und 6) längst verzichtet haben, wie wir ebenfalls bereits feststellen konnten, so bleiben das „Vermutungen", die keinen anderen Sinn haben als den: die beobachteten Erscheinungen in unserem Verstande zu „ordnen", wenn wir etwa annehmen, daß die Ameisen sich das Material zu ihrem Bau heranschleppen oder daß die Wildgänse im Dreieck fliegen, um den Luftdruck zu verringern. Der Zusammenhang kann auch ein völlig anderer sein. Jedes Jahr tritt eine neue Hypothese auf, wie dieser oder jener Vorgang in der Natur zu „erklären" sei.

Demgegenüber befinde ich mich in allen Fragen der Kulturerkenntnis in einer grundsätzlich anderen Lage: hier weiß ich in allen Fällen, warum es geschieht, warum es gerade jetzt geschieht, warum es so geschieht, wie es geschieht. Eine Prüfung der sechs aufgeführten Fälle 1a bis 6a erweist es mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit:

1a ich kenne die Regeln des Fußballspiels: es soll ein Ball durch ein Tor getrieben werden, also werden alle Anstrengungen von der einen Partei gemacht, den Durchtrieb zu bewirken, von der anderen, ihn zu verhindern: deshalb springen sie durcheinander. Ich weiß auch, was die Spielenden veranlaßt, sich jetzt zu betätigen: vielleicht üben sie für einen Wettbewerb oder dergleichen;

2a ich kenne die Tanzregeln;

3a ich weiß, daß die Menschen sich unterhalten wollen oder ihre Meinung zur Geltung bringen, oder die Versammlung stören wollen usw.;

4a ich weiß, daß jeder Mensch zu Fuß oder zu Wagen einem bestimmten Ziele zustrebt: er sagt es mir auch, wenn ich ihn frage;

5a die wohldurchdachte Heeresordnung schrieb die Aufstellung der Hopliten in Phalanxstellung vor: diese Heeresordnung kenne ich;

6a zahlreiche Gründe haben die Vertreter zweier Firmen veranlaßt, ihre Unternehmungen zu verschmelzen, nun kommen sie zusammen und setzen in langer Beratung den Vereinigungsvertrag auf, kraft dessen die Fusion stattfindet.

Diese Art von Erkenntnis nennen wir „Verstehen", und es obliegt uns nun nur noch, die Besonderheit dieser Erkenntnisweise merkmalmäßig zu bestimmen. Was heißt das: „ich verstehe" eine Erscheinung?

Wenn wir den Erkenntnisweg in Betracht ziehen, den wir beim Verstehen durchmessen — und darauf kommt es ja wohl vor allem an —, so können wir Verstehen Sinnerfassen nennen. Wir machen uns eine Erscheinung dadurch verständlich, daß wir ihren „Sinn" zu ergründen suchen, das aber bedeutet wieder: daß wir sie in einen uns bekannten Zusammenhang einbeziehen. Wir kennen die Regeln eines Spiels und wissen, welche Handlungen vorzunehmen sind, wenn man in diesem Spiele gewinnen will. Nehmen wir Handlungen wahr, die sich aus den Zwecken des Spiels deuten lassen, so verstehen wir sie als solche Spielhandlungen. Natürlich können wir uns „irren": vielleicht spielten die Leute auf der Wiese gar nicht Fußball, sondern Rugby oder sie „rauften" sich nur, dann haben wir ihre Handlungsweise eben nicht „verstanden", oder richtiger: „mißverstanden". Eine Erscheinung, ein Vorgang kann gleichzeitig an mehreren Sinnzusammenhängen teilhaben, dann „verstehen" wir sie in ihrer mehrfachen Sinnbezogenheit: in Fall 3a sind die Zusammenhänge die Sprache, der Zweck des Sprechenden, der Zweck der Versammlung, in dem das Durcheinanderschwatzen stattfindet usw.

Man kann dies Verfahren, das ich Sinnerfassen nenne, auch bezeichnen als Ableitung aus dem Grunde, bei dem der Grund selbst bekannt ist.

Blicken wir hingegen auf das Ergebnis des Verstehens, so können wir dieses als Wesenserkenntnis bezeichnen. Denn wenn wir uns der Merkmale erinnern, die diese aufweist, so finden wir sie bei dem Wissen, das wir durch Verstehen gewinnen, sämtlich wieder. Das heißt: wir erfassen eine Erscheinung, die wir „verstehen", in ihrer Gänze (soweit sie zu dem Sinnzusammenhang Beziehung hat), wir sehen ein, warum sie so und nicht anders sein muß und begreifen, warum sie immer so sein muß, solange sie an dem Sinne teilnimmt, aus dem heraus wir sie „verstanden" haben.

Das Verstehen stillt also vollständig Fausts Sehnen:

„Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkenskraft und Samen
Und tu' nicht mehr in Worten kramen ..."

„Die Welt", das ist freilich nur die Welt des Menschen, „die kleine Narrenwelt", die sich „gewöhnlich für ein Ganzes hält". Und wollen wir nicht „in unserer Gottähnlichkeit bange" werden, angesichts der Tiefe unserer Erkenntnis, die wir auf dem Wege des Verstehens gewinnen, so brauchen wir uns nur darauf zu besinnen, daß ja hinter den „Erscheinungen", die wir „verstehen", — nichts ist, daß bei aller unserer Einsicht in Menschenschöpfungen „nichts dahinter ist". Hinter dem Duft einer Rose, hinter dem Gleitflug eines Vogels, hinter der Bildung eines Kristalls liegt eine Welt von Wundern, die unserem erkennenden Verstande ein ewiges Geheimnis bleibt; hinter einer Flasche Parfüm, hinter einem Luftschiffe, hinter einem Industriekonzern steckt tatsächlich — nichts.

Die letzten Betrachtungen haben uns schon an eine Frage herangeführt, die sich uns aufdrängt, wenn wir die Wirkung des Verstehens uns vor Augen führen, an die Frage: Wie erklärt sich die unermeßliche Überlegenheit dieser Erkenntnisart gegenüber allem Naturerkennen? Würde ich nicht fürchten, des Zynismus geziehen zu werden, so würde ich auf diese Frage antworten: die scheinbar so tief dringende Erkenntnis durch Verstehen beruht auf

einem truc: wir erkennen nämlich, indem wir etwas verstehen, nur das, was wir — vorher schon wußten. Ich will mich also lieber der Amtssprache bedienen. In wissenschaftlicher Ausdrucksweise lautet die Erklärung wie folgt: die Überlegenheit des Verstehens beruht in der „Immanenz" dieser Erkenntnisart, die sich darin äußert, daß Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt, der Erkennende und sein Gegenstand, selbig („identisch") sind. Indem der Erkennende also gleichsam in seinem Gegenstande drin steckt, erkennt er „von innen", wir stehen „gleichsam hinter den Kulissen", wie es Schopenhauer in einem treffenden Bilde ausgedrückt hat[74a].

Von einem Debatteschreiber in Zürich ist dieser Ausdruck „Immanenz" bemängelt worden. Er meint[75]: „Unter immanent wird in dem uns allein hier angehenden Zusammenhang zweifellos diejenige Erkenntnis verstanden, welche innerhalb der Grenzen möglicher Erfahrung bleibt. Als transzendent dagegen wird diejenige bezeichnet, welche die Grenzen möglicher Erfahrung überschreitet." Hier liegt ein Mißverständnis vor, das übrigens angesichts der Armseligkeit unserer Ausdrucksmittel entschuldbar ist: es handelt sich nicht um die ontologischen Begriffe Immanenz und Transzendenz, sondern um die erkenntnistheoretischen Begriffe gleicher Bezeichnung, die wir auf die Art des Erkennens anwenden.

Da könnte gegen meine Sprechweise nur insofern ein Einwand erhoben werden, als man behauptete: alle Erkenntnis sei „transzendent", insofern sie das Bewußtsein des Erkennenden „transzendiert". Dieses ist der Sinn des Wortes „Transzendenz" in dem oft erwähnten Buche Edith Landmanns und auch in meiner oben aufgestellten Behauptung von der Immanenz des Erkennens beim Verstehen. Die Annahme, daß alle Erkenntnis transzendent sei, scheint nun in der Tat sehr einleuchtend, wenn sie etwa wie folgt begründet wird[76]: „Die Gegenstände, auf die sich die Gedanken be-

[74a] A. Schopenhauer, Über die vierfache Wurzel usw. § 43.

[75] Robert Wilbrandt in den Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. 6 (1929), 324.

[76] A. Pfänder, „Logik" im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Bd. IV. S. 145. Husserl dagegen kennt die „immanente" Erkenntnis, beschränkt sie aber m. E. unberechtigterweise auf das Erkennen des (eigenen) „Erlebnisstroms". Siehe Ideen zu einer reinen Phänomenologie. §§ 38. 44. 46.

ziehen, liegen ... immer jenseits der Gedanken, sind ihnen immer transzendent. Auch da, wo irgendwelche dem Bewußtsein immanente Gegenstände, wo also etwa das eigene Denken und die eigenen Gedanken zu Gegenständen neuer, anderer Gedanken werden, bilden diese Gegenstände doch nicht Bestandteile dieser auf sie gerichteten Gedanken, sondern liegen immer jenseits ihrer. Man kann daher sagen, es liegt im Wesen der Gedanken, ihnen selbst jenseitige und in diesem Sinne transzendente Gegenstände zu geben." Das ist natürlich richtig mit Bezug auf den einzelnen Gedanken: es ist selbstverständlich, daß selbst jeder andere Gedanke meinem jetzt gedachten Gedanken „transzendent" ist. Aber trifft es auch zu mit Bezug auf die Gesamtheit der Gedanken, auf die „Welt der Gedanken"? Befindet sich mein einzelner Gedanke diesen gegenüber nicht in einem grundsätzlich anderen Verhältnis als gegenüber dem Baum? Gehört mein Gedanke nicht demselben Bereich an, wie alle übrigen Gedanken, während der Baum einem völlig fremden Bereich angehört? Sind nicht alle Gedanken ein und dasselbe Wesen, nämlich Geist, und bewege ich mich mit meinen Gedanken nicht innerhalb desselben Bereichs, wenn ich Gedanken denke, ist mein Denken dann nicht „immanent", während es „transzendiert" in einen anderen Bereich, wenn es den Baum denkt? In diesem und nur in diesem Sinne spreche ich von einer Immanenz der Erkenntnis, die man also als Bereichsimmanenz bezeichnen könnte. Und in diesem Sinne bleibt auch mein oben aufgestellter Satz zu Recht bestehen, daß nämlich alles Verstehen immanente Erkenntnis ist deshalb, weil der Erkennende und sein Gegenstand demselben „Bereich", derselben „Sphäre" angehören, und das ist auch hier die Sphäre des Geistigen. Die Kultur ist „objektiver" Geist, der erkennende Mensch ist „subjektiver" Geist, weil in seiner Seele eine Ideen denkende, Ziele steckende, Normen setzende Fähigkeit ruht, die ihn von allen Lebewesen unterscheidet

---

Auch Heidegger bestimmt die Eigenart der Erkenntnisart des „Verstehens" seiner ganzen Grundauffassung gemäß mit Hilfe des Immanenzbegriffes, obwohl er des Ausdrucks sich nicht bedient, wenn er etwa sagt: Das Reale „ist wesenhaft nur als innerweltliches Seiendes zugänglich. Aller Zugang zu solchem Seienden ist ontologisch fundiert in der Grundverfassung des Daseins, dem In-der-Welt-Sein. Dieses hat die ursprüngliche Seinsverfassung der Sorge" usw. Sein und Zeit, 2. Aufl. S. 202 und öfters.

und die ihn allein befähigt, Kultur zu schaffen, das heißt sein Wesen in äußeren Einrichtungen und Symbolen zu objektivieren.

Von dieser Selbigkeit, die nach Wesen und Art zwischen objektivem und subjektivem Geist besteht, werden wir aber nicht etwa überzeugt durch einen Erkenntnisakt, sondern allein durch unser Wirken: daß in der Welt des objektiven Geistes dieselben Gesetze walten wie in unserem subjektiven Geiste, beweist uns unser Schaffen: alles was in der Kultur ist, war einmal im Menschen. Wir und wir allein sind die „Schöpfer" der Kultur und bewegen uns in dieser kleinen Welt wie Gott in der großen Welt. In dieser, unserer Welt, sind wir tatsächlich allwissender und allmächtiger Gott.

Die Erkenntnistheorie des Verstehens ist in zwei tiefen Einsichten fest begründet: daß wir im Grunde und durchaus nur das erkennen, was wir auch machen können und daß nur Gleiches durch Gleiches in seinem Wesen erkannt werden kann.

Die erste Einsicht finde ich am frühesten ausgesprochen zur Begründung einer „verstehenden" Soziologie bei Giambattista Vico, wenn er sagt[77]: „Che questo mondo civile certamente egli è stato fatto dagli huomini: onde se ne possono perchè se ne debbono, ritrovare i Principj dentro le modificazioni della nostra medesima mente umana. Lo che a chiunque vi rifletta sopra, dee recare una somma maraviglia, come tutti i Filosofi seriosamente si studiarono di poter conseguire la Scienza di questo Mondo naturale, del quale, perchè Dio egli il fece, esso solo ne ha la Scienza; e traccurarano di meditare su questo Mondo delle Nazioni, o sia Mondo civile, del quale, perchè l'avevano fatto gli uomini, ne potevano conseguire la Scienza gli huomini . . ."

Später haben dann viele kluge Männer denselben Gedanken geäußert. Ich denke etwa an die Worte Kants: „Nur soviel sieht man vollständig ein, als man nach Begriffen selbst machen und zustande bringen kann." Oder an den Ausspruch von Novalis[78]: „Wir wissen etwas nur, sofern wir es ausdrücken, das ist machen können: je fer-

[77] Cinque Libri di Giambattista Vico d'una Scienza nuova d'intorno alla comune natura delle Nazioni. Seconda impressione. 1730. pag. 169. (Die erste Auflage erschien 1725.)

[78] Novalis Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel. 3. Aufl. 1815. Bd. II. S. 126.

tiger und mannigfaltiger wir etwas produzieren, ausführen können, desto besser wissen wir es. Wir wissen es vollkommen, wenn wir es überall, und auf alle Art, mitteilen, erregen können ..."

Die ebenso tiefe Einsicht aber, daß Gleiches nur durch Gleiches — Geist durch Geist — erkannt werden kann, soll Empedokles zuerst ausgesprochen haben, von dem sie Goethe aufnahm[79]. Es ist die Weisheit, die auch Paulus verkündet, wenn er an die Korinther im ersten Buche, Kapitel 2, Vers 11 schreibt: „τίς γὰρ οἶδεν ἀνθρώπων τὰ τοῦ ἀνθρώπου εἰ μὴ τὸ πνεῦμα τοῦ ἀνθρώπου τὸ ἐν αὐτῷ; οὕτως καὶ τὰ τοῦ θεοῦ οὐδεὶς ἔγνωκεν εἰ μὴ τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ;" was freilich in höhere Sphären weist, in die wir nicht zu streben wagen; aber es gilt doch in gleichem Sinne auch für die Niederungen der menschlichen Kultur, die Geist von unserem Geist ist und darum von uns verstanden werden kann. Daß auf dieser Einsicht die Lehre vom Verstehen ruht, das dadurch gleichzeitig in seinem Geltungsbereiche abgegrenzt wird, hat man eingesehen, als man in der neueren Zeit diese Erkenntnisart zu entwickeln begann. So heißt es schon bei Ast: „Alles Verstehen gründet in der inneren Beziehung, in der Verwandtschaft, in der alles Geistige steht, und nur, was aus dem Geiste ist, verstehen wir, wie wir ja im Geiste verstehen." Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher haben dann diesen Gedanken zum Leitgedanken gemacht. Es ist kein anderer als der „Humanitätsgedanke", den ja schon Herder in den Mittelpunkt seiner Geschichtsbetrachtung gestellt hatte; der Gedanke: „daß in allem, was menschlich ist und vom Menschen getan und geschaffen wurde, die gleiche überdies bildsame Anlage sich auswirke" (W. von Humboldt), und daß „wo keine Gemeinschaft (in dem weiteren Sinne von menschlicher Gemeinschaft überhaupt) vorhanden ist, ... es auch keinen Anknüpfungspunkt für das Verstehen geben" könne (Schleiermacher)[80].

Wissenschaftliche Wahrheiten werden zwar nicht erwiesen durch persönliche Zeugnisse der Zustimmung. Aber es ist immer erfreu-

---

[79] Goethe, Materialien zur Geschichte der Farbenlehre. 1. Abt. Griechen und Römer.

[80] Vgl. Joach. Wach, a. a. O.

lich und tröstlich, zu sehen, daß die Besten aller Zeiten das Richtige erkannt haben.

Ehe ich dazu übergehe, die verschiedenen Arten des Verstehens zu beschreiben, will ich noch einiger anderer Erkenntnisweisen gedenken, die häufig mit der des Verstehens verwechselt werden. Die scharfe Absonderung dieser scheinbar verwandten Erkenntnisarten wird dazu beitragen, die Besonderheit des Verstehens noch deutlicher sichtbar zu machen.

Da ist

1. der Behaviorismus[81], ein amerikanisches Gewächs der jüngsten Vergangenheit, den man der Methode des Verstehens zur Seite stellt. Sehr mit Unrecht. Er ist eher das Gegenteil. Der Behaviorismus besteht bekanntlich darin, daß man das „Verhalten" von Personen in Gesten, „Handlungsmustern" (Patterns), Attitüden, Symbolen u. dgl. feststellt, nun aber nicht, um aus diesen Feststellungen auf „Geistiges" zu schließen, das heißt: mit ihrer Hilfe zu „verstehen", sondern ausschließlich, um diese festgestellten Tatsachen zu „ordnen", womöglich um danach „Gesetze" aufzufinden. Es ist also das uns wohlbekannte, typisch naturwissenschaftliche Verfahren, das den Behaviorismus ausmacht. Mit dem Verstehen hat er nichts zu tun.

Es gibt ernsthafte Forscher, die der Erkenntnisart des Verstehens Mißtrauen entgegenbringen, weil sie sie mit

2. Intuition gleichsetzen. In einer neuen Schrift[82] sind in urteilsvoller Weise die Bedenken zusammengestellt, die man gegen die verstehende Erkenntnis geltend zu machen hat. „Von einer Erkenntnis ist bei diesem intuitiven ‚Verstehen' nicht die Rede, nicht nur weil dieser Vergegenwärtigung die Form der Allgemeingültigkeit fehlt, sondern mehr noch, weil ihr die Einsicht in die sachlichen Grundlagen ihrer Befriedigung abgeht..."

Das Verstehen, das übrigens unser Autor nur in der Form des psychologischen oder Seel-Verstehens kennt (siehe darüber den folgenden Unterabschnitt) leiste zwar „praktisch als Menschenerkennt-

---

[81] Das „klassische" Werk des Behaviorism ist J. B. Watson, Behavior: An Introduction to Comparative Psychology. 1914. Einen guten Überblick über diese Richtung gibt A. Walther, Soziologie und Sozialwissenschaften in Amerika. 1927.

[82] W. Switalski, Deuten und Erkennen. 1928. Siehe daselbst S. 21. 27.

nis" gute Dienste, bleibe aber theoretisch deshalb „bedenklich", „weil es sich nicht in allgemeingültigen Formen fassen läßt und weil diesem einfühlenden Sich-Hinein-Versetzen die Einsicht in die Notwendigkeit des erahnten (!) Zusammenhanges fehlt, die... allein eine wissenschaftlich ernst zu nehmende Rechenschaftsablage ermöglichen würde".

Hier liegt doch eine unzweifelhafte Verkennung des Wesens unserer Erkenntnisart zugrunde, die für eine Art „unio mystica" gehalten zu werden scheint. Bei der Vieldeutigkeit, die auch das Wort „Anschauung" und gar der Ausdruck „Intuition" hat, will ich kurz die Beziehungen angeben, die das Verstehen zu diesen beiden Begriffen hat.

Da gilt es nun vor allem festzustellen, daß dieses mit „Anschauung" und „Intuition" nicht mehr und nicht weniger als jede wissenschaftliche Erkenntnisart, also auch das naturwissenschaftliche Denken, zu tun hat. Ich halte deshalb auch die Gegenüberstellung, wie sie Salin[83] vornimmt, von „anschaulichem" und „rationalem" Denken, nicht für glücklich. Jedes fruchtbare Denken ist „anschaulich" und jedes klare Denken ist „rational", mag es sich auf Gegenstände der Natur oder solche des Geistes beziehen.

Daß jedes fruchtbare Denken nur auf dem Hintergrunde einer lebendigen Anschauung des Konkreten, Individuellen, Ganzen stattfinden könne, sollte nicht zweifelhaft sein. In seiner herrlichen, „anschaulichen" Art hat das doch Schopenhauer ein für allemal wie folgt ausgesprochen[84]: „Das mit Hilfe anschaulicher Vorstellungen operierende Denken ist der eigentliche Kern aller Erkenntnis, indem es zurückgeht auf die Grundlage aller Begriffe. Daher ist es der Erzeuger aller wahrhaft originellen Gedanken... Jede wahre und ursprüngliche Erkenntnis muß zu ihrem innersten Kern oder ihrer Wurzel irgendeine anschauliche Auffassung haben. Diese, obgleich ein Momentanes und Einheitliches, teilt nachmals der ganzen Auseinandersetzung, sei sie auch noch so ausführlich, Geist und Leben

[83] E. Salin, Hochkapitalismus. Eine Studie über Werner Sombart, die deutsche Volkswirtschaftslehre und das Wirtschaftssystem der Gegenwart im Weltwirtschaftlichen Archiv. Bd. 25. Heft 2. 1927.

[84] A. Schopenhauer, Von der vierfachen Wurzel usw. § 28 am Ende. Vgl. jetzt auch N. Hartmann, Metaphysik der Erkenntnis. 1921, und Max Scheler, Idealismus und Realismus im Philosoph. Anzeiger. 2, 274f.

mit. Hat die Auseinandersetzung einen solchen Kern, so gleicht sie der Note einer Bank, die Kontanten in Kasse hat: jede andere, aus bloßen Begriffskombinationen entsprungene hingegen ist wie die Note einer Bank, die zur Sicherheit wieder nur andere, verpflichtende Papiere hinterlegt hat." (Dieses wundervolle Bild könnte vielleicht auf die ganze nationalökonomische Schriftstellerei übertragen werden, und man könnte hier alle „anschaulichen" Denker als die „Metallisten" und alle „abstrakten" [so besser als „rationale"] Denker als die „Chartalisten" im übertragenen Sinne kennzeichnen. Ich glaube in der Tat, daß hier ein tieferer Einteilungsgrund für das nationalökonomische Schrifttum gefunden wäre, als irgendeine „Geschichte der nationalökonomischen Literatur" ihn enthält.)

Das Gesagte, ich wiederhole es, trifft für Natur- wie Geistwissenschaft gleichermaßen zu: aus den Lebensbeschreibungen Newtons, Galileis und anderer großer Naturforscher wissen wir, daß ihnen zunächst immer das „Ganze" der Erkenntnis vor Augen gestanden hat, ehe sie an die analytische Behandlung und Verarbeitung des Stoffes gingen. Wenn jetzt die Husserl-Schule mit der Methode ihres „ideirenden" Heraushebens des wandellos Geltenden in den Dingen die „Intuition" wieder stärker betont, so bedeutet das auch nichts anderes als die Wiedereinsetzung eines durch die übertriebene Abstraktheit, namentlich des Marburger Denkens, vernachlässigten, ich möchte sagen: selbstverständlichen Verfahrens in sein Recht.

Und trotzdem ist der Zorn Max Webers, mit dem er den Mode-Anschauungs-Denkern sein berühmtes Wort entgegenschleuderte: „Wer Anschauung will, soll ins Kino gehen" durchaus berechtigt. Es richtet sich gegen diejenigen, die mit dem Begriffe „Anschauung" Mißbrauch getrieben haben, die insonderheit das Erkennen als „Nur-Anschauung" aufgefaßt haben. Davon kann und darf natürlich keine Rede sein. Wir müssen uns vielmehr immer bewußt bleiben, daß wissenschaftliche Erkenntnis außer der Anschauung immer auch der „Ratio" bedarf, die ihr die kategoriale Fassung des „Geschauten" bereitstellt, ohne die es kein aufweisbares und vor allem kein durch die Sprache übertragbares Wissen gibt. Und diese kategoriale Fassung, diese Einspannung in ein Begriffssystem, gehört natürlich zu dem „Verstehen" genau so notwendig, wie zu jeder

anderen Form der wissenschaftlichen Erkenntnis. Wenn also der oben angeführte Kritiker der „verstehenden" Methode (W. Switalski) die Ansicht äußert, daß „erst durch die rationale Durchdringung des intuitiv uns Dargebotenen . . . es zu unserem geistigen Eigentum in einsichtig geformter Vergegenwärtigung seines Bedeutungsgehaltes" wird, so ist seiner Ansicht durchaus beizupflichten. Nur ist zu bemerken, daß die verstehende Methode der aufgestellten Forderung einer durchgehenden „Rationalisierung" ihres Erkenntnisstoffes in keiner Hinsicht sich widersetzt, wie das im folgenden noch deutlicher hervortreten wird.

Vielleicht ist es angebracht, daß ich hier in einer schematischen Übersicht die verschiedenen Möglichkeiten und Formen der „Anschauung" oder „Intuition" und ihrer Verwertung und Verarbeitung zur Erkenntnis, wie sie mir vorschwebt, zusammenstelle und darin den Ort bestimme, an dem die verstehende (wie jede wissenschaftliche) Methode mit der Anschauung zusammentrifft.

Anschauung ist Aufnahme des Gegenstandes in seiner ungeteilten Ganzheit. Diese Aufnahme findet statt:

mittels des äußeren Sinnes: Anschauung im engeren Sinne;
mittels des inneren Sinnes in gefühlsmäßiger Form: unio mystica;
mittels des inneren Sinnes in gestaltmäßiger Form.

Die Darstellung (und somit Übertragung) des Geschauten erfolgt:
entweder mittels des Symbols: in aller Religion und Kunst;
oder mittels der Sprache, das heißt aber mittels des Begriffs auf dem Wege des diskursiven Denkens.

Für die Wissenschaft kommen von den Formen der Anschauung die sinnliche und die gestaltmäßige, von den Darstellungsarten kommt nur die begriffsmäßige in Betracht.

Endlich sei noch kurz die Stellung des Verstehens zu der

3. Metaphysik umschrieben.

Wir haben bei einer früheren Betrachtung feststellen können, daß alle Naturerkenntnis, die das Wesen oder den Sinn der Erscheinungen zu erkennen sich vermißt, Metaphysik ist, und daß die moderne Naturforschung auf Wesenserkenntnis verzichtet, um dafür Allgemeingültigkeit ihrer Forschungsergebnisse einzutauschen, das heißt:

Wissenschaft zu sein. Nun führt aber, wie wir sahen, das Verstehen zur Wesenserkenntnis: ist also verstehendes Wissen nicht metaphysisches Wissen?

Nein. Denn der Grund, weshalb die Wesenserkenntnis im Bereiche der Natur Metaphysik ist, fällt beim Verstehen weg. Dieser Grund war die Transzendenz der Naturerscheinungen für das erkennende Ich. „Wenn man (aber) Transzendenz in jeder und vor allem in jeder Erkenntnis eines Ganzen findet, gibt man jeder empirischen Erkenntnis metaphysischen Sinn."[85] Aber das ist es ja nun gerade, was das Kulturerkennen von dem Naturerkennen grundsätzlich unterscheidet, daß jenes immanentes, dieses transzendentes Erkennen ist. Deshalb kann das Verstehen auch den Sinn erfassen, kann es Gesamtheits- und Ganzheitswissen vermitteln, kann es zur Wesenserkenntnis führen, ohne Metaphysik zu sein.

In der Tat ist Verstehen keine Metaphysik, solange es sich im Bereiche des subjektiven und objektiven Geistes bewegt, die uns beide in der Erfahrung — nachprüfbar — gegeben sind, und soweit es sich begnügt, die in diesem Bereiche gelegenen Sinnzusammenhänge zu ermitteln. Das Verstehen „transzendiert", sobald es aus dem Bereiche des subjektiven und objektiven Geistes heraus in den des „absoluten" Geistes übertritt, das heißt nicht den immanenten Sinn der Kultur in ihrer empirischen Gegebenheit, sondern den transzendenten Sinn der Kultur, den „Sinn" der Menschheit oder der Welt zu erfassen strebt: dann überschreitet es seine „Grenzen", von denen ich weiter unten noch im Zusammenhange sprechen werde.

„Verstehende" Nationalökonomie bleibt also Wissenschaft: diese Eigenschaft hat sie mit der „ordnenden" Nationalökonomie gemeinsam, von der sie die Erkenntnisweise trennt; sie unterscheidet sich als Wissenschaft von der richtenden Nationalökonomie, die, wie wir festgestellt haben, Metaphysik ist.

Nunmehr ist es aber an der Zeit, nachdem wir die Eigenart des Verstehens im allgemeinen kennengelernt haben, die verschiedenen Formen oder Arten des Verstehens, die es gibt, uns vor Augen zu führen. Ich will drei Arten des Verstehens unterscheiden und sie a) Sinnverstehen, b) Sachverstehen, c) Seelverstehen nennen.

---

[85] Ed. Landmann, a. a. O. S. 259.

2. *Die Arten des Verstehens*

a) Das Sinnverstehen

Genauer müßte ich diese Art des Verstehens als reines Sinnverstehen bezeichnen, da alles Verstehen auch Sinnverstehen ist. Gemeint ist derjenige Erkenntnisakt, mittels dessen wir das Zeitlose an den geschichtlichen (kulturellen) Erscheinungen erfassen.

Hierhin rechne ich im Bereiche unserer Wissenschaft

1. das Verständnis der „Ideen", mit deren Hilfe wir das System der Nationalökonomie aufbauen: siehe das vorhergehende Kapitel. Diese sind in ihrer begrifflichen Reinheit, in ihrer gesetzmäßigen Gestalt und in ihrer funktionellen Bedeutung zu erfassen. Es handelt sich also um die Zergliederung der Ideen der Wirtschaft, des Wirtschaftssystems und der Arbeitsideen. Wie dieses zu geschehen habe, habe ich bereits dargetan, so daß ich mich auf das im vorigen Kapitel Gesagte beziehen kann.

Eine weitere Aufgabe, die das Sinnverstehen zu erfüllen hat, ist

2. das Verständnis der möglichen (potentiellen) Bestandteile des Wirtschaftssystems zu wecken. Diese sind in durchgängiger Allgemeinheit und Abstraktheit darzulegen. Die Aufgabe zerfällt in zwei Teile: einen analytischen und einen synthetischen Teil. In dem analytischen Teile sind die in jedem Bestandteile des Wirtschaftssystems (siehe oben S. 184f.) enthaltenen Möglichkeiten festzustellen und auf ihre eigene Sinnhaftigkeit hin zu untersuchen, also die Möglichkeiten der Wirtschaftsgesinnung (des subjektiven Geistes), der Wirtschaftsordnung (Organisation) und der Wirtschaftstechnik (Verfahren). Wie das zu geschehen habe, habe ich in meiner oben angeführten „Ordnung des Wirtschaftslebens" zu zeigen versucht. Das Ergebnis ist das folgende Schema:

Die verschiedenen Möglichkeiten der Gestaltung, denen das Wirtschaftsleben ausgesetzt sein kann:

A. Geist (Wirtschaftsgesinnung):

I. Bedarfsdeckungsprinzip — Erwerbsprinzip;
II. Traditionalismus — Rationalismus;
III. Solidarismus — Individualismus.

B. Form (Regelung und Organisation):

I. Gebundenheit — Freiheit;
II. Privatwirtschaft — Gemeinwirtschaft;
III. Demokratie — Aristokratie;
IV. Geschlossenheit — Aufgelöstheit;
V. Bedarfsdeckungswirtschaft — Verkehrswirtschaft;
VI. Individualbetriebe — gesellschaftliche Betriebe;

C. Technik (Verfahren):

I. Empirisch — wissenschaftlich;
II. Stationär — revolutionär;
III. Organisch — nichtorganisch (mechanisch — anorganisch).

In dem synthetischen Teile erfolgt die Zusammenstellung dieser einzelnen Möglichkeiten zu sinnvollen Wirtschaftssystemen. Ob diese bereits in der Geschichte mehr oder weniger rein verwirklicht worden sind, kommt hier nicht in Frage.

Die vornehmlich in Betracht zu ziehenden Wirtschaftssysteme, deren „Sinn" es zu verstehen gilt, sind aber:

1. die vorkapitalistischen Wirtschaftssysteme (wobei es sich nicht um ein geschichtliches, sondern um ein logisches Vorhergehen handelt; man kann deshalb auch von einfachen [primitiven] Bedarfsdeckungssystemen sprechen); das sind:
   a) die Wirtschaft in urwüchsigen Geschlechtsverbänden;
   b) die Dorfwirtschaft;
   c) die Oikenwirtschaft (Groß-Sklavenwirtschaft);
   d) die Fronhofwirtschaft (Groß-Hörigenwirtschaft);
   e) das Handwerk;
2. das kapitalistische Wirtschaftssystem;
3. die nachkapitalistischen Wirtschaftssysteme (wie oben, man mag deshalb von sozialistischen Wirtschaftssystemen reden).

Diese wiederum weisen folgende Spielarten auf:

1. zentralistische und dezentralistische; je nachdem der Schwerpunkt der Leitung in eine Zentralinstanz oder in Selbstverwaltungskörper (Gilden usw.) verlegt ist;

2. geldwirtschaftliche und naturalwirtschaftliche, je nachdem man sich zur „Verrechnung" des Geldes bedienen will oder nicht;
3. entgeltende und kommunistische, je nachdem der Anteil, den der einzelne am Gesamtprodukt erhält, nach seinen Leistungen oder nach seinen Bedürfnissen festgestellt wird. In jenem Falle enthalten die sozialistischen Systeme eine Konstituierung des „Wertes".

Das Nähere möge man in meiner „Ordnung des Wirtschaftslebens" nachlesen.

Die dritte Aufgabe, die dem Sinnverstehen erwächst, ist die Sorge für

3. das Verständnis der allgemeinen Kategorien der Wirtschaft. In aller Wirtschaft gibt es bestimmte Erscheinungen: Vorkommnisse, Vorgänge oder Zustände, die es in ihrer zeitlosen Sinnbedeutung zu erfassen gilt. Ich behandele die Lehre dieser Möglichkeiten der Wirtschaft seit vielen Jahren in meiner „Allgemeinen Nationalökonomie", von der bis jetzt nur der oben (S. 144) genannte Aufsatz über Produktivität veröffentlicht ist. v. Gottl bemüht sich gleichfalls, etwas Ähnliches zu lehren und nennt es „Die ewige Wirtschaft", von der bisher unter dem Titel „Bedarf und Deckung" ein „Vorgriff in Theorie der Wirtschaft als Leben" (gegen welche Bezeichnung ich erhebliche Bedenken geltend zu machen habe, sofern es sich gerade nicht um die Wirtschaft als Leben, sondern um die Wirtschaft als reinen Geist handelt) im Jahre 1928 erschienen ist.

Um anzudeuten, wie ich diese dritte Aufgabe des Sinnverstehens auffasse, und da ich an dieser Stelle auf die Sache selbst nicht näher eingehen kann, will ich wenigstens den wichtigsten Teil des Grundrisses meiner Vorlesung über „Allgemeine Nationalökonomie" hier abdrucken, aus dem sich der Leser mit einiger Phantasie doch wohl ein Bild wird machen können. Dieser Teil behandelt:

Die allgemeinen Kategorien der Wirtschaft

I. Der Güterbedarf

1. Der Begriff des Güterbedarfs
2. Die Sachgüter

3. Der wirtschaftliche Güterwert
4. Die Arten des Güterbedarfs
5. Die Entstehung des Güterbedarfs
6. Ein rationales Schema der Bedarfsgestaltung (die Grenznutzenlehre)

II. Die Gütererzeugung

1. Der Hergang

1. Die Produktion im allgemeinen
2. Die Elemente der Produktion
3. Die Gliederung der Produktion
4. Die Produktionsfaktoren im allgemeinen
5. Der persönliche Produktionsfaktor
6. Der sachliche Produktionsfaktor

2. Leistung und Erfolg

1. Rohertrag und Kosten
2. Reinertrag und Einkommen
3. Die Intensität
4. Die Produktivität
5. Die Ökonomität
6. Die Ertragsgesetze

3. Der Standort

III. Der Gütertransport

IV. Die Güterverteilung

V. Der Gesamtprozeß

1. Die gegenseitige Bedingtheit der wirtschaftlichen Teilvorgänge
2. Der Wirtschaftsplan (die Form der Gesamtwirtschaft)
3. Der gesellschaftliche Reichtum

Alle Feststellungen, die das Sinnverstehen macht, das möchte ich nun noch mit aller Entschiedenheit ausdrücklich bemerken, obwohl es sich aus meiner Darlegung von selbst ergibt, sind apriorischer Natur, das heißt also: es geht in sie keinerlei Erfahrung ein.

b) Das Sachverstehen

Von Sachverstehen rede ich dort, wo es sich um das Verständnis wirklicher Wirtschaft, der Wirtschaft in Raum und Zeit, das heißt in der Geschichte, also um das Verständnis objektivierten, niedergeschlagenen Geistes handelt. Der Geist schlägt sich in Sinnzusammenhängen nieder: Einheiten innerlich zusammengehöriger Einzelheiten. Ich wähle zur Bezeichnung dieser Sinneinheiten den farblosen Ausdruck „Zusammenhang" und werde erst später die verschiedenen Arten des Zusammenhangs genauer bestimmen. Die jetzt aufgekommenen Bezeichnungen „Gebilde" und „Ganzes" vermag ich leider in meine Sprache nicht zu übernehmen. Das Wort „Gebilde" ist zu stark mit allerhand anderen Bedeutungen belastet[86], während der Ausdruck „Ganzes" irreführt: teilweise handelt es sich, wo wir von Sinnzusammenhängen sprechen, überhaupt nicht um „Ganze" in der Prägung, die wir in unserer heutigen Logik dem Worte geben; wo aber wirkliche ‚Ganze' vorliegen, kommt es für unsere Zwecke gar nicht auf die Hervorhebung des Ganzheitscharakters an, der gleichgültig ist, als vielmehr auf die Herausarbeitung der geistigen Einheit, die eine Anzahl von wirtschaftlichen Erscheinungen bildet.

Daß diese nur in ihrer Zugehörigkeit zu irgendwelchen Sinnzusammenhängen zu „verstehen" sind, ist die grundlegende Einsicht, die wir festzustellen haben und die allzu häufig übersehen wird. Was ein Suppenwürfel „ist", vermag ich nur einzusehen, wenn ich ihn in den Sinnzusammenhang „Suppe" stelle, und daß ein Metallstück mit eingeprägten Zeichen ein „Geld"stück sei, und welche „Geltung" es habe, wird mir nur einsichtig auf Grund der Kenntnis des Geldsystems, von dem es einen Bestandteil bildet.

Da es sich um die Einordnung einzelner Erscheinungen in einen verwirklichten Sinnzusammenhang handelt, also um einen Sinnzusammenhang in der Geschichte, so ist alles Sachverstehen historisches Verstehen. Wiederum eine wichtige Einsicht: daß die

---

[86] Siehe die Zusammenstellung der verschiedenen Bedeutungen, die das Wort „Gebilde" im Lauf der Zeiten gehabt hat und heute noch hat, bei B. Harms, Der Begriff der Weltwirtschaft. Erster Teil. Weltwirtschaftliches Archiv. 23. Band (1926 I).

historische Betrachtungsweise ein Apriori jeder nationalökonomischen Theorie ist, sofern sie das Sachverstehen zu ihrem Inhalte hat. Der Begriff „Tausch" etwa besagt gar nichts. Er bekommt seinen „Sinn" erst durch die Beziehung auf den geschichtlichen Zusammenhang, in dem der Tausch stattfindet. „Tausch" in der primitiven Wirtschaft (stummer Tauschhandel!), in der handwerksmäßigen Wirtschaft und in der kapitalistischen Wirtschaft sind himmelweit voneinander verschiedene Dinge.

Alle nationalökonomische Sacherkenntnis also ist historische Erkenntnis, darum aber doch noch keine Wirtschaftsgeschichte. „Geschichte", wenn wir darunter ganz allgemein den Ablauf der Ereignisse verstehen, ist Wirkungszusammenhang, ist Leben. Wir hingegen befinden uns einstweilen noch in dem Bereiche des Geistes, in dem es wohl Sinnzusammenhänge, aber keine Wirkungszusammenhänge gibt.

Worauf es nun vor allem ankommt, ist: uns eine klare Vorstellung von dem zu machen, was wir einen „Sinnzusammenhang" nennen. Wir werden das am leichtesten erreichen, wenn wir uns zum Bewußtsein bringen, daß es verschiedene Arten von Sinnzusammenhängen gibt, weil der Zusammenschluß einzelner Tatbestände zu einer geistigen Einheit in mehrfacher Weise geschehen kann. Es gibt, wie ich zeigen werde: Zweck-, Stil- und Beziehungszusammenhänge.

1. Der Zweckzusammenhang läßt sich bei weitem am leichtesten bestimmen. Hier wird die Einheit durch den einheitlichen Zweck gebildet. Alle einzelnen Erscheinungen sind realiter (an sich selbst) zweckbezogen; alle Handlungen ebenso zweckorientiert.

Beispiele von Zweckzusammenhängen sind: Betrieb, Unternehmung, Konzern, Kartell, Gewerkschaft, Streik (Aussperrung), das Geldwesen, die Handelspolitik, die „innere Kolonisation" eines Landes, die Staatswirtschaft.

Erheblich schwieriger zu bestimmen ist:

2. der Stilzusammenhang. Als solchen bezeichne ich — schlecht! aber ich finde keinen besseren Ausdruck — einen Zusammenhang, bei dem alle einzelnen Tatbestände zwar nicht zweckbezogen, weil kein einheitlicher, gesetzter Zweck vorhanden ist, aber doch — und zwar auch realiter (an sich selbst) — sinnbezogen, die Handlungen also sinnorientiert sind, weil der „Sinn"

des Ganzen den Sinn jeder Einzelerscheinung bestimmt. Wir haben uns hier eine überindividuelle geistige Realität vorzustellen, die aus Sinnbezügen besteht; einen Bereich des objektiven Geistes, der aber nicht in einem einzelnen Zweckzusammenhang fest umschrieben ist, sondern der sich über zahlreiche solcher Zweckzusammenhänge erstreckt, die sämtlich ihr Dasein doch jenem obersten Sinn verdanken, in dem sie gründen. Die einzelnen Zweckzusammenhänge erscheinen also gleichsam als die Ausprägungen eines einheitlichen Sinnes, sie erhalten das Gesetz ihres inneren Maßes, die „Vernunft" ihrer Gestalt und Gestaltung durch jenen übergeordneten Geist, in den sie eingebettet sind. Ebenso erfolgt jede Handlung — unbewußt — in Übereinstimmung mit dem überindividuellen Sinnzusammenhange. So gibt es — um das Gesagte an einem Beispiele aus einem anderen Kulturgebiet zu verdeutlichen — einen „Geist" der Gotik, in dem alle einzelnen Kunstschöpfungen dieser Zeit, alle Zwecksetzungen der einzelnen Künstler wie jedes ihrer Werke ihre Einheit finden[87].

Das Muster eines solchen Stilzusammenhangs in unserem Kulturbereich ist nun das Wirtschaftssystem. In letzter Zeit ist — im Anschluß an meine größeren Arbeiten — wieder mit großer Lebhaftigkeit die Frage erörtert worden: „was" denn eigentlich der „Kapitalismus", ob er eine „Realität" und von welcher Art diese „Realität" sei. Ich antworte darauf: er ist eine Realität in dem Sinne eines Stilzusammenhangs, wie ich ihn eben zu kennzeichnen versucht habe. Das erkennen wir daran, daß die einzelnen Erscheinungen des Wirtschaftslebens „sinnbezogen" auf eine überindividuelle geistige Einheit, um nicht das so sehr mißbrauchte Wort „Idee" zu verwenden, sind, so daß sie selber einen realen Zusammenhang bilden: die einzelne Unternehmung, der einzelne Lohnvertrag, die einzelne Buchung findet ihren „Sinn" im Sinn des kapitalistischen Wirtschaftssystems; jeder Unternehmer, jeder Arbeiter handelt „orientiert" am „Geiste" des Kapitalismus.

Es ist nun einmal so: hier steckt etwas hinter der Einzelerscheinung, das kein Nominalismus der Welt wegdeuten kann. Es ist außerordentlich schwierig, es zu bestimmen; aber da ist es. Ich bin auch

[87] Vgl. Heinr. Wölfflin, Der Stil in der bildenden Kunst in den Abhandlungen der preuß. Akademie der Wissenschaften. 1912.

von keiner der zahlreichen, nominalistischen Theorien des Kapitalismus befriedigt worden. Auch die geistvollste, die aus der Feder Peter von Struves stammt[88], erscheint mir unbegründet. Denn wenn dieser kluge Schriftsteller die Realität des Kapitalismus (und Sozialismus) dadurch wegbeweisen zu können meint, daß er sagt: diese „angeblich realen Wesen" „sind doch nur verschiedene Gestaltungen des einen lebendigen Ganzen, der Gesellschaft", so muß man doch fragen: was denn diese „lebendige Gesellschaft" sei, wenn wir Kapitalismus oder Sozialismus aus ihr wegdenken. In Wirklichkeit sind ja Kapitalismus und Sozialismus Formen der „Gesellschaft", hinter denen gar nichts steckt. Ohne sie „ist" die Gesellschaft gar nicht und gewiß nicht „real".

Zur Verdeutlichung des Gesagten will ich, außer dem Wirtschaftssystem, noch einige andere Beispiele von Stilzusammenhängen anführen: das Berliner Verkehrswesen; die Lebensmittelversorgung einer Großstadt; eine Expansionskonjunktur der Eisenindustrie; ein „schwarzer" Tag an der Börse; der Goldhandel der Erde; das Arbitragegeschäft; die Arbeitslosigkeit in Deutschland; die Kriegswirtschaft.

Man kann an jeder Einzelerscheinung leicht feststellen, ob sie einem Stilzusammenhange angehört oder nicht. Sie tut es, wenn einerseits kein Zweck sich nachweisen läßt, der die Einheit des Zusammenhangs bildet, andererseits aber die Erscheinung selber sich als zugehörig zu einem Sinnzusammenhang bestimmen läßt, das heißt wenn man es der Einzeltatsache ansieht, in welchen Zusammenhang sie zu rechnen ist. Man sehe sich einen Lohnvertrag an, und man wird sogar das Stadium des Kapitalismus feststellen können, in dem er abgeschlossen ist. Gleichfalls ein Beweis für die Zugehörigkeit einer Tatsache zu einem Stilzusammenhang, falls sie nicht etwa einem Zweckzusammenhang zugehört, ist die Notwendigkeit ihres Soseins, die durch den Sinnzusammenhang begründet wird: es liegen hier bestimmte Strukturgesetzmäßigkeiten vor, wie ich im fünfzehnten Kapitel noch näher ausführen werde.

---

[88] Peter von Struve, Die Marxsche Theorie der sozialen Entwicklung im Archiv für Sozialwissenschaft usw. Bd. XIV.

Wiederum einfach zu bestimmen ist das Wesen desjenigen Sinnzusammenhanges, den ich als

3. Beziehungszusammenhang bezeichnen wollte. Ich verstehe darunter eine als Einheit gedachte Masse von Erscheinungen oder — was dasselbe ist — einen Inbegriff von Erscheinungen, zwischen denen bestimmte Beziehungen (Abhängigkeiten) obwalten, ohne daß ein Stilzusammenhang oder gar ein Zweckzusammenhang besteht. Die Einheit („Ganzheit") ist also nicht real, sondern ideal, sie besteht nur in unserem Denken. Hierhin gehören z. B. alle weltwirtschaftlichen Beziehungen. Zweifellos bringen sie Abhängigkeiten, Bestimmungen eines Tatbestandes durch einen anderen hervor: einer schlechten Ernte in den Vereinigten Staaten entspricht ein vermehrter Weizenanbau in Argentinien; die Industrialisierung der Bodenländer legt die Industrie Westeuropas still; mit der Vermehrung der Geldproduktion ist (zuweilen) eine allgemeine Preissteigerung verbunden usw. Aber — es liegt kein einheitlicher Zweck der Beziehungen zugrunde und die einzelnen Erscheinungen erhalten auch nicht ihren „Sinn" von dem (rein fiktiven) Ganzen: man sieht keiner weltwirtschaftlichen Beziehung an, daß es eine solche ist.

Wie die „Weltwirtschaft" als Ganzes ein bloßes Beziehungsgebilde ist, so auch beliebig viele Unter-Einheiten, die in ihr enthalten sind: eine Weltindustrie, der Markt eines Welthandelsgutes usw. Und ebenso viele Beziehungszusammenhänge lassen sich im Innern der Volkswirtschaften bilden: die Baumwollindustrie Englands, der mitteldeutsche Kohlenhandel, die ostpreußische Landwirtschaft usw. Alles dies sind Sinnzusammenhänge, aber Sinnzusammenhänge letzten Grades sozusagen: Beziehungszusammenhänge.

Eine bis heute unausgetragene Frage ist die nach der Natur der Volkswirtschaft. Daß sie einen Sinnzusammenhang bildet, dürfte nicht zweifelhaft sein; aber welchen Grades? Ein Zweckzusammenhang ist sie nur als kommunistische Volkswirtschaft. Aber ist die verkehrswirtschaftlich organisierte Volkswirtschaft ein Stilzusammenhang oder ein bloßer Beziehungszusammenhang, ist sie eine Realität oder eine Fiktion?

Die Meinungen sind geteilt. Um nur einige der bekannten Nationalökonomen anzuführen, so entscheiden sich Ad. Wagner,

G. Schmoller, E. v. Philippovich, C. Menger, v. Gottl für die Realität; A. Schäffle, B. Harms für die Fiktionalität.

Adolph Wagner[89]: „Diese Disziplin (die politische Ökonomie) verfolgt die wirtschaftlichen Erscheinungen bzw. Tätigkeiten der Menschen, wie sich dieselben im und aus dem Zusammenhang der Wirtschaften zueinander ergeben und ein auf Arbeitsteilung und Güterübertragung (Verkehr) zwischen den einzelnen Wirtschaften beruhendes ‚Ganzes' oder ein bezügliches (?) System bilden. Dieses ‚Ganze', dieses ‚System' als solches ist das, was wir ‚Volkswirtschaft' nennen."

Gustav Schmoller will in seinem Grundriß[90] „die allgemeinwissenschaftliche Lehre von der Volkswirtschaft" darstellen. Diese ist ihm ein „reales Ganzes, d. h. eine verbundene Gesamtheit, in welcher die Teile in lebendiger Wechselwirkung stehen und in welchem das Ganze als solches nachweisbare Wirkungen hat; eine Gesamtheit, welche trotz ewigen Wechsels in den Teilen, in ihrer Wesenheit, in ihren individuellen Grundzügen für Jahre und Jahrzehnte dieselbe bleibt, welche, so weit sie sich ändert, sich uns als ein sich entwickelnder Körper darstellt. Niemals werden Tausende von Einzelwirtschaften, die verschiedenen Staaten angehören, als eine Volkswirtschaft vorgestellt und zusammengefaßt. Nur wo Menschen derselben Rasse und derselben Sprache, verbunden durch einheitliche Gefühle und Ideen, Sitten und Rechtsregeln, zugleich einheitliche nationale Wirtschaftsinstitutionen haben und durch ein einheitliches Verkehrssystem und einen lebendigen Tauschverkehr verknüpft sind, sprechen wir von einer Volkswirtschaft."

Philippovich[91]. Die von ihm behandelte Wissenschaft ist eine „Wissenschaft von der Volkswirtschaft". Diese bestimmt er begrifflich wie folgt: „In vielfachen Beziehungen werden die Wirtschaftseinheiten untereinander verknüpft, und das wirtschaftliche Verhalten der einzelnen Menschen wird daher nicht nur durch die Bedingungen bestimmt, die in seiner eigenen Wirtschaft entstehen. Es vollziehen

---

[89] Ad. Wagner, Grundlegung der politischen Ökonomie. § 100.

[90] Gustav Schmoller, Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre. §§ 1. 3.

[91] E. von Philippovich, Grundriß der politischen Ökonomie. §§ 12. 16.

sich vielmehr fortgesetzte Wechselwirkungen zwischen den Tatsachen seiner Wirtschaft und jenen aller übrigen mit ihm mittelbar oder unmittelbar verbundenen Wirtschaften... Diese zeitlich und räumlich andauernde Verbindung der Wirtschaftseinheiten ... geht aus den Tatsachen und aus den Interessen der Menschen von selbst, unbewußt, hervor. Sie wird daher auch nicht als Organisation, sondern als Organismus bezeichnet. In der Regel ist der der Betrachtung zugrunde gelegte Organismus der eines ganzen Volkes, das staatlich organisiert ist und durch Überlieferung, Geschichte und Kulturentwicklung auch das Bewußtsein der Einheit besitzt. Das in Zeit und Raum zusammenhängende, wirtschaftliche Leben der Glieder eines Volkes bezeichnen wir dann, wenn wir es als selbständige Einheit, d. h. in dem erwähnten Sinne als Organismus der durch den Verkehr miteinander verknüpften Wirtschaftseinheiten des Volkes betrachten, als Volkswirtschaft."

C. Menger bezeichnet die Volkswirtschaft als ein „Kollektivphänomen", v. Gottl als „Umgebilde", beide halten sie also doch wohl für ein reales „Ganze".

A. Schäffle dagegen bestimmt die Volkswirtschaft als ein abgegrenzt gegen andere gleichartige Ganze gedachtes „gesellschaftliches System menschlicher Wirtschaft" und B. Harms[92] definiert wie folgt:

„Volkswirtschaft ist der gesamte Inbegriff der durch Verkehrsfreiheit und die technischen Verkehrsverhältnisse ermöglichten, sowie durch einheitliche Rechtssetzung geregelten und durch wirtschaftspolitische Maßnahmen geförderten Beziehungen und deren Wechselwirkungen zwischen den Einzelwirtschaften eines staatlich verbundenen Volkes."

Wie sollen wir uns entscheiden? Ist die „Volkswirtschaft", das heißt doch also wohl die in den Grenzen eines Staates sich abspielende Wirtschaft ein Stil- oder nur ein Beziehungszusammenhang?

Um ein Stilzusammenhang, also eine Realität zu sein, müßte sie eine die einzelnen Wirtschaften bestimmende Einheit sein. Das ist sie nun in mannigfacher Hinsicht in der Tat. Dank der Wirksamkeit

---

[92] B. Harms, Volkswirtschaft und Weltwirtschaft (1912). S. 100.

des Staates und wohlgemerkt: nur dank dieser. Der Staat schafft eine einheitliche Wirtschaftsordnung, der Staat regelt durch seine Geld- oder Handelspolitik die wirtschaftlichen Vorgänge, der Staat beeinflußt die Wirtschaft in einer ganz bestimmten Richtung durch seine Finanzen usw. Wenn ich gleichwohl Bedenken trage, die Volkswirtschaft für einen Stilzusammenhang zu halten, so tue ich es deshalb, weil ich das entscheidende Merkmal dieses Zusammenhangs vermisse: die Sinnbezogenheit aller einzelnen Tatbestände und Vorgänge auf eine Einheit. Die wirtschaftlichen Einrichtungen und Handlungen innerhalb einer Volkswirtschaft bekommen ihren Sinn nicht von dieser aus dem einfachen Grunde, weil die Volkswirtschaft selbst gar keinen einheitlich bestimmten Sinn hat. Zwar bestehen tausendfache Beziehungen zwischen den einzelnen Wirtschaften, aber diese bestehen ebenso zwischen den Wirtschaften, die verschiedenen Volkswirtschaften angehören. Man sieht einer wirtschaftlichen Vornahme nicht an, daß sie in einer bestimmten Volkswirtschaft sich abspielt, wie man es ihr ansieht, daß sie in einem bestimmten Wirtschaftssysteme erfolgt. Das Arbitragegeschäft ist zwar streng sinnbezogen auf das kapitalistische Wirtschaftssystem, aber nicht sinnbezogen auf eine bestimmte Volkswirtschaft: man sieht ihm nicht an, ob es an der Berliner oder an der Londoner Börse abgeschlossen ist.

Der Unterschied stammt daher, daß zwar das Wirtschaftssystem sachbestimmt ist, die Volkswirtschaft aber, wie ich an anderer Stelle schon dargetan habe, nicht: die Volkswirtschaft ist ein völlig leerer, rein formaler Begriff.

Ich neige mich also der Auffassung zu, die in der Volkswirtschaft keinen Stilzusammenhang, sondern nur einen Beziehungszusammenhang erblickt: einen Inbegriff, der, wie wir an anderer Stelle (S. 189) sahen, sich nur als Arbeitsidee eignet, aber nicht imstande ist, einen „Stil" zu bestimmen.

Haben wir nunmehr die verschiedenen Arten von Sinnzusammenhängen kennengelernt, so ergeben sich die Aufgaben, die dem Nationalökonomen aus dem Sachverstehen erwachsen, von selbst.

Seine erste Vornahme wird darin zu bestehen haben, daß er die Einzelerscheinungen, denen er auf seinem Wege begegnet, in die zu ihnen nächstzugehörigen Sinnzusammenhänge einordnet.

Wie ich dieses Zusammenhangsverstehen mir denke, will ich in concreto an einem Beispiel klarmachen. Es handle sich um die Beobachtung eines mit Kohlen beladenen Waggons, den ich vor mir vorbeirollen sehe und den ich in folgende Sinnzusammenhänge eingliedern kann:

1. Sinnzusammenhang: Der Waggon ist Teil eines Eisenbahnzugs, der von einer Lokomotive bewegt wird: Dampfmaschine, Eisenbahnschiene, Eisenbahn; er gehört also in diesen technologischen, wenn man will, Ganzheitsbegriff: Eisenbahn.
2. Sinnzusammenhang: Die Organisation der Eisenbahn — Staatsbahn, Direktorium, Fahrplan, Bahnhof, Güterexpedition.
3. Sinnzusammenhang: Das Tarifsystem: Tarifierung der Kohle, Tarifklassen, Tarifpolitik.
4. Sinnzusammenhang: Die Kohle wird befördert von der Grube. Hier die Grubenförderung: Bergmann, Schacht, Stollen, Einrichtung zur Gewinnung von Steinkohlen usw.
5. Sinnzusammenhang: Die Bergwerksgesellschaft, der die Grube gehört: Aktiengesellschaft, Gründung, Aufsichtsrat, Vorstand, Aktionär, Zweck: Dividendenerzielung usw.
6. Sinnzusammenhang: Kohlensyndikat, dessen Mitglied die Bergwerksgesellschaft ist: Vertrag, Kontingentierung, Verkauf, Preisstelle, Preispolitik usw.
7. Sinnzusammenhang: Das Ziel, wo der Waggon hinstrebt — terminus ad quem —: die Kohle soll verbraucht werden. Zusammenhang: Dampf — Technik, Nutzung der Kohle zur Erzeugung von Wasserdampf.
8. Sinnzusammenhang: Wenn der Betrieb, wo sie verwendet wird, etwa eine Baumwollspinnerei ist, als Fabrikorganisation: Nutzung der Dampfkraft zur Bewegung der Spinnereimaschinen, Baumwolle, Verarbeitung, Anstellung von Menschen, Fabrikordnung.

9. Sinnzusammenhang: Baumwollspinnerei wiederum als Unternehmen.
10. Sinnzusammenhang: Baumwollspinnerei als Kartell.

Diese primären Zusammenhänge, in die die Einzelerscheinung eingegliedert wird, sind in dem gewählten Beispiel überwiegend Zweckzusammenhänge. Das liegt in der Natur der Sache und wird in den meisten Fällen zutreffen. Erst die sekundären und tertiären Zusammenhänge sind Stil- und Beziehungszusammenhänge.

Die Einordnung in diese ist nun die weitere Aufgabe, die dem sachverstehenden Nationalökonomen erwächst. Bei der Lösung dieser Aufgabe wird er aber darauf bedacht sein müssen, diese Eingliederung sinnvoll vorzunehmen. Das kann er aber nur, wenn er sie im Rahmen eines Systems vornimmt. Dieses System ist ihm gegeben: siehe das vorige Kapitel! Es wird gebildet vor allem durch die Gestaltidee des Wirtschaftssystems, deren Funktion uns jetzt in voller Klarheit entgegentritt. Alle Sinnzusammenhänge niederen Grades sind in solche höheren Grades und schließlich in den obersten Sinnzusammenhang des Wirtschaftssystems einzugliedern. So entsteht Nationalökonomie.

Nebenher gehen muß natürlich eine gründliche Analyse der einzelnen Sinnzusammenhänge, der funktionalen Bedeutung ihrer einzelnen Bestandteile, namentlich auch die Feststellung der dem einzelnen Sinnzusammenhange entsprechenden, seelisch-geistigen Struktur des beteiligten Menschen, wenn auch noch nicht in seiner empirischen Gestalt, sondern als „geistiger Person" usw. Das versteht sich alles von selbst.

c) Das Seelverstehen

Seelverstehen heißt Einblick gewinnen in die Seele lebendiger Menschen. Von denen haben wir bisher überhaupt noch nichts erfahren. Bisher haben wir uns im Bereiche des Geistes, des „Sinnes" bewegt, und da ist nichts Lebendiges zu Hause. Aber werden wir diesen Bereich nicht überschreiten müssen, wenn wir Wirtschaft als eine Kulturtatsache von Grund aus erkennen, das heißt verstehen wollen?

Schon Faust wirft bei seinem Übersetzungswerk die berechtigte Frage auf: „Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?" Wir wissen,

daß er die Frage verneint und daß er als den Quell des „Wirkens und Schaffens" „die Tat" erkennt. Das war nun freilich ein Pisaller des Enricus Faust. Logos durfte er nie und nimmer mit „Tat" übersetzen. Logos ist und bleibt: Wort, Sinn, Geist. Aber dem Grübler schwebte schon etwas Richtiges vor. Er hätte seinem Bedenken nur dahin Ausdruck geben müssen, daß er die Alleinherrschaft des Logos bekämpfte: neben ihm waltet mit gleicher Machtvollkommenheit der Eros. Neben Apollo — Dionysos, neben dem Geist die Seele. Ob in der „Welt", mag jeder mit sich ausmachen: es bildet das letzte Problem der Metaphysik. Daß aber die menschliche Kultur ebensosehr vom Eros wie vom Logos durchwaltet wird, das wissen wir, denn wir erleben es. Die Kulturzusammenhänge, also auch die wirtschaftlichen Zusammenhänge, sind ebensosehr Wirkungs- wie Sinnzusammenhänge. Denn aus Geist und Seele mit Hilfe körperlicher Dinge baut die Kultur sich auf: in der Vitalsphäre spielt sie sich ab und lebendige Menschen hat sie als ihre Träger.

Aus lebendigen Menschenseelen und nur aus ihnen sind alle Bedeutungsgehalte und Wertgehalte erwachsen und in lebendige Menschenseelen tauchen sie immer wieder hinein, um hier ihre Kraft wiederzufinden, wie Antäus durch die Berührung mit dem Mutterboden der Erde. Wollen wir also Kultur, wollen wir Wirtschaft in ihrer ganzen Tiefe erkennen, wollen wir sie von Grund aus „verstehen", so werden wir ebenso wie in die Sinnzusammenhänge auch in die Wirkungszusammenhänge eindringen müssen. Wir wollen doch nicht nur wissen, wie etwas ist, sondern gerade auch: warum es ist. Warum steigen die Preise? warum entvölkert sich das Land? warum bilden sich Konzerne? Das heißt mit anderen Worten: wir können der kausal-genetischen Betrachtungsweise nicht entbehren, wenn wir Kulturwissenschaft gründlich treiben wollen. Denn Wirkungszusammenhangsbetrachtung ist nichts anderes als kausal-genetische, das heißt Ursachenforschung.

Dieser Sachverhalt ist so einleuchtend, daß man sich wundern muß, wenn wir ernsthafte Forscher seine Richtigkeit bestreiten sehen. Das tun aber seltsamerweise z. B. Spann und seine Schüler. Spann lehnt die Kategorie der „Ursächlichkeit" völlig ab. „Im Leben wie in der Wirtschaft läuft nichts als ‚Agens', als Materielles, Wirkendes ab —

wie überhaupt in keiner Ganzheit"[93]; an Stelle der Kausalität soll „Umschichtung", Umgliederung der Mittel treten. So richtig das für die Sphäre des Geistes gedacht ist, so falsch ist es für die Sphäre des Lebens, in der sich alle Kultur und somit auch alle Wirtschaft bewegt. Für diese gilt aber gerade die Kategorie der Kausalität. Wir wissen heute doch wohl, daß diese aus dem Urerlebnis des Wirkens überhaupt erst entstanden ist, das dann erst auf die Vorgänge in der Natur übertragen wurde. Ich will hier Scheler sprechen lassen, der in einer seiner letzten und tiefsten Schriften diesen Sachverhalt mit mustergültiger Klarheit dargelegt hat[94]: „Auch der Kausalbegriff hat seinen Ursprung in der Auswirkung des Vitalzentrums eines Lebewesens auf die Umwelt. Daß ich ein Projekt als durch mich und mein Tun nach einiger Zeit verwirklicht vorfinde, darin habe ich das Urphänomen, an dem der Kern der Kausalkategorie, das ‚Wirken' reflexiv erfaßbar ist... Die Evidenz, ‚dies Sosein ist real geworden durch mich', ist völlig unabhängig von der Erkenntnis, wie solches stattfinde und erfolge; sie ist ebenso sonnenklar als das Wie dunkel ist. Auch liegt diese Urerfahrung viel früher als alle Scheidung, die ich an mir selbst zwischen Leib, Seele, Körper u. dgl. vornehme. Sie ist auch unabhängig von allem Ichbewußtsein und Icherleben. Auch in der ekstatischen Triebhandlung, bei der der Triebimpuls ohne vorhergehende Ichbeziehung in Verwirklichung sich umsetzt, ist ein ‚Beispiel' für dieses ‚Wirken' gegeben.

Ist das Urerlebnis der Kausalität an solchem Beispiel gegeben und wird in Reflexion auf das Erlebnis die Kausalkategorie erfaßt, so wird eben diese Kategorie auch auf das Verhalten der Umweltdinge untereinander übertragen."

Dieser letzte Schritt führt in die Metaphysik hinüber, denn die Annahme eines ursächlichen Zusammenhangs in den Naturdingen deutet etwas in die Natur hinein, enthält eine Behauptung, die nicht

---

[93] Othm. Spann, Kategorienlehre. 1924. S. 6ff. Vgl. die Auseinandersetzung Spanns mit Max Adler auf dem 5. Deutschen Soziologentag in Wien 1926 und seinen Nachtrag in den Kölner Vierteljahrsheften für Soziologie 1927.

[94] Max Scheler, Idealismus und Realismus im Philosophischen Anzeiger. 2, 319/20. Vgl. auch die schönen Schriften von Julius Schultz, Psychologie der Axiome, 1899, und Die Bilder der Materie, 1905, und jetzt wieder M. Heidegger, Sein und Zeit. 2. Aufl. 1926.

„bewiesen" werden kann. Dagegen ist im Kulturgeschehen die Kausalität evidente Realität, die ich an jedem Menschenwerk nachprüfen kann.

Da diese Ansicht Spanns von der Unzulässigkeit der Kausalitätskategorie in den Geistwissenschaften, wie alle Lehren dieses Schriftstellers, weite Verbreitung, namentlich in der Jugend, gefunden hat, so will ich mit einigen Worten sagen, auf welche Gründe sie mir zurückzugehen scheint.

Zunächst wird man bei Spann, der sich ja gern einen „Romantiker" nennen hört, jene instinktive Abneigung gegen jede kausal-genetische Betrachtungsweise vermuten dürfen, die der Romantik immer eigen gewesen ist. Diese eigentümliche Geisteshaltung hat mit der bei ihm gewohnten Schärfe Carl Schmitt herausgearbeitet, wenn er schreibt[95]: „Wenn etwas die Romantik total definiert, so ist es der Mangel jeglicher Beziehung zu einer causa. Sie wehrt sich nicht nur gegen die absolute Kausalität, das heißt gegen ein absolut berechenbares Verhältnis von Ursache und Wirkung, wie es die wissenschaftliche Mechanik voraussetzen muß: auch die in den Wissenschaften vom organischen Leben obwaltende Beziehung von Reiz und Wirkung bleibt immer noch in einem gewissen Rahmen berechenbar und adäquat. In der Bedeutung von ‚Sache' hat das Wort causa auch noch den Sinn einer teleologischen oder normativen Bindung und eines geistigen oder moralischen Zwanges, der eine adäquate Beziehung kennt. Ein absolut inadäquates Verhältnis besteht dagegen zwischen occasio und Wirkung; es ist — da jede konkrete Einzelheit occasio eines unberechenbaren Effekts sein kann, etwa der Anblick einer Apfelsine für Mozart der Anlaß, das Duett ‚la ci darem la mano' zu komponieren — völlig inkommensurabel, jeder Sachlichkeit sich entziehend, a-rational, die Relation des Phantastischen . . ."

Aber auch wenn man die besondere romantische Geisteshaltung Spanns nicht in Rechnung ziehen will, lassen sich genügende Gründe aufweisen, die ihn zu seinem Irrtum geführt haben.

Da scheint mir vor allem der Umstand bedeutsam, daß Spann Kausalität mit mechanischer (äußerer) Kausalität gleichsetzt. Wenn

---

[95] Carl Schmitt, Politische Romantik. 2. Aufl. 1925. S. 120/21.

man nur eine Wirkung a tergo annimmt, dann ist allerdings die Zurückweisung der Kausalitätskategorie durch einen Geistwissenschaftler durchaus berechtigt. Aber es kann sich doch für uns selbstverständlich nur um die sogenannte „psychische" Kausalität, um den nexus finalis, nicht um den nexus effectivus handeln, wie sogleich zu zeigen sein wird.

Sodann kann ich dem verehrten Kollegen den Vorwurf nicht ersparen, daß er einen — sagen wir einmal: ungewöhnlichen — Gebrauch von den Begriffen Sachgrund und Erkenntnisgrund macht, der, soviel ich sehe, einen wesentlichen Teil der Schuld an seiner irrtümlichen Auffassung trägt. Wir lesen hier über die Bedeutung der Schlacht von Waterloo als „Ursache" des Zusammenbruchs der napoleonischen Herrschaft folgendes[96]: „‚Ursache' heißt hier in Wahrheit nur: Grund für ein sinnvoll zusammenhängendes staatliches (usw.) Handeln, also (!) Begriffsgrund, nicht Kausal- oder Realgrund, z. B. logischer Grund für die Handlungen Napoleons etwa für die Niederlage der Krone nach der Schlacht; oder: logischer Grund für die Umgliederung im Staatensystem Europas." Die Sache liegt aber doch wohl so: die Schlacht von Waterloo ist einerseits zweifellos der „Erkenntnisgrund" für die beschriebenen Ereignisse; andererseits aber der Anlaß für den Entschluß Napoleons, die Kaiserkrone niederzulegen. Dieser Entschluß ist aber der Sachgrund, das heißt die Ursache für die tatsächlich erfolgte Niederlegung der Krone. Wie sollte denn diese Niederlegung sonst zustande kommen, wenn nicht vermittels eines sehr realen Handelns, das motiviert ist?!

Die letzten Gedankengänge haben uns schon an die Frage nach der Art der Verursachung im Bereiche des Kulturgeschehens herangeführt. Bei der Wichtigkeit des Problems will ich noch etwas ausführlicher die richtige Auffassung begründen.

Ursachen, das heißt treibende, wirkende Kräfte sind für uns die Motive menschlichen Handelns und nur diese. Niemals dürfen wir uns dazu verführen lassen, die Kausalreihe hinter diese Motive zurückzuverfolgen. Diese Zurückverfolgung ist bei vielen Kulturforschern, insonderheit Nationalökonomen, sehr beliebt und gilt

---

[96] Othm. Spann, Kategorienlehre. S. 13.

geradezu als ein Zeichen tiefgründiger Forschung. Einer besonderen Vorliebe für dieses Verfahren begegnen wir bei den meisten Marxisten, die sich dabei mit Recht auf ihre Meister berufen können. So läßt sich Friedrich Engels über diesen Punkt einmal wie folgt aus[97]: Die Beweggründe der handelnden Personen sind nur von geringer Bedeutung. Es fragt sich vielmehr, „welche treibenden Kräfte wieder hinter diesen Beweggründen stehen, welche geschichtlichen Ursachen (!) es sind, die sich in den Köpfen der Handelnden zu solchen Beweggründen umformen". Diese Frage habe sich der alte Materialismus nie vorgelegt, „weil er die dort (in der Geschichte) wirksamen ideellen Triebkräfte als letzte Ursachen hinnimmt, statt zu untersuchen, was denn hinter ihnen steht, was die Triebkräfte dieser Triebkräfte sind" (!).

Das ist ein ganz unhaltbarer Standpunkt. Gegen die von Engels vorgetragene Ansicht läßt sich zunächst einwenden, daß sie — auch wenn die geforderte Zurückverfolgung der „Ursachen" des Geschehens grundsätzlich zulässig wäre — praktisch unlösbare Aufgaben stellen würde. Denn die Zurückführung würde ja den regressus in infinitum bedeuten, da sich an keiner Stelle der Ursachenreihe mit irgendwelchem Anspruch auf Richtigkeit erweisen ließe, daß es sich nun um „letzte" Ursachen handele. Aber das Zurückgehen hinter menschliche Motive ist grundsätzlich unstatthaft. Wir würden damit auf verstehende Erkenntnis überhaupt verzichten. Diese steht und fällt mit dem Grundsatz: daß „letzte" Ursachen in allem Kulturgeschehen menschliche Motive sind. Dieser Grundsatz, können wir also auch sagen, ist ein Apriori jeder Kulturwissenschaft. Und zwar — wie ich hinzufügen will — sind die Motive Motive aus Freiheit.

Die Annahme der Willensfreiheit bedeutet in diesem Zusammenhange kein ontologisches (metaphysisches), sondern ein logisches („transzendentales") Urteil. Sie allein macht Kulturwissenschaft möglich (und es bleibt dem einzelnen überlassen, ob er sie als Fiktion oder als Realität auffassen will). Ohne diese Annahme verfallen wir der Metaphysik: der guten, wenn wir etwa im menschlichen Willen

---

[97] Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach. 2. Aufl. 1894. S. 44.

eine göttliche Fügung wirksam denken, der schlechten, wenn wir uns dem naturhaften Determinismus verschreiben. Aber wir wollen doch Wissenschaft, wenn auch Kulturwissenschaft treiben, und da müssen wir uns schon dazu bequemen, die eben von mir entwickelten Ansichten für richtig zu halten: Ursachen, auf die wir Kulturgeschehen zurückführen, sind ausschließlich menschliche Motive. Alles andere, vor allem alle Naturtatsachen, können nur als Anlaß oder Bedingung in Rücksicht gezogen werden. Wie man trotz dieser Annahme der Willensfreiheit auch im Bereiche der menschlichen Kultur gewisse Regelmäßigkeiten feststellen kann, werde ich im fünfzehnten Kapitel zu zeigen versuchen.

Unter einem Motiv wollen wir verstehen: den Inbegriff alles Seelisch-Geistigen, das menschliches Handeln bewirkt. Damit ist gesagt, daß bei der Aktkausalität, wie man die seelische Kausalität auch nennen kann, „Geistiges" als notwendiger Bestandteil in den Kausalzusammenhang eingeht: derjenige Umstand, der diese Art der Kausalität von der mechanischen äußeren oder Stoßkausalität am deutlichsten unterscheidet. Menschliches Handeln ist also immer ausgerichtet auf Sinnzusammenhänge, die dem Handelnden selbst oder dem Beobachter als sinnhafter „Grund" erscheinen.

Motive können sehr mannigfacher Art sein. Es lassen sich folgende Gegensatzpaare des Handelns unterscheiden:

1. autonomes — heteronomes Handeln; heteronom ist alles Handeln unter fremdem Willen: etwa des Arbeiters in einer kapitalistischen Unternehmung;
2. traditionales — rationales Handeln;
3. wertrationales — zweckrationales Handeln; das zweckrationale Handeln wiederum kann Zwecken niederen oder höheren Grades dienen: der Unternehmer kann produzieren: um Sachgüter herzustellen, um dadurch Geld zu verdienen, um durch das verdiente Geld diesen oder jenen Zweck zu erreichen.

Kausalgenetisch einen Kulturvorgang erklären heißt: ihn einem bestimmten Motiv als seinem zureichenden Grunde zuordnen.

Diese Feststellungen mußten gemacht werden, um die Frage, die uns am Herzen liegt, zu beantworten: Können wir auch Seelen-

vorgänge „verstehen"? Das heißt also in meiner Sprechweise: ist auch die Erkenntnis der menschlichen Seele „immanente" Erkenntnis? Wir sind damit an das im letzten Menschenalter von Philosophen und Psychologen vielerörterte Problem des Fremdverstehens herangekommen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, nun auch meinerseits an diesen Erörterungen in langen Ausführungen teilzunehmen. Ich will nur kurz meinen Standpunkt darlegen.

Von den aufgestellten Theorien erscheinen mir drei als unhaltbar:

1. die Analogieschlußtheorie, die von Schleiermacher mit seinem Begriff des kombinatorischen Verstehens begründet, von Dilthey, Erdmann, Simmel u. a. ausgebaut worden ist;
2. die Einfühlungstheorie, die wohl von Lipps begründet, von H. Werner u. a. heute vertreten wird;
3. die Identitätstheorie, die als eine sehr geistvolle All-Seelentheorie in fast Fechnerscher Prägung bei Max Scheler in seinen „Sympathiegefühlen" auftaucht, als Gestalttheorie von Koffka gelehrt wird.

Diese Theorien sind teilweise (1. und 2.) empirisch widerlegbar, teils sind sie metaphysischer Natur, wie namentlich die Schelersche All-Seelentheorie.

Richtig dagegen erscheint mir diejenige Theorie zu sein, die zu ihren Vertretern Max Weber, Spranger, Binswanger, Graumann, übrigens auch den Scheler der „Ethik" u. a. zählt, wonach wir Seele durch Geist, im gleichen Geist, an dem alle Seelen teilhaben, verstehen. Wir verstehen seelische Vorgänge, vor allem also Motive, aus dem geistigen Zentrum eines anderen heraus als „intentional" auf etwas gerichtet, an etwas orientiert, das wir kennen. Fremdverstehen ist also immer Fremdsinnverstehen, wobei der Sinn uns vertraut ist. Wie es Schleiermacher schon ausgedrückt hat: wir verstehen immer nur durch das Allgemeine, das Geistige hindurch, „in dem als einem Gemeinsamen sich die inselhaft getrennten Individuen begegnen können".

Gemäß dieser Auffassung hat sich, namentlich in Deutschland, eine neue „verstehende" Psychologie, eine „Geist"psychologie ent-

wickelt, an derem Aufbau übrigens auch die Anhänger anderer „Verstehens"theorien beteiligt sind, nicht zuletzt Dilthey, die von dem Grundgedanken ausgeht, daß die Seele, wie man es ausdrücken kann, selbst ein Sinnzusammenhang, ein Strukturzusammenhang, ein gegliedertes „Ganze" sei, das dank seiner eigenen Gliederung ein geeignetes Organ ist, Sinnzusammenhänge in der Umwelt aufzufassen. Die für unsere Zwecke wichtigen Ergebnisse dieser neuen Einsichten sind vornehmlich folgende:

1. Da alles Handeln geistbezogen ist, so ist jedes Motiv in einen Sinnzusammenhang, in ein besonderes geistiges Beziehungssystem einzuordnen. Es bekommt seine Prägung erst durch diesen Sinnzusammenhang, in dem es wirkt. Dessen Kenntnis ist also die Voraussetzung für sein Verständnis, nicht umgekehrt kann etwa der Sinnzusammenhang aus dem (seelischen) Motiv abgeleitet oder begründet werden. Kapitalismus muß erst da sein, ehe es kapitalistische Motive gibt. Und ich verstehe diese erst, wenn ich weiß, was Kapitalismus ist, wie ich die Motive der Warenhausdiebin erst verstehe, wenn ich den Sinnzusammenhang: Warenhaus kenne. Ich habe an anderer Stelle bereits, dort, wo ich einen falschen Psychologismus in unserer Wissenschaft bekämpfte (siehe S. 166f.), auf diesen wichtigen Sachverhalt hingewiesen, der es einleuchtend macht, daß die Psychologie nie die Grundwissenschaft einer Kulturdisziplin, wie der Nationalökonomie, sondern immer nur eine ihrer Hilfswissenschaften sein kann. Aus demselben Sachverhalt ergibt sich

2. die Einsicht, daß alle psychologischen Kategorien einer Wissenschaft wie der Nationalökonomie historisches Gepräge tragen müssen, daß alle Motive nur gelten für eine bestimmte, geschichtliche Wirtschaftslage. Daraus folgt, daß die Aufstellung allgemeiner Motivtafeln, allgemeiner „Trieb"schemata am Anfang eines Systems, wie sie in unseren verbreitetsten Lehrbüchern so sehr beliebt waren, ein durchaus überflüssiges, ja abwegiges Beginnen ist. Es gibt keine Motive, die in allen geschichtlichen Wirtschaftsverfassungen dieselben sind. Es gibt keine „allgemeine Wirtschaftspsychologie", ebensowenig wie es einen „allgemeinen Wirtschaftsmenschen" (selbst nicht als Fiktion) gibt. Sondern jeder besonderen Gestaltung der Wirtschaft entspricht auch eine besondere Seelenverfassung der

Menschen, auf denen sie ruht. In der primitiven Wirtschaft herrschen andere Motive vor wie im Handwerk, im Kapitalismus andere wie in einer kommunistischen Wirtschaft.

Das Beobachtungsfeld, auf dem die Nationalökonomie hier ihre Untersuchungen anzustellen hat, ist nun nicht mehr das Wirtschaftssystem, das, wie wir gesehen haben, für alles Sachverstehen die Einheit bildet, sondern ist das, was ich die Wirtschaftsepoche genannt habe.

Den verschiedenen Wirtschaftssystemen in der theoretischen Systematik entsprechen in der Geschichte die verschiedenen Wirtschaftsepochen (Wirtschaftsperioden).

Unter einer Wirtschaftsepoche verstehe ich eine Zeitspanne, während welcher ein Wirtschaftssystem in der Geschichte verwirklicht ist, oder: während welcher das Wirtschaftsleben die einem bestimmten Wirtschaftssystem zugehörigen Züge aufweist. Jedes Wirtschaftssystem verwirklicht sich im Rahmen eines anderen, da die menschliche Wirtschaft nicht ohne Wirtschaftssystem denkbar ist. Wenn ein Wirtschaftssystem sich zu entwickeln beginnt, ist immer schon ein anderes da. (Die Frage: ob und gegebenenfalls: wie ein „erstes" Wirtschaftssystem entstanden ist, die gleichbedeutend ist mit der Frage: ob und gegebenenfalls wie der Mensch Mensch geworden ist, sich vielleicht aus dem Tiere zum Menschen „entwickelt" hat, geht uns vom Standpunkt einer verstehenden Geistwissenschaft aus nichts an. Sie gehört in den Bereich der Metaphysik.)

Es ergeben sich nun Zeiträume, in denen ein einzelnes Wirtschaftssystem verhältnismäßig rein sich verkörpert und dem gesamten Wirtschaftsleben den Stempel aufdrückt. Das ist die Hochepoche dieses Wirtschaftssystems. Solche Zeiten sind stilreine Epochen. Bis das Wirtschaftssystem sich vollentwickelt — von seinem Auftreten an —, durchlebt es seine Frühepoche. Diese Frühepoche ist die Spätepoche des verschwindenden oder besser: zurücktretenden Wirtschaftssystems. Früh- bzw. Spätepochen sind stilgemischte Zeiten, Übergangszeiten.

Ich habe dieses Schema der Epocheneinteilung insbesondere auf das kapitalistische Wirtschaftssystem angewendet und die Epochen des Frühkapitalismus, des Hochkapitalismus und des Spätkapitalis-

mus unterschieden. Diese Terminologie hat sich heute schon eingebürgert[98].

Man kann nun die einzelnen Wirtschaftsbereiche, für die man eine „Wirtschaftspsychologie" herausarbeitet, auch noch weiter geographisch abgrenzen und die Eigenheit der wirtschaftlichen Wirkungszusammenhänge etwa in den Volkswirtschaften der einzelnen Länder, in einem Lande alter Kultur und in einem Kolonialande, in einem kleinen und in einem großen Lande usw. aufweisen. Das bleibt letzten Endes dem Takt des Forschers überlassen.

3. Da es die Aufgabe einer systematischen Kulturwissenschaft wie der Nationalökonomie ist, Massenerscheinungen zu deuten, so ist es die Aufgabe des Seelverstehens in einer solchen Wissenschaft, die den Wiederholungen sozialen Geschehens zugrunde liegenden Motivreihen aufzudecken. Die Nationalökonomie wird sich also nicht damit beschäftigen, Einzelmotive aufzuspüren, etwa danach zu fragen: was Herrn Hugo Stinnes zum Aufbau seines Riesenkonzerns bewogen hat, sondern sie wird reale Durchschnittsmotivationen in typisch wiederkehrenden Motivreihen zu ermitteln und sie in konkreten Motivationstypen darzustellen sich angelegen sein lassen.

Diese realen Motivationstypen, über deren Bildung im folgenden Kapitel noch einiges zu bemerken sein wird, sind nicht zu verwechseln mit bestimmten Fiktionen, wie dem homo oeconomicus, über dessen Rolle in unserem Spiel ich mich ebenfalls noch zu äußern habe: siehe das fünfzehnte Kapitel! Vielmehr sind diese Motivationstypen, die die seelenverstehende Forschung herauszuarbeiten hat, Menschen von Fleisch und Blut, die uns jeden Augenblick im Leben begegnen können. Wie ich mir die Lösung der hier gestellten Aufgabe denke, kann man ersehen an den Typen, die ich in meinem „Bourgeois" und im „Modernen Kapitalismus" aufgestellt habe[99]. Im übrigen verweise ich noch einmal auf das folgende Kapitel.

3. Die Grenzen des Verstehens

Von Grenzen des Verstehens und somit Unanwendbarkeit des verstehenden Verfahrens können wir dort noch nicht sprechen, wo

[98] Näheres siehe in meiner „Ordnung des Wirtschaftslebens". 2. Aufl. 1927. S. 30f.

[99] Vgl. die in Anm. 108 angeführte Literatur.

wir einen wirtschaftlichen Zustand nicht aus einer Reihe bewußter Zwecksetzungen heraus verstehen können. So können wir aus den Zwecksetzungen der kapitalistischen Unternehmer zwar den „absoluten" Mehrwert im Marxschen Sinne, weiterhin auch die Vergrößerung der Betriebe als notwendiger, gewollter Mittel verstehen; nicht jedoch die Akkumulation des Kapitals oder den „relativen" Mehrwert. Diese sind ungewollte Wirkungen, bleiben als solche aber verständlich. Kein Unternehmer will zunächst ein Kartell, er will sich nur auf dem Markte durchsetzen. Die Wirkung dieses Strebens ist die Überfüllung des Marktes, die Gefährdung des Unternehmens, und diese wird Anlaß zu dem neuen Motiv des Unternehmers, sich mit seinen Konkurrenten zu einem Kartell zusammenzuschließen. Verstehbarer Zusammenhang. Oder: die Überfüllung des Marktes regt den Unternehmer an, seine Produktion einzuschränken, zu budgetieren: abermals ein neues Motiv und ebenfalls ein verstehbarer Zusammenhang.

Dieser Sachverhalt ist dem Logiker und Psychologen unter der von Wundt eingeführten Bezeichnung der „Heterogonie der Zwecke" bekannt. Wundt versteht darunter die Entstehung von Zwecken aus Nebenwirkungen und Folgen von Handlungen. Das Verhältnis der Wirkungen zu den vorgestellten Zwecken stellt sich eben so dar, daß „in der ersteren stets noch Nebeneffekte gegeben sind, die in den vorausgehenden Zweckvorstellungen nicht mitgedacht waren, die aber gleichwohl in neue Motivreihen eingehen und auf diese Weise entweder die bisherigen Zwecke umändern oder neue zu ihnen hinzufügen"[100].

Die Effekte der Willenshandlungen reichen immer über die ursprünglichen Willensmotive hinaus, und so entstehen neue Motive mit abermals neuen Effekten; auf diese Weise wachsen die Zwecke und Zweckmäßigkeiten, ohne daß die erreichten Ziele von vornherein erstrebt wurden[101]. Die auf den verkehrtesten Vorstellungen

---

[100] W. Wundt, Grundriß der Psychologie. 5. Aufl. 1902. S. 400f. Vgl. die interessante Verwendung der Wundtschen Gedankengänge in der Behandlung der Rechts- und Staatsprobleme bei G. Jellinek, Allg. Staatslehre. 3. Aufl. 1914. S. 47ff.

[101] W. Wundt, Ethik. 2. Aufl. 1903. S. 266. Vgl. Rudolf Eisler, Hand-

beruhenden Zwecksetzungen und Handlungen können ungeahnte Wirkungen von unermeßlicher Bedeutung herbeiführen: sie suchen den Stein der Weisen und finden — die moderne Chemie; sie suchen auf Seewegen Indien und finden — Amerika.

Folgendes Gesamtschema für das Verhältnis von Ursache (Motiv) und Wirkung läßt sich aufstellen, indem wir unterscheiden (Beispiele aus dem Bereich des kapitalistischen Wirtschaftssystems):

1. die beabsichtigten Wirkungen des bewußten Wollens: im Endzweck: unmittelbar: Obsiegen in der Konkurrenz, mittelbar: vielleicht Abschluß eines Kartells; in der Mittelwahl: unmittelbar: Vergrößerung des Betriebes, Herabdrückung der Löhne, mittelbar: vielleicht Prämiierung auf einer Ausstellung;
2. die unbeabsichtigten Wirkungen des bewußten Wollens: notwendige: Erschöpfung der Erzlager; zufällige, das heißt solche, die nicht unvermeidlich sind, weil sie in diesen Willenszusammenhang von außen hereinbrechen, wenn sie auch mit ihm in einem Zusammenhange stehen: Aufstand der Arbeiter, Erfindung eines neuen Verfahrens;
3. die (soziologisch) „zufälligen" Ereignisse, die ohne jeden Zusammenhang mit den Strebungen der Wirtschaftssubjekte sind: ein Krieg (sofern er nicht auf „kapitalistische" Ursachen zurückgeht), die Entdeckung Amerikas. Hier begegnen sich zwei ganz fremde Willensreihen.

Immer aber — das mag noch einmal betont werden — bleiben wir hier im Bereiche des Verstehens und brauchen keinerlei „List der Vernunft" oder sonst eine überirdische Hilfskraft zu bemühen, um die Zusammenhänge zu durchdringen. Wieweit hier eine über den Willen des einzelnen hinaus sich durchsetzende „Gesetzmäßigkeit" anzunehmen ist, werde ich im fünfzehnten Kapitel untersuchen.

Ebensowenig liegt eine Grenze für die Anwendbarkeit unseres Verfahrens in der subjektiven Unfähigkeit, zu verstehen. Man darf Verständlichkeit und Verstehbarkeit, sagte ich schon, nicht mit-

---

wörterbuch der Philosophie. 1913. s. v. „Heterogonie der Zwecke", wo auch die Vorläufer dieser Idee aufgezählt werden.

einander verwechseln. Es ist möglich, daß nur wenige einen Sinnzusammenhang verstehen, wie die Einsteinsche Theorie oder Nicht-Chinesen die chinesische Sprache; es ist möglich, daß einen anderen überhaupt kein Lebender versteht, wie die Hettiter-Sprache. Darum bleiben es doch verstehbare Zusammenhänge. Das wäre auch für unser armes Fach schlimm, wenn die Verstehbarkeit schon da aufhörte, wo die Unverständigkeit der Nationalökonomen anfängt!

Nun aber gibt es doch auch wirkliche Grenzen des Verstehens. Wir können sie, vom Bereiche des Verstehens aus gesehen, als solche bezeichnen, die diesem nach unten hin und solche, die ihm nach oben hin Schranken setzen.

Grenzen nach unten hin liegen für das Verstehen zunächst dort, wo der Sinn aufhört, obwohl ein Sinn dasein könnte. Weder sind sinnlose Zeichen — unzusammenhängende Buchstaben, Worte oder Sätze — verstehbar, noch sinnloses Verhalten von Menschen. Das heißt nun nicht etwa, daß wir nur sinnvolles Handeln oder gar nur rationales Handeln verstehen. Wir verstehen vielmehr auch irrationales Verhalten, wenn es sinnbezogen oder sinnbeziehbar ist. So etwa eine „Börsenpanik" an einem „schwarzen" Tage. Oder den Taumel der Menschen in einer Haussezeit. Aber völlig sinnloses Handeln, bei dem auch gar keine Beziehung zu einem Sinnzusammenhang ersichtlich ist, verstehen wir nicht. Den Irren verstehen wir nicht. Ebensowenig Idiosynkrasien oder „Komplexe": der größte Teil der Psychoanalyse (Traumdeutung!) fällt aus dem Bereich des Verstehens heraus und ist Naturwissenschaft. Überall wo das „Unbewußte" als Erklärungsgrund auftaucht, hört das Verstehen auf.

Noch weniger vermögen wir dort zu verstehen, wo kein Sinn ist, weil kein verstehbarer Sinn da sein kann. Das ist aber überall dort der Fall, wo Kultur an Natur stößt, wo natürliche Tatsachen das Verhalten der Menschen beeinflussen. Man beachte wohl: wir verstehen die Natur nicht. Das bedeutet selbstverständlich nicht — Gott behüte uns vor einem solchen Irrwahne! —, daß wir überzeugt wären, die Natur habe keinen „Sinn". Aber ihn zu erfassen, reichen die Erkenntnismittel der Wissenschaft nicht aus. Wer einen „Sinn" der Natur zu kennen behauptet, muß sich bewußt sein, daß ihm dieser Sinn durch Offenbarung erschlossen ist.

Kultur stößt nun aber offenbar sehr häufig an Natur. Ist doch die Kultur aus Seele, Geist und Körper aufgebaut, ist doch alles menschliche Handeln in den Zusammenhang des natürlichen Geschehens verkettet! Alle Kultur, und nicht zuletzt die Wirtschaft, wird bestimmt durch Rasse, Volkscharakter, Vererbung, Klima, Boden, Naturereignisse aller Art. Überall dort nun, wo wir diese natürlichen Gegebenheiten nur als Anlaß oder Bedingung menschlicher Motive betrachten — etwa das Klima als bestimmenden Umstand bei der Entfaltung des Willens zur Arbeit —, mögen sie dazu beitragen, menschliches Handeln verständlich zu machen. Aber das Verstehen setzt auch hier Verstehen der Motive voraus. Wo dieses Zwischenglied fehlt, nützt uns auch die zuverlässigste Statistik nichts, um Zusammenhänge zwischen Seele oder Geist und Natur uns verständlich zu machen. „Fehlt die Sinnadäquenz, dann liegt selbst bei größter und zahlenmäßig in ihrer Wahrscheinlichkeit angebbarer Regelmäßigkeit des Ablaufs (des äußeren sowohl wie des psychischen) nur eine unverstehbare (oder nur unvollkommen verstehbare) statistische Wahrscheinlichkeit vor."[102]

Wie deshalb die Häufung statistischer Angaben so lange keinen Wert oder doch höchstens einen vorläufigen Wert hat, solange mit Hilfe anderer Quellen die zugrunde liegenden Erscheinungen nicht verstehbar gemacht werden, hat unlängst wieder Ferdinand Tönnies urteilsvoll dargelegt[103].

Wie wir uns als Nationalökonomen in solchen Fällen, in denen wir auf die Einflüsse von Naturtatsachen stoßen, zu verhalten haben, werde ich im sechzehnten Kapitel zeigen.

Auf der anderen Seite stößt das Verstehen an Grenzen nach oben hin. Sie liegen dort, wo der Bereich der Erfahrung und des evidenten und mitteilbaren Erlebnisses überschritten wird und der Gedanke vordringt in das Reich des Absoluten, also überall dort, wo der Sinnzusammenhang über den immanenten Sinn der Kulturideen hinaus auf ihren transzendenten Sinn hinweist: wir vermögen zwar zu verstehen, was Wirtschaft ist, aber nicht mehr, was Wirtschaft soll. Denn um das zu verstehen, müßten wir eines Gottes Geist haben,

[102] Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. A. a. O. S. 5/6.

[103] Ferd. Tönnies, Statistik und Soziographie im Allgem. Statist. Archiv. Bd. 18. 1929. S. 546ff.

dem auch der Sinn der „Welt", des Menschen, des Lebens vertraut ist. Hier geben wir die Fäden unserer Erkenntnis ab an den Metaphysiker, der sich anderer Forschungsweisen als der verstehenden Methode bedient, um die Wahrheit zu ergründen.

Vierzehntes Kapitel
Die Begriffe

1. Die Eigenart der kulturwissenschaftlichen Begriffsbildung

Die „Kritik der historischen Vernunft", die uns Dilthey in Aussicht gestellt hatte, läßt noch immer auf sich warten. Ihr Fehlen aber macht sich nirgends schmerzlicher fühlbar als in der Logik und ganz besonders wiederum in der Lehre von der Begriffsbildung. Die Lehre von der Begriffsbildung in den Geistwissenschaften hat im letzten Menschenalter keine wesentliche Förderung erfahren: die scharfsinnigsten „Ordnungslehren", die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind, wie etwa die Logiken von Driesch, v. Kries, Pfänder, lassen den Unterschied zwischen Natur- und Geistwissenschaften fast völlig unberücksichtigt. Die älteren Logiken, wie die von Mill, Wundt, Sigwart, die den Geistwissenschaften besondere Abschnitte, ja ganze Bände widmen, stehen doch zu sehr im Banne des naturwissenschaftlichen Denkens, um für die Eigenart der geistwissenschaftlichen Logik den freien Blick zu haben. Die neueste „Logik der Geistwissenschaften", die wir besitzen, die von Rothacker, geht auf das Problem der Begriffsbildung fast gar nicht ein.

Durchaus geistwissenschaftlich denkt Heidegger. Vielleicht schenkt er uns noch die von Dilthey verheißene „Kritik der historischen Vernunft". In dem bisher erschienenen ersten Band seines Werkes läßt die ontologische Einstellung die logischen und methodologischen Probleme noch nicht zur Entfaltung kommen. Aber Heidegger ist doch, soviel ich sehe, der erste Logiker, der als den Lehrbegriff nicht die rote Farbe und nicht den Löwen, sondern den Hammer benützt. Das bedeutet einen gewaltigen Fortschritt und enthält die Aussicht auf Einsichten von unermeßlicher Tiefe.

Unsere Hoffnung setzen wir Geistwissenschaftler auch auf Heinrich Maier. Er gehört zu den wenigen strengen Logikern, die mit

dem Unterschiede zwischen Natur- und Geistwissenschaften Ernst machen. In dem Plane seines großen Werkes ist die Behandlung der beiden Reiche in zwei besonderen Bänden vorgesehen.

Einstweilen aber besitzen wir eine geistwissenschaftliche Logik nicht. Dieses Urteil könnte unbegründet erscheinen angesichts der eifrigen Bemühungen der südwestdeutschen Schule um die Herausarbeitung einer spezifisch kulturwissenschaftlichen Begriffslehre. Die Einseitigkeit dieser Schule, über die ich ausführlich bereits gesprochen habe (siehe oben S. 168ff.), macht sich aber besonders störend fühlbar bei der Lehre von der Begriffsbildung. Hier wird immer nur der Kampf gegen die „Allgemein"=„Gattungs"begriffe geführt und die Kulturwissenschaft (= Geschichte) als das Herrschaftsgebiet des Individualbegriffs hingestellt. Als ob mit dieser Gegenüberstellung das Wesentliche getroffen wäre!

So bleibt denn dem Laien nichts übrig, als sich auf eigene Faust ein Begriffsgebäude zurecht zu zimmern, von dem ich im folgenden den Grundriß mitteile.

Worauf es meines Erachtens ankommt, ist nicht die Zuweisung bestimmter Begriffsarten an die beiden Wissenssphären — in beiden werden dieselben Begriffsarten verwandt! —, sondern der Nachweis der grundsätzlich verschiedenen Begriffsbildung in Natur- und Geistwissenschaften, durch die auch der Sinn der Begriffe ein verschiedener wird. In den Naturwissenschaften erfolgt die Begriffsbildung durch die äußerliche Zuordnung konstanter Merkmale zu einem Gegenstande. Das gilt für die Bildung des „Individualbegriffs", wenn man einen solchen für die Naturwissenschaften gelten lassen will, nicht minder als für die Bildung der Allgemeinbegriffe, bei denen dieses Verfahren in seiner Eigenart besonders deutlich in die Erscheinung tritt.

Daß der Allgemeinbegriff von Naturdingen auf Abstraktion beruhe, das heißt durch Weglassen von Merkmalen entstehe, daß also der Ausgangspunkt die konkrete Mannigfaltigkeit des Einzelgegenstandes, der Endpunkt der entleerte, inhaltsarme, umfangreiche Gattungsbegriff sei, sollte nicht bestritten werden[104].

[104] Die Einwendungen Bruno Bauchs, Die Idee (1926), 132ff., beruhen auf dem Fehler, daß er seinen Beweis mit mathematischen Begriffen führt,

Das dem Naturforscher allein Bekannte ist das Einzelding: er kennt von vornherein nichts anderes als seinen Schimmel — vom Pferd weiß er nichts. Zum Wissen vom „Pferd" steigt er auf durch die Erfassung des in anderen Individuen ähnlichen Aussehens Gleichen, das übrig bleibt, wenn individuelle Merkmale außer acht gelassen werden. Er bildet den Begriff Pferd, indem er nun die in allen beobachteten Exemplaren übriggebliebenen konstanten Merkmale zu einer Einheit verbindet. Und so fort zum Einhufer, Huftier, Säuger, Tier, Lebewesen usw.

Offenbar ist nun das Verfahren, das wir bei der Bildung der Begriffe in den Kulturwissenschaften anwenden, nicht nur von dem eben geschilderten verschieden, sondern es ist ihm geradezu entgegengesetzt. Wir bilden weder den Individual- noch den Allgemeinbegriff durch äußerliche Zuordnung der beobachteten konstanten Merkmale, sondern durch eine Bestimmung der Merkmale aus dem geistigen Zusammenhang, den der Gegenstand bildet oder in dem er steht, heraus. Alle kulturwissenschaftliche Begriffsbildung, so kann man es ausdrücken, erfolgt apriorisch. Den Individualbegriff bilde ich, indem ich dem mir bekannten geistigen Kern die ihm gemäßen Merkmale zuordne. Und bei der Bildung des kulturwissenschaftlichen Allgemeinbegriffs verfahre ich nicht anders. Nicht durch „Abstraktion" bilden wir den Begriff vom Kultur-Allgemeinen, sondern wie man es nennen mag: durch Position. Da alle geisteswissenschaftlichen Allgemeinbegriffe entweder Begriffe von geistigen Vorgängen oder Sinnzusammenhänge von Artefakten sind, so sind sie sämtlich wert- oder sinn- oder zweckbezogen. Der Wert oder Zweck oder Sinn aber ist ebenso allgemein wie besonders: der allgemeine wie der besondere Zweck wurde gleichzeitig von mir erlebt und bei der Begriffsbildung in den Begriff hineingetragen. Logisch aber, werden wir sagen müssen, ist der allgemeine Zweck oder Sinn das Frühere, da er das a priori für die Entstehung des Einzeldinges ist. Grundfalsch wäre es also, hier den Allgemeinbegriff durch allmähliches Aufsteigen von der konkreten Einzelheit sich bilden und ihn also durch „Weglassen" von Merkmalen entstehen zu lassen. Sein

---

die eine viel nähere Verwandtschaft mit geistwissenschaftlichen als mit naturwissenschaftlichen Begriffen haben, ja die vielleicht geistwissenschaftliche Begriffe sind.

Inhalt ist ebenso reich oder vielmehr reicher als der des besonderen Begriffs, da er tatsächlich das Wesen der Sache zum Ausdruck bringt. Während also, wie man es ausdrücken könnte, alle Allgemeinbegriffe von Naturdingen nominalistische Ordnungsbegriffe sind, sind alle Allgemeinbegriffe von Kulturdingen realistische Wesensbegriffe[104a], die nur nachträglich als Gattungsbegriffe gleichsam verwendet werden, sofern man ihnen engere Begriffe unterordnet. Während wir also zu dem Begriff Pferd gelangen, indem wir von Farbe, Größe, Bauart usw. der einzelnen Pferde absehen, bilden wir den Begriff Hammer weiß Gott nicht, indem wir die besonderen Merkmale des Schmiedehammers, Maurerhammers, Goldarbeiterhammers usw. „weglassen", sondern indem wir positiv das „Wesen" des Hammers als eines für bestimmte Zwecke gewählten Werkzeugs, das heißt als Schlagwerkzeug (verlängerter Arm und verhärtete Faust), in dem Begriffe zum Ausdruck bringen. Ebenso schreiten wir zu dem Begriff „Werkzeug" nicht weiter, indem wir Hammer, Spaten, Hacke usw. ihrer Sondermerkmale entkleiden, sondern indem wir die Merkmale der Idee Werkzeug „ponieren", während wir natürlich vom Pferd zum Huftier, zum Säugetier, zum Tier immer nur auf demselben Wege der Entleerung der Begriffe gelangen. Jedes Sachgut, jedes Gerät bildet auf diese Weise einen Allgemein- = Wesensbegriff, dessen Inhalt wir aus innerster Zweck- und Sinnerfahrung heraus erfüllen, aber ebenso jede Einrichtung des Menschengeistes: Staat, Kirche, Betrieb, Stadt, Schule, Heer, Bank, Handel usw.

Wir stellen also fest: alle kulturwissenschaftlichen Begriffe sind Wesensbegriffe, kein naturwissenschaftlicher Begriff ist Wesensbegriff, denn jede Bestimmung eines Wesens an Naturdingen ist Metaphysik, wie wir das früher bereits in Erfahrung gebracht haben. Der Unterschied der Begriffsbildung in den beiden Wissensbereichen entspricht dem Unterschiede der Erkenntnisweisen: der verstehenden, die von innen nach außen erkennt, und der „begreifenden", ordnenden, die am Äußeren haften bleibt.

[104a] Vgl. dazu Sigwart, Logik 1^4, 357ff., 2^4, 220ff. Sigwart sieht, daß beim „Zweckbegriff" das Allgemeine früher als das Spezielle ist, zieht aber nicht die Konsequenz, daß dieser Tatbestand für alle Kulturbegriffe zutrifft. Vielleicht das Tiefste hat über Begriffsbildung unter den Logikern des 19. Jahrhunderts Lotze gesagt. Siehe dessen „Logik" (1874). §§ 9ff.

2. *Die Arten der Begriffe*

Die üblichen Unterscheidungen, von denen auch wir Gebrauch machen werden, betreffen:

1. den Umfang des Begriffs. Danach unterscheiden wir: Individual-, Art- (Gattungs-, Klassen-) Begriffe und Typen.

Daß der Individualbegriff in jeder Kulturwissenschaft eine große Rolle spielt (vielleicht nur in der Kulturwissenschaft in voller Reinheit möglich ist?), unterliegt keinem Zweifel. Alle „historischen Individuen" werden mit seiner Hilfe gebildet, und die alltäglichsten Erscheinungen werden mit ihm erfaßt. Auch in der Nationalökonomie arbeiten wir unausgesetzt mit Individualbegriffen. Solche sind etwa: der moderne Kapitalismus, die deutsche Volkswirtschaft, die Reichsbank.

Dem Individualbegriff gegenüber steht der Art- oder Gattungs- oder Klassenbegriff. Diese Ausdrücke werden in der Regel ohne Unterschied gebraucht. Will man sie unterscheiden, so würden sie je einen verschieden hohen Grad von Allgemeinheit bezeichnen. Mit den naturwissenschaftlichen Begriffen gleichen Namens haben sie nichts zu tun. Der Gattungsbegriff, wie ich diese Begriffsart in Zukunft bezeichnen werde, ist ein abstrakter Allgemeinbegriff niederen oder höheren Grades in dem vorhin schon umschriebenen Sinne, dem — weil er abstrakt ist — keinerlei Anschauung entspricht. Die Nichtrealisierbarkeit bildet ein a priori dieses Abstrakt-Allgemeinen. Ich betone das, was eigentlich selbstverständlich ist, ausdrücklich, weil es von unserem meistgelesenen Nationalökonomen bestritten wird. Nach Othmar Spann[105] gibt es nur „Konkret-Allgemeines" und „Allgemein-Konkretes", weil in jedem Allgemeinen ein Konkretes, in jedem Konkreten ein Allgemeines „enthalten" ist. Das ist unzweifelhaft richtig, nur ist es falsch, daraus den Schluß zu ziehen: „Alles Allgemeine ist anschaulich (konkret)."

Ich stoße hier an eine (subjektive) „Grenze des Verstehens": ich besitze einfach die Gabe nicht, „das Pferd" oder „den Handel" oder „das Werkzeug" zu „schauen". Über den einzelnen Schimmel oder das einzelne Handelskontor oder den einzelnen Hammer komme

---

[105] Othm. Spann, Kategorienlehre a. a. O.

ich nicht hinaus. Andere mögen mehr sehen. Aber es geht nicht an, auf solchen singulären Geistesgaben, wie sie das Schauen des Allgemeinen offenbar voraussetzt, ein wissenschaftliches System aufzubauen, das doch Allgemeingültigkeit beansprucht.

Irrtümlich ist die Ansicht, daß im Bereiche der Kulturwissenschaft oder wenigstens in dem der „Geschichte" kein Platz für abstrakte Allgemeinbegriffe, also für Gattungsbegriffe sei.

Man verkennt vollständig, schreibt einmal Dilthey[106] sehr richtig, das Interesse, das der denkende Mensch der geschichtlichen Welt entgegenbringt, wenn man die Begriffsbildung in ihrem Bereich nur als ein Hilfsmittel ansieht, das Singuläre, wie es ist, abzubilden und darzustellen; über alle Abbildung und Stilisierung des Tatsächlichen und Singulären hinaus will das Denken zur Erkenntnis des Wesentlichen und Notwendigen gelangen: es will den Strukturzusammenhang des individuellen und des gesellschaftlichen Lebens verstehen.

Dazu aber bedarf es der Allgemeinbegriffe, die es natürlich in jeder Kulturwissenschaft ebenso gibt wie in der Naturwissenschaft. Auch der Gattungsbegriff findet hier Verwendung, und zwar in demselben Sinne wie in den Naturwissenschaften, nämlich um darunter Einzelgegenstände oder Gruppen von solchen zu „subsumieren". Welcher Unterschied zwischen der Unterordnung der Begriffe Gymnasium, Mittelschule, Volksschule unter den Begriff Schule und derjenigen der Begriffe Rappe, Schimmel, Fuchs unter den Begriff Pferd obwalten soll, ist nicht einzusehen. Ganz seltsam ist die Vorstellung, die sich in extremen Vertretern der „kulturwissenschaftlichen" Schule findet[107], wonach „Gattungsbegriffe" deshalb für Kulturerscheinungen nicht in Frage kommen sollen, weil sie die unter sie subsumierten Individuen „fungibel" machten. Allerdings sind die Dresdener Bank und die Deutsche Bank nicht „fungibel", aber ist darum der Begriff Bank kein Allgemeinbegriff? Und sind etwa Jupiter und Venus fungibel, weil sie beide Sterne, der Popokatepetl und der Vesuv, weil sie beide feuerspeiende Berge sind?

In der Nationalökonomie bedienen wir uns des Gattungsbegriffs in seinen verschiedenen Abstufungen auf Schritt und Tritt. Etwa:

---

[106] W. Dilthey, Ges. Schriften. 5, 341/42.

[107] Siehe z. B. Stephinger, Zur Methode der Volkswirtschaftslehre. 1907.

Produktionsmittel,	Fabrik,	Effektenhandel,
Werkzeug,	Gesellschaftlicher Betrieb,	Börsenhandel,
Sachgut,	Betrieb,	Handel.

Wir „subsumieren" auch unter Begriffe höheren Grades, genau wie es die Naturwissenschaftler tun, Begriffe niederen Grades:

Geld:	Bank:	Handel:
Metallgeld,	Notenbank,	Großhandel,
Papiergeld,	Kreditbank,	Kleinhandel,
Gutes Geld,	Wechselbank,	Börsenhandel,
Schlechtes Geld,	Diskontobank,	Ausfuhrhandel,
Währungsgeld,	Hypothekenbank,	Baumwollhandel,
Scheidemünze	Staatsbank	Effektenhandel
usw.	usw.	usw.

Sehr häufig verknüpfen wir den Individual- mit dem Gattungsbegriff:

der englische Handel,
das französische Bankwesen,
die Krise von 1857
usw.

Zwischen dem Individualbegriff und dem Gattungsbegriff steht nun aber noch eine dritte, für uns besonders wichtige Begriffsart, das ist der Typus. Über diesen ist im letzten Menschenalter, namentlich in Deutschland, viel nachgedacht und viel geschrieben[108] worden.

---

[108] Aus der umfangreichen Literatur, die sich mit dem Begriff des Typus beschäftigt, sei außer den schon genannten „Logiken", sowie den Schriften von Dilthey, Freyer, Spranger, Max Weber, Heinr. Maier, Wertheimer, Köhler, Switalski noch angeführt: William Stern, Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen. 1911. 3. Aufl. 1921. Ferner kommen hier in Betracht diejenigen Werke, die sich mit der Aufstellung und Beschreibung „typischer" Charaktere beschäftigen oder zu beschäftigen glauben. So Ludwig Klages, Prinzipien der Charakterologie. Zuerst 1910. 3. Aufl. 1921; Ed. Spranger, Lebensformen. 1914. 4. Aufl. 1924; derselbe, Psychologie des Jugendalters. Zuerst 1924; dann oft aufgelegt; Rich. Müller-Freienfels, Persönlichkeit und Weltanschauung. 1919; Karl Jaspers, Psychologie der Weltanschauungen. 1919; 2. Aufl. 1922; C. G. Jung, Psychologische Typen. O. J. (1921; 3. u. 4. Tausend 1925); Ernst Kretschmer, Körperbau und Charakter. 1921, 3. Aufl. 1922; Julius Schultz, Die Philosophie am Scheidewege. 1922; W. Drascher, Auslanddeutsche Charakterbilder. 1929. Vgl. auch meinen Proletarischen Sozialismus. 2 Bde. 1924. I. Bd. 5. Kap.

Der Fehler jedoch, an dem die meisten Schriften kranken, ist der, daß sie den Typenbegriff nur mit Bezug auf die menschliche Seele oder allenfalls die menschliche Gestalt zu bilden versuchen. Wir brauchen aber auch eine Bearbeitung geistiger, ja (in der Nationalökonomie) selbst körperlicher Typen, wie wir sehen werden. Ein anderer Mangel der bekannten Begriffsbestimmungen des Typus ist der, daß in ihnen die Abgrenzung gegen den Gattungsbegriff nicht scharf genug ist. Das gilt z. B. für die Definitionen, die Dilthey und Stern vom Typus geben: Typen sind „Grundformen, die in dem Spiel der Variationen immer wiederkehren. In einem solchen Typus sind mehrere Merkmale, Teile oder Funktionen regelmäßig miteinander verbunden. Diese Züge, deren Verbindung den Typus ausmacht, stehen in solcher gegenseitigen Relation zueinander, daß die Anwesenheit des einen Zuges auf die des anderen schließen läßt, die Variationen in einer auf die einer anderen“[109]. Oder: ein Typus ist „eine Struktur, welche die möglichst reine Ausprägung eines gemeinsamen Zuges und die möglichst geringe Beimischung störender, zufälliger, rein individueller Züge aufweist“[110]. Ich frage mich, ob diese Begriffsbestimmungen auf Begriffe wie Börse, Bank, Fabrik nicht zutreffen und finde, daß sie es tun. Nimmermehr sind aber diese Begriffe Typen, es sind echte „Gattungsbegriffe“. Wir können uns auch nicht dadurch aus der Verlegenheit ziehen, daß wir sagen: „Typen sind nicht extrem (!) begriffliche, sondern begriffsanaloge Bildungen (wie z. B. Charakter, Wesen usw.), die nicht nur merkmalmäßig abstrahieren, sondern gestaltmäßig usw. (!) zusammenfassend fungieren.“[111] Ohne scharfe Begriffe können wir nun einmal keine Wissenschaft treiben: quod non est in conceptu, non est in mundo scientifico!

Wenn wir den Typus richtig bestimmen wollen, so müssen wir uns klar sein, daß es ein Begriff ist, der, wie ich schon sagte, zwischen Individualbegriff und Gattungsbegriff steht. Dem Gattungsbegriff ist er verwandt dadurch, daß er stets die Merkmale mehrerer Individuen zu einer Einheit zusammenfaßt, daß also immer mehrere Individuen unter ihn fallen. Dem Individualbegriff nähert

---

[109] W. Dilthey, Ges. Schriften 4, 270.

[110] W. Stern, Differentielle Psychologie. S. 280ff.

[111] M. Wertheimer, Drei Abhandlungen zur Gestaltstheorie (1925). S. 115.

er sich dadurch, daß die von ihm bezeichnete Wesenheit in gewissem Sinne ein Konkretum ist. Wir können ihn deshalb als konkreten Allgemeinbegriff bezeichnen, müssen uns aber klar sein, daß diese Benennung nur dann keinen Widerspruch im Beiwort enthält, wenn wir eben die Begriffe „allgemein" und „konkret" in einem ganz bestimmt umschriebenem Sinne gebrauchen (besser wäre es, andere Worte zu verwenden). Was ich in diesem Zusammenhange unter „Allgemeinheit" verstehe, sagte ich schon. Konkretum im geistwissenschaftlichen Verstande, der hier allein in Betracht kommt, will ich aber nennen: im Bereich des Geistigen ein realisierbares Gebilde, im Bereich des Seelisch-Leiblichen einen lebensfähigen Menschen und im Bereich des Stofflichen einen sicher bestimmbaren Gegenstand. Ein Typus ist also ein Begriff, der eines dieser Konkreta bezeichnet, ohne Individualbegriff zu sein. Wir können der größeren Deutlichkeit halber auch sagen: er ist ein Allgemeinbegriff, der so viel Merkmale enthält, daß der durch sie bezeichnete Gegenstand wirklich sein kann. Der Typus, das folgt aus dem Gesagten, wird immer nahe der infima species stehen, vielleicht nur diese umfassen. Ob es im Bereiche der Naturerkenntnis „Typen" gibt, lasse ich dahingestellt. In der lebendigen Natur könnte ich mir eine Typenbildung denken. Daß Tier, Säuger, Huftier, Einhufer, Pferd nicht als Typen gefaßt werden können, leuchtet ein. Wohl aber vielleicht ein Trakehnerhengst, eine englische Vollblutstute, ein russisches Pferdchen. Das eigentliche Anwendungsgebiet für den Typusbegriff sind aber die Kulturwissenschaften. Ich will ein paar Beispiele nationalökonomischer Begriffe anführen, die wir als Typenbegriffe ansprechen können.

Geisttypen: das märkische Rittergut, der niedersächsische Bauernhof, der elsässische Weinberg, das gemischte Montanwerk, die Großbank, der Typenhandel in Baumwolle, eine „mittelgroße" Baumwollspinnerei, das großstädtische Warenhaus im Westen, desgleichen im Osten oder Norden einer Stadt, das großstädtische Elektrizitätswerk, die mittlere Hypothekenbank.

Die meisten dieser Begriffe sind jedoch nur Typen in einer mehr oder weniger weiten zeitlichen und geographischen Beschränkung: etwa muß „das gemischte Montanwerk" noch auf den rhei-

nisch-westfälischen Bezirk und das Jahrzehnt 1900—1910 eingeschränkt werden. Dann aber stellt es in der Tat ein realisierbares, ja sogar schon realisiertes Gebilde dar. Ein Warenhaus in dem eleganten Viertel einer Großstadt mag noch „wesentliche" Unterschiede aufweisen zwischen Paris, London und Berlin, ebenso zwischen München und Leipzig, sowie in allen Fällen zwischen 1929 und 1909. In einem bestimmten Umkreise von Raum und Zeit aber wird es „typisch" usw.

Wo hier die Grenze zu ziehen ist, muß der Takt des Forschers entscheiden, von dem ja so viel, so viel in unseren Wissenschaften abhängt. Viel sicherer läßt sich bestimmen, welcher Begriff niemals ein Typus sein kann, sondern Gattungsbegriff ist: siehe z. B. die Aufzählung auf Seite 240.

Personentypen: der Londoner Broker, der Pariser Makler, der bremische Überseekaufmann, der ostelbische „Junker" (oder nur: der märkische, pommersche, ostpreußische usw. Junker), der mittelalterliche Schuster, Schneider usw. (nicht: Handwerker), der großstädtische Metallarbeiter, der Baumwollspinner, der Puddler, der herrschaftliche Chauffeur, der Sonntagnachmittagsaushilfkellner, der Kellner in einem Luxusrestaurant, die Münchener Kellnerin (gewiß nicht: der Kellner oder die Kellnerin, die vielmehr Gattungsbegriffe sind, ebenso wie Proletarier oder Lohnarbeiter), der Gewerkschaftsbeamte, der Fachmann, Kaufmann, Finanzmann im Zeitalter des Hochkapitalismus (Unternehmer: Gattungsbegriff), der Wolgaschiffer, der Berliner Portier oder Budiker.

Auch für diese Art von Typen gilt das vorhin Gesagte: daß die meisten einer zeitlichen oder geographischen Einschränkung bedürfen, um zu gelten. Bei den Personentypen gibt es ein gutes Mittel, um zu prüfen, ob es echte Typen sind: die gemeinte Person muß bildlich dargestellt werden können, sei es im Ernst, sei es im Spaß (als Karikatur). Man erinnere sich so mancher vortrefflicher Bilder, Zeichnungen oder Bildwerke, um die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt zu finden. Meister der Menschen-„Typen"-, insonderheit Berufs-Typen-Darstellung waren Pauquet, Daumier, Gavarni, Meunier, Menzel.

Groß in der Herausarbeitung der menschlichen Typen sind von jeher die Franzosen gewesen seit den Tagen Montaignes und Labruyères. Eine prachtvolle Sammlung sozialer „Typen" enthält das große Werk: „Les Français peints par eux mêmes", in dem die besten Schriftsteller und Zeichner Frankreichs aus den 1830er und 1840er Jahren Vertreter sämtlicher damaliger Berufe beschrieben und dargestellt haben.

Sachtypen: als solche kommen alle Warentypen oder Standards in Betracht, die an den Börsen gehandelt werden. Sie werden bekanntlich unter dem Gesichtspunkt der mechanischen oder chemischen Beschaffenheit des Gegenstandes gebildet und bestehen für Baumwolle, Wolle (zum Teil), Petroleum, Kaffee, Zucker, Getreide (zum Teil), Öle, Hölzer, Kupfer, Eisen, Träger, Profileisen, bestimmte Garnnummern u. a.

Was es mit dem Typusbegriff auf sich habe, kann man an diesen Warentypen besonders deutlich erkennen, weil hier ja der Typus bewußt, im Hinblick auf ganz bestimmte Zwecke, geschaffen worden ist. Der Zweck ist: Waren ganz besonderer Beschaffenheit als solche kenntlich zu machen, damit man sie ohne Bezugnahme auf einen individuellen Posten handeln und (wo der Terminhandel in ihnen nicht Selbstzweck ist) für irgendwelche Zwecke verwenden kann. Petroleum, Baumwolle, Kaffee sind ganz unbestimmte, „abstrakte" Gattungsbegriffe. Eine Bestellung auf eine Partie Petroleum, Baumwolle, Kaffee hat bei der großen Verschiedenheit der Qualitäten keinen Sinn. Darum sind „Typen" gebildet: Standard white, good middling fair, good average Santos usw., die nun für den Händler eine fest umschriebene Qualität dieser Warenart bedeuten.

Eine Unterscheidung der verschiedenen Begriffe, die ebenfalls jede „Logik" enthält und die ich nur der Vollständigkeit halber verzeichne, ist die Unterscheidung nach dem Inhalt der Begriffe in

2. Einzel- und Kollektivbegriffe, je nachdem sie Einzeldinge oder „Kollektiva", also Ganze, die aus Individuen bestehen, erfassen. Die Kollektivbegriffe spielen begreiflicherweise in einer Wissenschaft wie der Nationalökonomie eine große Rolle. Hierher gehören also Begriffe wie Kartell, Konzern, Betrieb, Gewerkschaft, Genossenschaft, Börse. Die Einteilung in Einzel- und Kollektivbegriffe kreuzt sich mit

der in Individual- und Allgemeinbegriffe: der Einzelbegriff kann ein Individualbegriff (Reichsbank) oder ein Allgemeinbegriff (Bank), der Kollektivbegriff kann ebenso beides sein: Konzern der D-Banken — Bankkonzern.

Nun will ich aber noch eine dritte Unterscheidung machen, die nicht gemacht zu werden pflegt und die mir doch sehr wichtig zu sein scheint, das ist die Unterscheidung nach der Gattung der Begriffe in

3. Ideal- und Realbegriffe. Die Unterscheidung hat natürlich nur einen Sinn im Bereiche der Kulturwissenschaft, die Wesenserkenntnis gewinnt.

Idealbegriffe nenne ich diejenigen, bei denen das Wesen des Gegenstandes in voller Reinheit zum Ausdruck gebracht wird. Sie entstehen durch Ausscheidung aller nicht wesentlichen Merkmale und „Steigerung" aller Wesensmerkmale. Bei der Bildung solcher Idealbegriffe ist alle „Wertung" auszuschalten: es handelt sich nicht um die Erfassung des „Vollkommenen", sondern des „Wesentlichen".

Realbegriffe sind demgegenüber diejenigen, die die Gegenstände in ihrer zufälligen (empirischen, historischen) Gestalt erfassen. Sie entstehen durch Zusammenstellung der empirisch nachweisbaren Merkmale (natürlich auf der Grundlage der Wesenserfassung, auf der, wie wir sahen, alle kulturwissenschaftliche Begriffsbildung beruht).

Diese Unterscheidung in Ideal- und Realbegriffe wird hoffentlich dazu beitragen, den Begriff des „Idealtypus" zu klären, den Max Weber in unsere Wissenschaft eingeführt hat und über den seitdem eine umfangreiche Literatur erschienen ist[112]. So bedeutsam dieser Begriff ist, so wenig geklärt ist er. Weder Max Weber selbst, noch diejenigen, die nach ihm sich dieses Begriffes angenommen haben, sind bemüht gewesen, ihn in logisch einwandfreier Weise zu be-

[112] Aus dem Schrifttum, das die Terminologie Max Webers zum Gegenstande hat, seien genannt: A. von Schelting, Die kulturwissenschaftliche Begriffsbildung bei Max Weber im Archiv für Sozialwissenschaft usw. Bd. 49. Hans Oppenheimer, Die Logik der soziologischen Begriffsbildung mit besonderer Berücksichtigung von Max Weber. 1925. Vgl. dazu Andreas Walther in den Göttinger Gelehrten Anzeigen. 1926, und im Jahrbuch für Soziologie. Bd. II. Hermann J. Grab, Der Begriff des Rationalen in der Soziologie Max Webers. 1927. Bernhard Pfister, Die Entwicklung zum Idealtypus. 1928.

stimmen. Sonst hätte es nicht vorkommen können, daß man den Begriff des Idealtypus auf Erscheinungen, wie das Christentum oder den modernen Kapitalismus, also auf historische Individuen, angewandt hätte. Ein Individualbegriff kann doch nie und nimmer ein „Typus" sein, und sei dieser noch so „ideal".

Die ziemlich dunkle Lage wird, wie mir scheint, durch die schlichte Einsicht aufgehellt, daß man den Gegensatz: ideal — real auf alle Begriffsarten gleichmäßig anwenden kann, also auf Individualbegriffe, Gattungsbegriffe und Typen.

Ein Ideal-Individualbegriff ist derjenige, der die Wesenheit eines Individuums zum reinen Ausdruck bringt, dasjenige also, was ein Individuum sein könnte, wenn es seinem Wesen voll entspräche, ein Begriff, der die „Idee" des Individuums erfaßt. Ein Real-Individualbegriff dagegen ist derjenige, der die „zufällige" empirische Beschaffenheit des Individuums darstellt. Also etwa: der Begriff der Reichsbank, wie er dem Statut und den Absichten des Gesetzgebers entsprechen würde, und der Begriff der Reichsbank, wie diese in einem beliebigen Jahre tatsächlich gestaltet ist.

Nach demselben Verfahren kann man beim Gattungsbegriff und beim Typus die Unterscheidung in Ideal- und Realbegriff vornehmen.

Der reale Begriff wird in allen Fällen Abweichungen vom idealen Begriff aufweisen, die wiederum „typisch" sein müssen beim Typus, dagegen Massenerscheinungen beim Gattungsbegriff und zeitliche Abweichungen beim Individualbegriff sind.

3. Die Begriffe im System

Nach einem bekannten Ausspruch Schmollers war es dessen Meinung (und diese Meinung darf als die herrschende angesehen werden), daß die Wissenschaft der Nationalökonomie entstände durch die Zusammenfassung der „nationalökonomischen Erscheinungen" zu einem System. Diese Auffassung ist doch wohl nicht haltbar. Danach müßte es „nationalökonomische Erscheinungen" geben, deren wir uns nur zu bemächtigen hätten. Aber was sollte sie erzeugen? In Wirklichkeit liegt die Sache wohl umgekehrt: erst müssen wir ein nationalökonomisches System, d. h. eine Grundidee haben und dann erst können wir bestimmen, was eine nationalökonomische Erscheinung ist. Für jeden (wissenschaftlichen) Be-

griff gilt der Satz: daß ihm der Begriff des Systems zur Voraussetzung seiner Möglichkeit und Geltung und damit zur Grundlage seines Begriffswerts dient, da jeder Begriff Begriff nur im System ist[113]. Aus dieser Einsicht, die grundlegend für alle wissenschaftliche Begriffsbildung ist, ergibt sich auch die Unstatthaftigkeit einer Übertragung von Begriffen aus einer Wissenschaft in die andere: ein Verfahren, das in der Nationalökonomie besonders häufig beliebt wird.

Die Nationalökonomie hat sich die längste Zeit mit Begriffen beholfen, die sich wie Landstreicher zwischen den verschiedenen Landesgrenzen herumtrieben, ohne recht zu wissen, wo sie eigentlich heimatberechtigt waren. Aus solchem vagierenden und vagabundierenden Gesindel hat die Nationalökonomie mit Vorliebe die Cadres ihrer Begriffsarmee ausgefüllt: Wert — Bedürfnis — Gut — Lust — Unlust — Nutzen usw., und hat diesen hergelaufenen Burschen sogar die Würde der „Grundbegriffe" verliehen.

Ehrliche und landesgebürtige nationalökonomische Begriffe sind nur die auf das System der Nationalökonomie bezogenen Begriffe. Da dieses sich, wie wir im zwölften Kapitel gesehen haben, aus drei Arten von Ideen aufbaut, so ergeben sich auch drei verschiedene Arten nationalökonomischer Begriffe. Das sind

1. die allgemein-ökonomischen Hauptbegriffe, das heißt diejenigen Begriffe, die auf die Grundidee direkt bezogen sind und somit für alle Wirtschaft gelten. Also etwa: wirtschaftliches Gut, Produktion, Produktionsmittel, Produktivität, Wirtschaftsbetrieb, Ertrag, Einkommen usw.;

2. die historisch-ökonomischen Hauptbegriffe, das heißt diejenigen, die auf die Idee des Wirtschaftssystems bezogen sind und somit nur für ein bestimmtes Wirtschaftssystem gelten. Also etwa: kapitalistische Unternehmung, Kapitalzins, Grundrente, Arbeitslohn, Börse, Expansionskonjunktur;

3. die Hilfsbegriffe, das heißt diejenigen, die im Hinblick auf eine bestimmte Arbeitsidee gebildet werden. Also etwa: Zahlungsbilanz, Standort, produktive Kräfte, Interdependenz (der Marktvorgänge) usw.

---

[113] Siehe die guten Ausführungen (im Anschlusse an Kant) bei A. Liebert, Wie ist kritische Philosophie überhaupt möglich? 1918. S. 30f.

Fünfzehntes Kapitel
Die Gesetze

1. Die Begriffe: Gesetz und Gesetzmäßigkeit

Wir haben bereits an zwei Stellen von „Gesetzen" und „Gesetzmäßigkeit" im Wirtschaftsleben Kenntnis erhalten: bei der Erörterung der richtenden und der ordnenden Nationalökonomie. In beiden sind wir diesen Begriffen begegnet, und ich habe ihren Inhalt dogmatisch dargestellt, ohne mich der Mühe zu unterziehen, die Begriffe „kritisch" zu untersuchen.

Wenn wir uns jetzt vor die Frage gestellt sehen: ob es in der verstehenden Nationalökonomie auch Gesetze und Gesetzmäßigkeit gebe, und welchen Wesens diese etwa seien, müssen wir uns doch einen Augenblick besinnen auf die Bedeutung, die den vielgebrauchten Wörtern zukommt.

Das Ergebnis einer Durchmusterung des umfangreichen Schrifttums[114] ist dieses: daß eine einheitliche Sinngebung der Begriffe nicht besteht und im ganzen ein ziemlicher Wirrwarr unter den Geistern herrscht[115]. Es bleibt uns also nichts übrig, als selbst den Sinn der Worte zu bestimmen.

Wenn wir auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Gesetz" zurückgehen, so finden wir, daß der Ausdruck aus der Rechtssprache stammt: Gesetz heißt soviel wie unverbrüchliche Norm (Vorschrift), die keine Übertretung zuläßt. Gesetzmäßigkeit würde dann der dem Gesetze entsprechende Zustand (oder das dem Gesetze entsprechende Verhalten) sein.

Gleichzeitig wird das Wort in den Religionen (am schroffsten in der jüdischen) verwendet, um die von Gott gesetzte Norm oder

---

[114] Siehe die Übersicht in Eislers Wörterbuch der Philosophie. S. v. Gesetz.

[115] Die ganze Verfahrenheit des Problems „Gesetz" ersieht man am besten aus der zusammenfassenden Darstellung bei Rudolf Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart; der Grundbegriffe der Gegenwart, 5. Aufl. 1916. S. 148ff. Das Schrifttum über den Gesetzesbegriff ist unübersehbar. Eine Aufzählung würde Seiten füllen; ich verzichte deshalb darauf und verweise auf die (unvollständige) Zusammenstellung bei Eisler. Auf die wichtigsten Erscheinungen habe ich am geeigneten Ort aufmerksam gemacht.

Ordnung der Welt als „Gesetz" und den ihm entsprechenden Ablauf der Welt als „Gesetzmäßigkeit" zu bezeichnen.

Aus dem Sinnbereiche des Rechts und der Religionen ist der Ausdruck dann in die philosophische Sprache übergegangen, um damit die verbindliche Sittennorm mit der Würde der Unverletzlichkeit zu bekleiden: die Gebote der Sittlichkeit heißen bei Kant[116] Gesetze, weil sie „dem Willen kein Belieben in Ansehung des Gegenteils frei" lassen.

Zu einem naturwissenschaftlichen Fachausdruck wird das Wort „Gesetz" in der Zeit, als man noch an die „Gesetzmäßigkeit" der Natur, das heißt an einen in der Natur sich auswirkenden göttlichen Plan, glaubte. Als dann dieser Glaube abhanden kam, als man die Natur „entgötterte", als man auf jede Annahme einer Gesetzmäßigkeit in der Natur verzichtete, ist — aus alter Gewohnheit — der Ausdruck „Gesetz" weiter verwandt worden, obwohl er allen Sinn verloren hatte: man brauchte ihn jetzt, um etwas völlig anderes, als er früher bezeichnete, damit auszudrücken, nämlich Formeln, in die man Erfahrungssätze faßte, also „Regeln". Es gab von nun an zwei grundverschiedene Bedeutungen des Wortes „Gesetz": Rechts-, göttliches, Sitten-Gesetz einerseits und Naturgesetz andererseits, die nicht mehr miteinander zu tun haben als das Schloß am Meer und das Schloß an der Tür, die auch beide denselben Namen tragen.

Auf die Kulturvorgänge und mit besonderer Vorliebe die Wirtschaft ist dann das Wort in seiner doppelten Bedeutung weiter übertragen worden: die richtende Nationalökonomie nahm den Begriff des „Gesetzes" auf in seiner ursprünglichen Bedeutung, die ordnende Nationalökonomie in seiner Bedeutung als Naturgesetz.

Die richtende Nationalökonomie hat, wie ich zu zeigen versucht habe, eine Gesetzmäßigkeit der Wirtschaft angenommen, die sie in ihrer Blütezeit religiös verankerte, um dann später, als mit dem Gottesglauben der Glaube an eine göttliche Welt- (und Wirtschafts-) ordnung gefallen war, einen planmäßigen Ablauf der Geschichte auf eine sehr mysteriöse „Naturgesetzmäßigkeit" zu begründen. In diesem

---

[116] Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. 2. Abschnitt.

entarteten Sinne verwendeten z. B. Marx und Engels das Wort „Gesetz": „eine Gesellschaft (kann) dem Naturgesetz ihrer Bewegung auf die Spur kommen" heißt es bei Marx[117], kann ihren „ordre naturel" entdecken, wie es bei den Physiokraten geheißen haben würde. Auf die Annahme derselben mysteriösen „Gesetzmäßigkeit" läuft auch der Schwindel hinaus, den man eine Zeitlang mit den „statistischen Gesetzen" Ad. Quetelets[118] und seiner Schule getrieben hat, wonach eine unsichtbare Hand, ein „geheimes Gesetz" die Eheziffern und die unfrankierten Briefe in ihrem Umfang bestimmen sollte. Man nimmt die Verirrung Quetelet selbst, der Direktor der Sternwarte und Professor am Museum zu Brüssel war, weniger übel als vielen Männern, die ihm gefolgt sind, obwohl sie das Studium der Gesellschaft berufsmäßig betrieben.

Die Anhänger der ordnenden Nationalökonomie, für die es sinngemäß eine Gesetzmäßigkeit des Wirtschaftslebens nicht geben kann, sind sämtlich — folgerichtig — von dem Begriff des Naturgesetzes, also des Pseudo„gesetzes" im Sinne einer Aufstellung von Formeln für Regelmäßigkeiten, ausgegangen und haben zu diesem Begriff verschieden Stellung genommen.

Die einen haben ihn ohne weiteres — tale quale — übernommen. So die konsequentesten Denker naturwissenschaftlichen Bekenntnisses: die Equilibristen Paretoscher Observanz: siehe S. 135f.

Andere[119] lassen den „Gesetzes"begriff mit Einschränkungen für die Wirtschaft gelten: es bestehe, meinen sie, zwar kein grundsätzlicher, aber doch ein gradueller Unterschied zwischen Naturgesetzen und sozialen Gesetzen: diese seien „spezifischer", weil auf einen engeren Umkreis von Bedingungen beschränkt, die Bedingungen seien

---

[117] Über den Begriff der Gesetzmäßigkeit bei Marx und Engels, der bei ihnen einen sehr verschiedenen Inhalt hat, habe ich ausführlich gehandelt im 15. Kapitel des ersten Bandes meines „Proletarischen Sozialismus". 1924.

[118] Ad. Quetelet, Sur l'homme et le développement de ses facultés ou (!) essai de physique sociale. 2 Vol. 1838; idem, Du système social et des lois qui le régissent. 1848; dasselbe deutsch: Zur Naturgeschichte der Gesellschaft. 1856; idem, Physique sociale. 2 Vol. 1859; deutsch (!) von Valentine Dorn. 2 Bde. 1914/21.

[119] Der bedeutendste Vertreter dieser Ansicht ist F. Eulenburg; siehe seine mehrfach zitierten und noch zu zitierenden Arbeiten.

meist nur an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten erfüllt. Aber es gäbe in der Gesellschaft ebensogut „Gesetze" wie in der Natur, das heißt also: man könne gesellschaftliche Erscheinungen ebensogut auf Regeln bringen wie die Naturerscheinungen.

Diese Auffassung hält eine dritte Gruppe[120] von Forschern — ganz unberechtigterweise, wie ich bemerken will — für falsch. Nach ihrer Meinung gibt es in der Gesellschaft, also auch in der Wirtschaft, überhaupt keine „Gesetze" im Sinne der Naturgesetze. Sie begründen ihren Standpunkt mit dem Hinweis darauf, daß die gesellschaftlichen Erscheinungen zu „kompliziert", daß sie nicht meßbar, nicht berechenbar, nicht beständig seien, oder mit dem Hinweis auf die Freiheit des menschlichen Willens. Keine dieser Tatsachen bildet einen hinreichenden Grund, um die Möglichkeit auszuschließen, Regeln für menschliches Verhalten aufzustellen.

Die Vertreter der verstehenden Nationalökonomie können nun mit den beiden Begriffen von Gesetz und Gesetzmäßigkeit, die ich eben kurz besprochen habe, nichts anfangen: den Gesetzesbegriff der richtenden Nationalökonomie müssen sie ablehnen, weil er metaphysisch ist, den der ordnenden Nationalökonomie, weil er dem Grundgedanken der verstehenden Nationalökonomie widerspricht, die eben wirtschaftliche Erscheinungen verstehen und nicht bloß ordnen will. Der naturwissenschaftliche „Gesetzes"begriff käme für sie höchstens als Hilfsmittel des Verstehens in Frage.

Aber liegt in der Richtung des Verstehens nicht doch vielleicht die Möglichkeit, zu einer echten Gesetzmäßigkeit und zu echten Gesetzen zu gelangen, wie sie die richtende Nationalökonomie kannte und kennt? Mit anderen Worten: gibt es nicht verbindliche Normen, denen das Wirtschaftsleben untersteht, oder: aus dem Imperativischen in das Indikative übersetzt: kennt das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen nicht doch das Verhältnis der Notwendigkeit des Seins und Geschehens? Und hat dieser Gedanke nicht doch auch vielleicht Platz in einer Gesellschaftswissenschaft, das heißt: können wir ihn seines metaphysischen Gewandes entkleiden? So stellt sich die Frage nach der Gesetzmäßigkeit (und den Gesetzen)

---

[120] Siehe z. B. Karl Diehl, Theoretische Nationalökonomie. Band I: Einleitung in die Nationalökonomie. 2. Aufl. 1922.

der Wirtschaft, wenn wir sie vom Standpunkt einer verstehenden Nationalökonomie aus erheben. Es ist die Frage aller Kulturwissenschaften und aller Geschichte: ob sie, wenn man sie aus den Schlingen der Naturwissenschaft befreit, unweigerlich zu dem Allheilmittel der „schöpferischen Intuition" greifen, das heißt dem Irrationalismus anheimfallen oder zur Metaphysik werden müssen[121].

Zweifellos gibt es nun einen Weg, um zur Einsicht von Gesetzmäßigkeit und Gesetzen im Sinne notwendigen Seins und Geschehens auch in unserem Kulturgebiet zu gelangen, der an der Metaphysik vorbeiführt. Wir brauchen uns, um ihn zu finden, nur auf die Tatsache zu besinnen, daß wir auch im Bereiche der wissenschaftlichen Erkenntnis „notwendige" Wahrheiten besitzen. Es sind die schon Aristoteles bekannten Vérités de raison Leibnizens, das heißt aber nichts anderes als die Einsichten a priori. Es ist eines der Verdienste Husserls, daß er den Schutt weggeräumt hat, unter dem diese Erkenntnis Leibnizens begraben gelegen hat. Er macht folgende abschließende Bemerkungen zu diesem Problem[122]: „Dem fundamentalen objektiv-idealen Unterschied zwischen Gesetz und Tatsache entspricht unweigerlich ein subjektiver in der Weise des Erlebens. Hätten wir nie das Bewußtsein der Rationalität, des Apodiktischen erlebt in seiner charakteristischen Unterschiedenheit vom Bewußtsein der Tatsächlichkeit, so hätten wir gar nicht den Begriff von Gesetz, wir wären unfähig zu unterscheiden: Gesetz von Tatsache; generelle (ideale, gesetzliche) Allgemeinheit von universeller (tatsächlicher, zufälliger) Allgemeinheit, notwendige (das heißt wiederum gesetzliche, generelle) Folge von tatsächlicher (zufälliger, universeller) Folge... Leibnizens Vérités de raison sind nichts anderes als die Gesetze, und zwar im strengen und reinen Sinne der idealen Wahrheiten, die ‚rein in den Begriffen gründen', die uns gegeben und von uns erkannt sind in apodiktisch evidenten, reinen Allgemeinheiten. Leibnizens Vérités de fait sind individuelle Wahrheiten, es ist die Sphäre der Sätze, welche über alle übrige Existenz aussagen, mögen sie für uns auch die Form allgemeiner Sätze haben, wie: ‚alle Südländer sind heißblütig'."

---

[121] Siehe die treffenden Bemerkungen bei A. Liebert, a. a. O. S. 48f.

[122] Husserl, Logische Untersuchungen 1^2, 135f.

Notwendigkeit, das heißt Gesetzmäßigkeit, das müssen wir also festhalten, gibt es nicht im Bereich der Erfahrung, wie wir schon wissen (siehe Seite 114ff.): es gibt sie nur im Bereich des Apriori.

Unsere Aufgabe würde also darin bestehen: nachzuforschen, ob es vérités de raison im Bereiche der Wirtschaft gibt. Dabei werden wir unsere Aufgabe auf die beiden Sphären des Verstehens zu erstrecken haben: die Sinnsphäre und die Wirkenssphäre, und werden diese beiden Sphären getrennt auf Gesetzmäßigkeit und Gesetze untersuchen müssen, da, wie sich zeigen wird, sie in einem sehr verschiedenen Verhältnis zu diesen Begriffen stehen.

2. Die Sinngesetze

Es gibt im Bereiche der Kultur, insonderheit der menschlichen Gesellschaft, so etwas wie sinnotwendige Beziehungen. Sie machen das aus, was wir die Sinngesetzmäßigkeit nennen, und die a priori aus dem Sinn abgeleiteten Sätze nennen wir deren Gesetze. Alle sogenannten Wirtschaftsgesetze tragen diesen Charakter, obwohl sie von ihren Vätern meist für etwas ganz anderes angesehen werden. In zahlreichen Fällen wird die folgende Untersuchung auf das hinauslaufen, was man als Entzauberung bezeichnen könnte: die verschiedenen Gesetze werden aus ihrem eingebildeten in ihren wirklichen Stand zurückversetzt. Dabei ist es zuweilen sehr lustig anzusehen, wie hinter einer großen Aufmachung ein silbernes Nichtschen oder ein goldenes Warteweilchen sich verborgen hat, das nun in seiner mitleiderregenden Kümmerlichkeit uns vor die Augen tritt und fast unseren Spott erregt. Das gilt vor allem von der ersten Art wirtschaftlicher Gesetze, die ich die Größengesetze nennen will, obwohl die Bezeichnung ebensowenig genau paßt wie die für die beiden anderen Arten, die ich außerdem unterscheide, nämlich die Strukturgesetze und die Fiktionsgesetze. Diese drei Arten von Gesetzen entsprechen den drei Arten von Gesetzmäßigkeiten, die wir aufstellen können: der mathematischen, der wesensmäßigen und der rationalen. Aber wenn die Ausdrücke auch zu wünschen übrig lassen: die Sache selbst ist vollkommen klar, wie sich zeigen wird.

1. Die mathematische Gesetzmäßigkeit, aus der sich Größengesetze ableiten lassen, betrifft die Teil-Summe-Beziehung (πᾶν,

compositum), das heißt: sie gründet auf der evidenten Einsicht, daß der Teil kleiner ist als die Summe. Eine erdrückende Fülle der bekanntesten und stolzesten Wirtschaftsgesetze spricht nichts anderes aus als diese Wahrheit. Als Beispiele solcher Größengesetze führe ich folgende an:

das Lohnfondsgesetz: wenn der Fonds, aus dem der Lohn bezahlt wird, eine gegebene Größe ist, kann der Gesamtbetrag der Löhne nicht steigen; wenn an einer Stelle der Lohn steigt, muß er an einer anderen sinken;

die Marxschen Mehrwertgesetze: wenn der vom Arbeiter produzierte Wert größer ist als der Wert seiner eigenen Arbeitskraft, entsteht ein Mehrwert; wenn bei gleicher Wertproduktion der Wert der Arbeitskraft sinkt, steigt der Mehrwert; wenn bei gleicher Höhe des Wertes der Arbeitskraft der Gesamtwert steigt, steigt der Mehrwert ebenfalls;

die Quantitätstheorie: wenn die Preise abhängig sind von der Menge des umlaufenden Geldes, so steigen sie, wenn die Warenmenge dieselbe bleibt und die Geldmenge wächst;

die Verkehrsgesetze: die Absatzfähigkeit eines Gutes wächst im quadratischen Verhältnis zu seiner Transportfähigkeit;

die Ertragsgesetze: wenn das Optimum des Ertrages bei proportionalem Verhältnis der einzelnen Produktionsfaktoren erzielt wird, sinkt es, wenn Disproportionalität eintritt;

die Standortsgesetze in den klassischen Darstellungen bei Thünen und Alfred Weber: wenn ein Gut nur zu einem bestimmten Preise auf dem Markte verkauft werden kann, so dürfen die Produktionskosten einen bestimmten Betrag nicht überschreiten; da die Transportkosten zu den Produktionskosten gehören, so können in einer bestimmten Entfernung vom Marktorte nur solche Erzeugnisse hergestellt werden, deren Erzeugungskosten an Ort und Stelle zuzüglich der Transportkosten nicht höher als der Marktpreis sind; oder: wenn der Preisgewinn, den eine Produktion durch billigere Arbeitslöhne an einem Orte erfährt, größer ist als der Preisverlust durch erhöhte Transportkosten nach jenem Orte, so ist der Standort der Industrie „arbeitsorientiert";

das Marktgesetz: die Größe eines Marktes bestimmt den Grad der Spezialisation der Produktion;

das Absatzgesetz (Loi des débouchées): wenn jede Ware zum Ankauf einer anderen verwandt wird, kann keine Absatzstockung eintreten; ebenso Marxens Gegenstück;

die Monopolpreisgesetze, die auf der Herausrechnung des höchsten Gewinns aus dem Verhältnis von Absatzmenge und Preishöhe beruhen;

Quesnays Tableau économique: wenn eine bestimmte Gütermenge (produit net) anderen Wirtschaftssubjekten zugeführt wird, die sie verzehren, ohne selbst ein neues Produkt hinzuzufügen, so wird die Menge immer kleiner und verschwindet zuletzt ganz;

Ricardos Grundrentengesetze: wenn an einer Stelle ein überdurchschnittlicher Profit erzielt wird, entsteht ein Überschuß über den Durchschnittsprofit, der als „Rente" angeeignet werden kann;

Böhm-Bawerks Gesetz des Umwegs der Produktion: wenn ich Güter mit einem größeren Aufwand von Produktionsmitteln erzeugen will, muß ich eine größere Menge Produktionsmittel herstellen, und darüber vergeht Zeit;

Dietzels „Gesetz der Verteilung und Einkommensbildung"[123], das den Inhalt hat: „Sobald die Benutzung der Produktionsbedingungen durch die besitzlose Arbeitskraft zur Erlangung der ihr notwendigen Subsistenzmittel rechtlich an die Willkür der Besitzer der Produktionsbedingungen geknüpft ist, kann der Anteil des einen Produktionsfaktors, des Kapitals, nur auf Kosten des anderen Faktors, der Arbeit steigen" (gleiche Produktion und gleiche Produktivität vorausgesetzt natürlich): siehe oben Mehrwertgesetze: wenn $m = w - a$ ist, kann es nur größer werden, wenn a sich verringert, falls m gleich groß bleibt;

Brentanos „Gesetz der zunehmenden Arbeitsintensität"[124], wonach „die Arbeitsleistung mit zunehmendem Lohn und abnehmen-

---

[123] H. Dietzel, Über das Verhältnis der Volkswirtschaftslehre usw. 1882. S. 39.

[124] L. Brentano, Über das Verhältnis des Arbeitslohns und der Arbeitszeit zur Arbeitsleistung. 1893.

der Arbeitszeit innerhalb gewisser Grenzen steigt", besagt als „Gesetz", das heißt, wenn es nicht etwa ein faktizisches Urteil enthält: wenn der Arbeiter bei steigendem Lohn und abnehmender Arbeitszeit (wir müssen noch hinzufügen: gleicher Arbeitswilligkeit) leistungsfähiger wird, so produziert er mehr;

Dührings „Gesetz der Ausrüstung oder Bewaffnung der Wirtschaftskräfte", dessen „schulgerechte Formel" lauten soll: „die Produktivität der wirtschaftlichen Mittel, Naturhilfsquellen und Menschenkraft wird durch die Erfindungen und Entdeckungen gesteigert", ist ebenfalls — wenn nicht eine Tatsachenfeststellung — ein Größengesetz des Inhalts: wenn eine Erfindung es ermöglicht, ein Sachgut mit einem geringeren Aufwande als bisher herzustellen, so steigt die Arbeitsproduktivität; derselben Natur sind desselben Autors „Gesetz der Arbeitsteilung" und „das allgemeine Entfernungs- und Transportgesetz"[125];

Marxens sogenanntes „Wertgesetz"[126], demgemäß „die den verschiedenen Bedürfnismassen entsprechenden Massen von Produkten verschiedene und quantitativ bestimmte Massen der gesellschaftlichen Gesamtproduktion sind", stellt den Typus der Größengesetze in besonderer Reinheit dar.

Die Reihe dieser „Größengesetze" könnte leicht verlängert werden. Ich denke aber, die angeführten werden genügen, um zu verdeutlichen, was für eine Art von „Gesetzmäßigkeit" hier vorliegt. Sämtliche genannten Gesetze machen keine weitere Feststellung, als daß an bestimmten Stellen des Wirtschaftslebens sich Größen und Teilgrößen feststellen lassen und daß die Summe größer ist als der Teil. Wenn sie nicht überhaupt identische Sätze enthalten. Daß sie als „Gesetze" nicht mit dem Anspruch von Tatsachenfeststellungen auftreten können, versteht sich von selbst oder sollte sich doch wenigstens von selbst verstehen.

Der Erkenntniswert derartiger Feststellungen soll übrigens mit dieser Zergliederung keineswegs in Zweifel gezogen werden. Sie

---

[125] E. Dühring, Kursus der Nationalökonomie. 3. Aufl. S. 68. 76. 94.

[126] K. Marx' Brief an Kugelmann vom 11. Juli 1886 in der Neuen Zeit, Jahrg. XX, Bd. II, S. 222.

können außerordentlich klärend wirken und haben so gewirkt: von dem Satze an, daß das Ausmaß unseres Reichtums durch den Umfang der Urproduktion bestimmt wird bis zu der Erkenntnis, daß ein Land auf die Dauer nur Tribute zahlen kann, wenn es entweder eine aktive Zahlungsbilanz hat oder Gelder von fremden Völkern aufnimmt. Das sind echte und wichtige Gesetze, denen die Dignität der Notwendigkeit zukommt.

2. Die wesensmäßige Gesetzmäßigkeit, die zu Strukturgesetzen führt, betrifft die Glied-Ganzes-Beziehung (ὅλον, totum).

Wir vergegenwärtigen uns folgendes:

„Ein Ganzes (ist) in vollem und eigentlichem Sinne ein durch die niedrigsten Gattungen der ‚Teile' bestimmter Zusammenhang. Zu jeder sachlichen Einheit gehört ein Gesetz. Nach den verschiedenen Gesetzen, mit anderen Worten: nach den verschiedenen Arten von Inhalten, die als Teile fungieren sollen, bestimmen sich verschiedene Arten von Ganzen."

„Die Idee der Einheit oder des Ganzen ist auf die der Fundierung und diese wieder auf die des reinen Gesetzes gegründet."[127]

Wir können also von einer wesensmäßigen Gesetzmäßigkeit sprechen, wenn wir die notwendige Verbundenheit bestimmter „Glieder" mit bestimmten „Ganzen" wahrnehmen, oder wie ich lieber sagen will: die notwendige Zugehörigkeit einer bestimmten Erscheinung zu einem bestimmten Sinnzusammenhange, da „Ganze" im Bereiche des Geistes immer Sinnzusammenhänge sind. Das Glied-Ganzes-Verhältnis können wir auch als Struktur bezeichnen und können deshalb von Strukturgesetzen sprechen.

Hierher gehören also Feststellungen wie diese: das Gewinnstreben ist ein notwendiger Bestandteil des kapitalistischen Wirtschaftssystems; oder: der Kapitalismus kann sich nicht ausdehnen, ohne das Proletariat zu vermehren; oder: in einer Expansionskonjunktur ist die Hausse die notwendige Voraussetzung des Niedergangs; oder: in jeder Wirtschaft bilden Produktion — Transport — Verteilung — Konsumtion einen notwendigen Kreislauf.

---

[127] Husserl, Logische Untersuchungen 2^2, 282 ff. Vgl. Heidegger, Sein und Zeit. 2. Aufl. 1926. S. 244.

Oder Sätze wie diese: „La loi est, que le travail coûte de la peine, si l'on travaille soi-même, un salaire, si l'on achête le travail des autres... Le cours des marchandises est variable, mais ce qui ne change pas, c'est que le prix de vente doit être supérieur au prix du revient pour que la production puisse durer."

Oder die „Gesetze der Siedelung", die „gesetzmäßige natürliche Gliederung des Verkehrs", „dessen Hauptströme durch die Grundzüge der Erdoberfläche bestimmt werden", von denen Eulenburg gelegentlich spricht.

Hierher sind wohl auch die verschiedenen „Ausgliederungs"-gesetze Spanns zu zählen.

Apriorisch sind auch die in diesen „Gesetzen" verkündeten Wahrheiten sämtlich, weil es sich in allen Fällen um analytische Sätze handelt: der Inhalt des Sinnzusammenhangs, die einzelnen Teile des „Ganzen" werden aus dem Sinnzusammenhange, aus dem Ganzen entwickelt. Wir holen aus diesem nur heraus, was drin steckt oder gar: was wir selber vorher hineingelegt haben. Damit aber finden wir den Übergang zur Besprechung der dritten Art von Sinngesetzmäßigkeit, ich meine

3. die rationale Gesetzmäßigkeit, die die Zweck-Mittelbeziehung betrifft und zu Fiktionsgesetzen führt. Sie spielt in unserer Wissenschaft eine besonders hervorragende Rolle und muß ausführlich behandelt werden.

Es ist ein großes Verdienst, das sich Max Weber um unsere Wissenschaft dadurch erworben hat, daß er den Sinn dieser Art von Gesetzmäßigkeit und Gesetzen aufgedeckt hat. Seine Untersuchungen sind abschließende[128]. Wir können nichts tun, als seine Gedanken nachdenken und werden uns nur versagen müssen, seine Terminologie zu übernehmen. Max Weber spricht auch hier von „Idealtypen" und „idealtypischen Begriffsbildungen", während es sich

[128] Siehe Max Weber, Objektivität usw. im Archiv für Soz.-Wiss., Bd. XIX; denselben, Roscher und Knies in Schmollers Jahrbuch, Bd. XXX; denselben, Rudolf Stammlers „Überwindung" der materialistischen Geschichtsauffassung im Archiv, Bd. XXIV; denselben, Die Grenznutzenlehre und das „psychologische Grundgesetz" im Archiv, Bd. XXVII; denselben, Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie usw. im „Logos", Bd. 4. Sämtliche Aufsätze sind wieder abgedruckt in den Ges. Aufs. zur Wissenschaftslehre. 1922.

sicher nicht um „Typen", sondern um „ideale" Konstruktionen ganz anderer Natur handelt. Der Sachverhalt ist folgender:

Um des besseren Verständnisses der wirtschaftlichen Zusammenhänge willen bilden wir rationale Schemata, in denen oder an denen gezeigt wird, wie sich der Ablauf wirtschaftlicher Ereignisse vollziehen würde, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt wären und völlig rational gehandelt würde. Sie entsprechen in logischer Hinsicht den Schachaufgaben, die wir in den Zeitungen veröffentlicht finden: „weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt." Diese Aufgaben stellen Gestaltungen des Schachspiels auf unter der Voraussetzung, daß die Spielregeln eingehalten und daß streng rational, das heißt so zweckmäßig wie möglich gespielt werde. In diesen Zusammenhang gehört auch der märchenhafte homo oeconomicus, jene Spuk- und Schreckgestalt, gegen die Generationen „historischer" Nationalökonomen ihren erbitterten Windmühlenkampf geführt haben, und der sich im hellen Lichte des Verstandes als ein ganz harmloses Wesen entpuppt, nämlich als das fingierte Subjekt unserer fingierten Handlungen in den rationalen Schemata. Er ist der Mann, der die Schachaufgabe richtig löst, ein Schachautomat, „der perfekte Schachspieler in zehn Stunden", so „der perfekte Wirtschaftsmensch", der alles weiß und alles kann und alles will, was dazu gehört, „richtig" zu handeln.

Man hat die Aufstellung der rationalen Schemata das „isolierende Verfahren" genannt und damit zu erkennen gegeben, daß man ihren logischen Sinn nicht erfaßt hatte. Der Ausdruck „isolierendes Verfahren" war, der großen Mode der Zeit gemäß, der naturwissenschaftlichen Forschung entnommen worden, die darunter das Verfahren versteht, bestimmte Elemente experimentell zu isolieren, um ihre Wirkung im Vergleich zu anderen Elementen feststellen und abschätzen zu können. Es handelt sich dabei immer um empirische Tatsachenermittelung, die schließlich in einer Hypothese ihren Ausdruck findet. Davon ist nun bei der Anfertigung unserer rationalen Schemata ganz und gar nicht die Rede. Diese haben mit Wirklichkeit und Wirklichkeitsforschung nicht das geringste zu tun. Man nimmt üblicherweise gewisse Daten aus dem Leben, kann aber ebensogut irgendwelche bloß vorgestellten oder

erdachten Fälle in einem Schema verarbeiten: etwa wirtschaftliche Handlungen auf ihre Rationalität hin in einem Wirtschaftssystem untersuchen, das noch niemals verwirklicht ist. Sie beanspruchen deshalb auch in keiner Weise, die wirklichen Zusammenhänge widerzuspiegeln. Im Gegensatz zu naturwissenschaftlichen Hypothesen beeinträchtigt die Feststellung, daß die Schemata im konkreten Falle eine gültige Deutung nicht erhalten, ihren Erkenntniswert ebensowenig, wie z. B. die empirische Nicht-Geltung des pseudosphärischen Raumes die „Richtigkeit" seiner Konstruktion. Man spricht wohl von einer Annäherung der Wirklichkeit an das Schema. Das kann nur den Sinn haben, daß die wirtschaftlichen Vorgänge in dem Maße, wie sie zweckrational gestaltet werden, dem in dem Schema dargestellten Vorgange ähnlicher werden. Doch bleibt der Abstand zwischen Wirklichkeit und Schema immer noch „unendlich" groß, nämlich der zwischen Empirie und Theorie. „Ein sogenanntes ‚empirisches' Gesetz ist eine empirisch geltende Regel mit problematischer kausaler Deutung, ein teleologisches Schema rationalen Handelns dagegen eine Deutung mit problematischer empirischer Geltung: beide sind also polare Gegensätze."

Nun ist das Seltsame dies, daß man gerade diese rationalen Schemata mit besonderer Vorliebe als „Wirtschaftsgesetze" bezeichnet hat, und zwar hat man dabei offenbar an Naturgesetze gedacht, mit denen sie, wie wir festgestellt haben, in keiner Weise in Verbindung gebracht werden können. Wir haben ja gesehen, wie das naturwissenschaftliche Denken der ordnenden Nationalökonomie auf die Aufstellung von Gesetzen ganz nach Art der Naturgesetze hinausläuft. Und die Gesetze, die man vor allem im Auge hatte, waren die hier besprochenen Fiktionsgesetze. Was man aber nicht geahnt hat, ist dieses: daß die Schemata, die zwar den Namen des „Naturgesetzes", also des Pseudo-Gesetzes, nicht verdienen, eines Tages gerade deshalb, weil es keine unechten (Natur-)Gesetze sind, als echte Gesetze erkannt werden würden. Das nämlich sind sie. Es sind echte Sinngesetze, ausgestattet mit der Würde der Notwendigkeit und generellen Geltung deshalb, weil es vérités de raison, apriorische Wahrheiten ohne jede Beziehung auf empirisches Dasein sind. Ihr Wahrheitswert liegt in der Rationalität ihres Inhalts.

Zu diesen Fiktionsgesetzen zählen einige der wichtigsten Wirtschaftsgesetze. So alle klassischen Preisgesetze: das Gesetz von Angebot und Nachfrage, das Produktionskostengesetz. Sie besagen nichts anderes als dieses: Wenn nur ökonomische Beweggründe obwalten, wenn Käufer und Verkäufer wissen, wo der günstigste Markt ist, wenn Waren und Kapitalien sich völlig frei bewegen können, so werden die Preise bei steigendem Angebot sinken usw. und um die Produktionskosten pendeln. Es ist möglich, daß nicht ein einziger Preis in Wirklichkeit sich diesem Schema gemäß bildet. Echte Fiktionsgesetze sind ebenfalls die aus diesen Preisgesetzen abgeleiteten „Gesetze", wie das „Law of Indifference", das Jevons[129] oder das „Law of Substitution", das Marshall[130] aufgestellt hat. Ein echtes Fiktionsgesetz ist das Greshamsche Gesetz.

Endlich gehören — um die beliebig zu verlängernde Reihe der Beispiele abzuschließen — zu den Fiktionsgesetzen alle aus dem Grenznutzenprinzip abgeleiteten Gesetze, also etwa das „Gesetz vom Grenznutzenniveau": daß in jeder Wirtschaft an einem bestimmten Punkte (einer bestimmten Menge) der Erwerb der Güter einer bestimmten Kategorie aufhört und der einer anderen anhebt, oder: daß die Grenzpunkte des Gütererwerbs eines Individuums voneinander abhängen usw. Es gibt ja einen ganzen Haufen solcherart gebildeter Gesetze. An diesen Grenznutzengesetzen tritt nun der Bedeutungswandel, den das Wort Gesetz erlebt hat, tritt seine verschiedene Verwendung im Bereiche der ordnenden und der verstehenden Nationalökonomie besonders deutlich zutage. Die Begründer der Grenznutzenlehre, und man kann sagen: so gut wie alle ihre Anhänger haben in den von ihnen aufgestellten Gesetzen ganz massive Naturgesetze erblickt, Gesetze, die sie, wie wir das oben festgestellt haben, aus elementaren Grundtatsachen des Seelenlebens — „Empfindungen" — empirisch glaubten abgeleitet zu haben. Sie haben auch nicht daran gezweifelt, daß ihre „Gesetze" Aussagen über die Gestaltung der Wirklichkeit enthielten. Die wirtschaftliche Welt erschien ihnen als ein Durchein-

---

[129] Jevons, Theory of Economics, 211 und öfters.

[130] Marshall, Principles of Economics. Book VI. Ch. I. 2. ed. pag. 554 u. ö.

ander von „Empfindungen", die sich nach dem Grenznutzenprinzip ordneten: wohlverstanden in den Seelen der Wirtschaftssubjekte selbst. „Wenn ich als handelndes (!) Wirtschaftssubjekt die Produktivität ‚Eiderdaunen' oder ‚Schlinge' (beim Hasenfang) feststellen will, so denke (!) ich an die Empfindungen der Bequemlichkeit oder des Wohlgeschmacks, die ich mir (!) erfahrungsgemäß (!) mit weichen Kopfkissen oder Hasenbraten verschaffen kann" (Böhm-Bawerk!). Ein ganz Weiser hat zur Erklärung der Grenznutzenschätzung das Weber-Fechnersche Gesetz herangezogen. Damit war der Gipfelpunkt der Torheit erreicht. An diesem Punkte setzte die Kritik Max Webers ein, und er erst hat den Grenznutzlern gezeigt, was sie denken und lehren müssen, wenn ihre Theorie überhaupt diskutabel sein soll. Die Grenznutzengesetze haben keinen irgend vernünftigen Sinn, wenn man sie als Naturgesetze auffaßt, die durch psychologische Analyse des Individuums empirisch abgeleitet sind. Sie bekommen ihren Sinn nur als rationale Schemata der Bedarfsdeckung, die aussagen, wie zwei Tauschende handeln müssen, um einen bestimmten Zweck zu verwirklichen. Die „Wertgesetze" der Grenznutzler sind, nach der Ausdrucksweise Max Webers, rationale Zweckzusammenhänge, die unter Zugrundelegung einer bestimmten Willensmaxime, dem Streben nach Erreichung eines Nutzenmaximums, sich in einer Reihe gesetzmäßiger, teleologischer Zusammenhänge auseinanderfalten, durch Einführung immer neuer, spezifizierender Mittelkonstellationen.

Dabei ist über die Berechtigung des Inhalts dieser Schemata nichts ausgesagt. Diese Berechtigung wird nicht bestimmt durch die Adäquatheit mit der Wirklichkeit, mit der sie überhaupt keine Berührung haben, sondern ausschließlich durch den Erkenntniswert, den sie enthalten. Hier ist ja aber nicht materiale Nationalökonomie zu treiben, sondern nur das Verfahren zu beurteilen. Und dafür genügt es, das Wesen der Fiktionsgesetze kritisch bestimmt zu haben. Welche Funktion im System der verstehenden Nationalökonomie sie ausüben, habe ich schon angedeutet, werde ich aber später noch ausführlicher darlegen.

3. *Die Tendenzen*

Gesetze im Sinne von wissenschaftlichen Urteilen über notwendiges Sein oder Geschehen gibt es für die Wirklichkeit nicht. Ist diese nun aber darum dem reinen Zufall ausgeliefert?

Daß das Wirtschaftsleben kein Chaos darstellt, beweist die zweifellose Tatsache, daß in ihr Gleichförmigkeiten vorkommen, und sie allein sind es ja, die unsere Teilnahme wecken, wenn wir systematische Kulturwissenschaft treiben.

Es interessiert uns als Nationalökonomen nicht, ob eine Unternehmung bankrott wird oder sich mit einer anderen verschmilzt oder eingeht; ob ein Arbeiter arbeitslos wird; ob eine Ware in diesem Laden billiger ist als im andern usw. Also gerade die lebensnächsten Erscheinungen gehen uns nichts an, solange sie vereinzelt auftreten. Erst als „Massenerscheinungen" ziehen wir sie in den Kreis unserer Betrachtungen.

„Massenerscheinungen" aber sind diejenigen Fälle, in denen sich bestimmte Merkmale an den Einzelerscheinungen wiederholen, in denen „Gleichförmigkeit" auftritt.

Die Gleichförmigkeit der wirtschaftlichen Erscheinungen kann sich auf größere oder kleinere Kreise erstrecken. Erst bei einer bestimmten Größe des Kreises sind wir gewohnt, die Erscheinungen wissenschaftlich zu werten. Es kommt auf die Einstellung an, wie wir die Grenzen der Gleichförmigkeitskreise ziehen wollen. Treiben wir Volkswirtschaftslehre, so ist die einzelne Volkswirtschaft der Bereich, innerhalb dessen wir nach Gleichförmigkeiten ausschauen, die dann gegen die abweichende Gestaltung in anderen Volkswirtschaften abstechen. Betrachten wir die Wirtschaft unter sozialökonomischen Gesichtspunkten, so werden wir unser Augenmerk richten auf diejenigen Gleichförmigkeiten, die sich innerhalb des Geltungsbezirks eines Wirtschaftssystems beobachten lassen.

Sehr treffend hat Eulenburg[131] diese Gleichförmigkeit des Geschehens und die Annahme ihrer Dauer als das logische Apriori für das Zusammenleben und Zusammenwirken der Menschen bezeichnet,

---

[131] F. Eulenburg, Naturgesetze und Sozialgesetze im Archiv für Sozialwissenschaft usw. Bd. 32, 697 ff. Vgl. auch K. Marbe, Die Gleichförmigkeit der Welt. 1917.

und auf diese Gleichförmigkeiten hat sich daher auch von jeher das Hauptaugenmerk der Forscher gerichtet.

Je nach dem grundsätzlichen Standpunkt, den der Forscher einnahm, hat man sich auf sehr verschiedene Weise mit diesen Gleichförmigkeiten des Geschehens auseinanderzusetzen versucht.

Die Metaphysiker haben sie auf den verborgenen Plan, der der Welt zugrunde liegt, zurückgeführt: die Menschen gehen — ohne es zu wissen — an dem „Leitfaden der Natur" fort (Kant), sie werden „ohne und selbst wider ihren Willen durch eine ihnen verborgene Notwendigkeit" geleitet (Schelling), die „List der Vernunft" (Hegel) führt die Menschen auf ihren Wegen, die „Naturgesetzmäßigkeit" beherrscht ihr Tun und bewirkt die Gleichförmigkeit ihres Handelns. Das heißt, vom Standpunkt wissenschaftlicher Erkenntnis aus gesehen: den Knoten zerhauen, nicht ihn lösen.

Die Naturwissenschaftler haben das Ordnungsprinzip des Naturgesetzes auf das Geschehen in der menschlichen Gesellschaft angewandt und haben für die mannigfachen Gleichförmigkeiten Regeln aufzustellen versucht, sei es, daß sie einzelne Geschehensreihen in ihrem regelmäßigen Verlauf zu erfassen suchten, sei es, daß sie Nachweise der Proportionalität bestimmter Erscheinungen in verschiedenen isolierten Reihen zu erbringen unternahmen, das heißt „Korrelationsverhältnisse" zu ermitteln trachteten. Also, daß sie etwa die ziffernmäßige Gleichförmigkeit feststellten in den Beziehungen zwischen Eigentumsvergehen und Brotpreisen, zwischen der Höhe der Diskontsätze und Bankrotten, zwischen Selbstmordziffern und Zahl der Geisteskranken in einem Lande, zwischen Alkoholverbrauch und Kindersterblichkeit, zwischen Alter und Lohnhöhe usw.[132].

Weder die metaphysische Deutung noch die naturwissenschaftliche Ordnung des sozialen Geschehens kann uns befriedigen. Jene lehnen wir ab als unwissenschaftlich, diese können wir annehmen, aber sie bedeutet für uns nicht mehr als eine vorläufige Feststellung,

---

[132] Siehe F. Eulenburg, a. a. O. Eulenburgs Urteil ist in allen diesen Fragen durchaus kritisch begründet. Das Beispiel einer grotesken Einseitigkeit in der Vertretung des naturwissenschaftlichen Standpunkts bietet Georg v. Mayr. Siehe seine Theoretische Statistik (Statistik und Gesellschaftslehre. 1. Bd. 3. Aufl. 1914).

eine Vorbereitung für die Lösung der Aufgabe, die uns gestellt ist: die Gleichförmigkeiten, die das Wirtschaftsleben aufweist, zu verstehen, also die Frage zu beantworten: Warum gibt es Gleichförmigkeiten in der Wirtschaft?

Um die Antwort auf diese Frage zu finden, werden wir unser Augenmerk richten müssen auf die beiden Bestandteile, aus denen soziales Geschehen sich zusammensetzt: die Handlungen der Menschen, ihre Motive und Zwecksetzungen, das heißt: die „Triebkräfte" einerseits, die Bedingungen, unter denen gehandelt wird, andererseits, oder was dasselbe ist: die Causa causans und die Causae occasionales, die Potentia und die Complementa possibilitatis in Aristotelischer Sprechweise.

Die Gleichförmigkeit des sozialen Geschehens kommt zustande einerseits durch die Gleichförmigkeit der Motivation. Und zwar dadurch, daß

1. die Motivationsgrundlage dieselbe ist.

Der menschliche Wille wird von uns als frei angenommen (siehe oben S. 224f.). „Kein Mensch muß müssen." Aber — ein bestimmter Charakter muß müssen, das heißt: muß bestimmte Entschlüsse fassen. Mit einem bestimmten Charakter sind bestimmte Handlungen „notwendig" verbunden: sie erfolgen „nach dem Gesetz, nach dem du angetreten". Wenn sich also Gleichförmigkeiten der Charakterbildung nachweisen ließen, würde hier ein Grund liegen für gleichförmige Motive und Handlungen. Eine solche gleichartige Motivgrundlage wird nun geschaffen sowohl durch den Geist als durch das Blut.

Der Geist bildet die einheitliche Motivgrundlage dadurch, daß er so etwas wie eine gleiche, geistige Atmosphäre herstellt, aus der heraus gehandelt wird. Sie ist das Erzeugnis der Normen und der Werte der Menschen, die die geistige Welt schaffen, und wird — schlecht — als Kollektivbewußtsein bezeichnet. Sie stellt sich dar als ein bestimmtes „Ethos", eine einheitliche „Wertestruktur", die für die Angehörigen eines bestimmten Kreises „gilt", das heißt, die Voraussetzung für ihr Handeln bildet.

Die räumliche Ausdehnung dieser gleichen, geistigen Atmosphäre ist verschieden groß. Sie wird für uns vor allem gebildet durch die

Reichweite des Wirtschaftssystems, das mit seinem „Geist" die Handlungen der einzelnen Wirtschaftssubjekte bestimmend beeinflußt. Aber es gibt daneben Kreise gleichen Geistes, die sich unabhängig vom Wirtschaftssysteme bilden. Ich denke an die Religionszonen: Christentum mit seinen verschiedenen Bekenntnissen (Puritanismus!), Judentum, Mohammedanismus, Hinduismus, Konfuzianismus, die jede für sich eine besondere geistige Atmosphäre schaffen. Ich denke an die Abgrenzung der geistigen Motivationsinhalte durch die Nation, die Klasse, den Stand, den Beruf: Einfluß der Kaufmannssitten, des Ghetto! u. a. Alle diese Zonen eines gleichförmigen Ethos decken sich entweder oder schneiden sich. Der in ihnen herrschende Geist wird durch die Geschichte bestimmt und ist zeitlich veränderlich. Immer aber bietet er einen ersten und wichtigen Grund für gleichförmige Charakterbildung dar.

Diese wird aber ferner gebildet durch das Blut, aus dem heraus gehandelt wird. Hier werden wir zu unterscheiden haben zwischen allgemeinen Grundzügen der menschlichen Natur und den Eigenarten besonderer Gruppen von Menschen.

Es ist handgreiflich, daß ein großer Teil der Gleichförmigkeiten des sozialen, insonderheit des wirtschaftlichen Geschehens, auf die gleiche Menschennatur zurückgeht: Hunger, Liebe, Machttrieb sind nun einmal das Erbteil unseres Geschlechts, und daß wir überhaupt „wirtschaften", das heißt immer wieder Dinge der äußeren Natur unserem Bedarfe dienlich machen, immer wieder, bringt einen Zug von Einförmigkeit in unser Handeln, der überragend alles sonstige Verhalten bestimmt. Daneben wirken Sonderveranlagungen bestimmter gleichgearteter Blutsgemeinschaften vereinheitlichend in engerem Kreise und schaffen verschiedene Zonen gleichförmigen Geschehens. Rassen und Rassenmischungen bilden wohl die Grundlage der einheitlichen Charakterbildung. Und ein Blick auf die Gleichförmigkeit bestimmter Züge der Wirtschaft etwa im Bereiche germanischer Völker einerseits, slawischer Völker andererseits bestätigt die Richtigkeit dieser Vermutung: Max Weber hat einmal die Eigenart der polnischen Bauernsiedlung im Gegensatze zu der der deutschen auf den kleineren Magen der Slawen zurückgeführt.

Der zweite Umstand, der eine Gleichförmigkeit der Motivation hervorruft, ist

2. die Motivbildung. Ich verstehe darunter die Form, in der das Motiv zutage tritt. Wir unterschieden autonome und heteronome Motivbildung. Von diesen ist die zweite von größerer Bedeutung für die Herbeiführung gleichförmiger Motivreihen. Eine heteronome Willensbildung liegt im Wirtschaftsleben etwa vor bei Kartellen, Gewerkschaften, Großbetrieben. Man ermessse, wieviel Millionen menschlicher Willen im Rahmen solcher Organisationen in eine ganz bestimmte Richtung gedrängt werden und also gleichförmige Geschehensreihen bilden helfen!

Aber auch dort, wo die Willensbildung autonom ist, liegen Gründe einer gleichförmigen Motivgestaltung vor. Der „freieste" Wille ist der rationale Wille. Man könnte meinen, daß er willkürlich sei und daß sich von einer Gleichförmigkeit der Entschlüsse in diesem Fall überhaupt nicht reden ließe. Das Gegenteil ist der Fall. Der rationale Wille führt gerade auch zu gleichen Handlungen, weil die Möglichkeiten der Rationalität in einer bestimmten Umwelt begrenzt sind. Eine große Anzahl Unternehmer, die in völliger Freiheit „rationell" handeln wollen, müssen mit Notwendigkeit gleiche oder ähnliche Entschlüsse fassen.

Neben der rationalistischen Einstellung kennen wir die traditionalistische. Auch sie ist wiederum eine Quelle gleichförmigen Handelns. Sie verbürgt die Fortsetzung gleichförmigen Geschehens in der Zeit: der Bauer, der seinen Ochsen in derselben Weise vor denselben Pflug spannt, wie sein Vater und dessen Vater und dessen Vater usw., sorgt mit seinem Nachbar und dessen Nachbar für sein Teil dafür, daß das Wirtschaftsleben gleichförmig verläuft.

Die dritte Form, in der sich Motive gruppenweise bilden, ist die Nachahmung in ihren verschiedenen Spielarten: als Autorität, Standesbewußtsein, Mode, Nachäfferei usw. Wenn alle Welt ein Auto hat, muß man selbst eins haben, und die Autopest bricht aus und verheert die Völker und Länder: tausend Gleichförmigkeiten des Verhaltens bei Produzenten und Konsumenten kommen dadurch neu in die Welt.

Endlich können wir als Grund gleichförmiger Motivation

3. die Motivbeeinflussung geltend machen. Ich denke dabei an die Tatsache, daß der menschliche Wille durch äußere Umstände in eine bestimmte Richtung gezwungen werden kann:

Wenn bestimmte Ziele erreicht werden sollen, müssen bestimmte Wege beschritten werden — eine bestimmte „Lage" vorausgesetzt. Wohl gemerkt: wir befinden uns noch im Bereich der „Potentia", es handelt sich noch nicht um das Bestimmen der Ausführung des Handelns durch objektive Bedingungen, sondern um die Willensbildung selbst und die Einflüsse der äußeren Umstände auf diese: warum ich in bestimmter Lage einen ganz bestimmten Entschluß fassen muß. Natürlich besteht niemals ein Zwang, daß ich ihn fasse. Der Zwang bezieht sich nur auf den Inhalt des Motivs. „Kein Mensch muß müssen" — dabei bleibt es. Nur: wenn er etwas will, muß er unter Umständen etwas Bestimmtes wollen. Es ist sehr wichtig, daß man sich die Relativität des „Müssens", die hier obwaltet, deutlich zum Bewußtsein bringt: „Um nicht von dem erreichten Resultat ausgeschlossen zu werden, um nicht die Früchte der Zivilisation einzubüßen, sind die Menschen gezwungen, in dem Moment, da die Art ihres Verkehrs nicht mehr den erworbenen Produktivkräften entspricht, alle ihre überkommenen sozialen Formen zu ändern", schreibt einmal Marx an Annenkoff. Also: ein absoluter Zwang besteht natürlich nicht, nur wenn die Menschen bestimmte Werte nicht preisgeben wollen, müssen sie in einer bestimmten Weise handeln (was übrigens auch noch ein falsches Urteil sein kann).

Immerhin: eine relative Nötigung waltet hier ob und liefert uns abermals die Erklärung für die Gleichförmigkeit der Motivation, denn nun liegen ja die Verhältnisse klar zutage: gleiche äußere Umstände führen zu gleichen Entschlüssen. Solche äußeren Umstände, die hier in Betracht kommen, gibt es nun eine große Anzahl, und ich kann nur einige wichtige Beispiele anführen, an denen wir das Gesagte uns verdeutlichen können.

Hier erscheint wieder in vorderster Reihe das Wirtschaftssystem selbst als motivbestimmende Tatsache. Diesmal nicht zwar durch den Geist, den es verbreitet, sondern durch die Struktur seines Gefüges. Die kapitalistische Wirtschaft heischt, um ihrer selbst willen, daß

der Unternehmer die Gewinnerzielung zum Zwecke seiner Unternehmung mache, er mag persönliche Motive haben, welche er wolle: immer muß er auch, welche Ziele er sonst auch verfolgen möge, wollen, daß die Unternehmung rentiert, das heißt einen Gewinn abwirft. Ich habe das die Objektivierung des Gewinnstrebens genannt und ausführlich darüber an anderem Orte gesprochen[133]. Durch das Wirtschaftssystem wird auch die Stellung bestimmt, die die einzelne Wirtschaft zu anderen Wirtschaften einnimmt, und diese kann von starkem Einfluß auf die Motivation des Wirtschaftssubjektes werden. Wenn etwa die freie Konkurrenz herrscht, so muß der Produzent seine Wirtschaft so einrichten, daß sie im Konkurrenzkampfe obsiegt. Er wird also seine Entschlüsse fassen müssen unter Berücksichtigung aller Marktverhältnisse. Überall dort, wo die einzelne Wirtschaft den „Gesetzen des Marktes" unterworfen ist, das heißt, wo sie im Preise durch eine andere Wirtschaft unterboten werden oder, wenn die Konkurrenz ausgeschaltet ist, wie im Falle des Monopols, doch wenigstens durch zu hohe Preise die Kundschaft verlieren kann, ist sie genötigt, ihr Verhalten den Anforderungen der billigsten Preisbemessung gemäß zu gestalten. Diese Markthörigkeit, wie wir diesen Zustand der Abhängigkeit von der Preisbildung nennen können, bedeutet nun aber die stärkste Beschränkung ihrer Willkür und zwingt die Gleichförmigkeit des Gebarens von außen den einzelnen Wirtschaften auf.

Auch der Stand der Technik übt Einfluß auf die Motivation des Wirtschaftssubjektes: dieses wird sich ganz andere Aufgaben stellen, wenn die Technik hochentwickelt, als wenn sie unentwickelt ist. Und die Eigenart der Technik bestimmt die Eigenart der Zwecksetzung: die Erfindung des Koksverfahrens löst alle Pläne aus, die sich auf Unternehmungen zur Ausbeutung der Steinkohle beziehen, die Erfindung des Explosionsmotors, der drahtlosen Telegraphie, des Radios, des Kinos usw. läßt mit einem Male Tausende gleichförmiger Betriebe entstehen, die diese Erfindung auszunützen bestimmt sind. Tausende und Abertausende von Unternehmern wollen plötzlich dasselbe, und Millionen von Arbeitern müssen dasselbe wie ihre Brotgeber wollen.

---

[133] Siehe meinen „Modernen Kapitalismus". Bd. III. S. 37.

In natürlichen Verhältnissen des Bodens oder des Klimas können ferner Gründe für gleichförmige Willensentschlüsse liegen. Das Klima schreibt eine bestimmte Auswahl von Gebrauchsgütern, eine bestimmte Nahrung, Kleidung und Wohnung vor; die Produzenten werden also wohl die Herstellung der geeigneten Gebrauchsgüter wollen müssen. Bestimmte Böden gestatten nur eine bestimmte Benutzungsart: etwa als Weidegründe. Alle Wirtschaftssubjekte, die hier zu wählen haben, welche Art Wirtschaft sie treiben wollen, werden also in eine Richtung gedrängt. Wo nur Hafer oder Sommergerste gedeiht, nützt es keinem, wenn er den Entschluß faßt, Weizen zu bauen. So haben in vielen Fällen Klima und Boden die Wirtschaft in eine bestimmte Form gegossen, die dann durch den Traditionalismus noch fester gefügt wird.

Oder es können wichtige Einzelschicksale sein, die einem Volke eine bestimmte Art zu wirtschaften aufnötigen, das heißt aber immer: die Motive der Wirtschaftssubjekte zwangsläufig bestimmen und dadurch Gleichförmigkeit des Geschehens bewirken. Ich denke an die Wirkung eines großen Krieges, einer Übervölkerung, einer Umschichtung der Produktionsverhältnisse, einer starken Verschuldung (Reparationslast!) usw. In allen diesen Fällen „müssen die Menschen müssen", um nämlich der vorhandenen Lage gemäß zu handeln.

Das Ausdehnungsgebiet der Gleichförmigkeit kann wiederum verschieden groß sein; es kann sich über einen Distrikt, ein Land, einen Länderkomplex, den Bereich eines Wirtschaftssystems erstrecken.

In allen den bisher besprochenen Fällen rührte die Gleichförmigkeit des Geschehens von der Gleichförmigkeit der Motivation her. Jetzt haben wir die zweite Quelle dieser Gleichförmigkeit zu untersuchen, das sind die objektiven Bedingungen des Geschehens, die Complementa possibilitatis. Auch, ja gerade durch diese erhalten die Handlungen der wirtschaftenden Menschen ein gleichförmiges Gepräge.

Die objektiven Bedingungen, an die die Ausführung jeglichen Entschlusses gebunden ist, sind aber:

1. logische, wie wir sie nennen können. Es sind die „in der Natur der Sache" gelegenen, das heißt aber die durch die Gesetze

des Geistes geschaffenen Bedingungen, denen gemäß unser Handeln innerhalb eines bestimmten Sinnzusammenhangs gesetzmäßig verlaufen muß. Diese innere Logik der Dinge, dieses sinngemäße Handeln erstreckt sich auf alle drei Sphären der Sinngesetzmäßigkeit, die wir kennengelernt haben (siehe S. 253ff.): die mathematische, die wesensmäßige und die rationale. Zur ersten: in einem großen Marktgebiete ist die Spezialisierung der Produktion größer als in einem kleinen; zur zweiten: wer in einer kapitalistischen Wirtschaft im großen produzieren will, muß Lohnarbeiter einstellen; zur dritten: wer eine rentable Wirtschaft führen will, muß die billigsten Produktionsmittel benutzen.

Unnötig auszuführen, daß diese Sinngesetzmäßigkeit einen sehr starken Einfluß auf die Gleichförmigkeit des Geschehens ausübt.

Die objektiven Bedingungen sind

2. soziale, das heißt solche, die durch das menschliche Zusammenleben geschaffen werden: die Größe der Staaten, die Dichtigkeit der Bevölkerung, die Wirtschaftsordnung u. a. zwängen das wirtschaftliche Handeln in eine ganz bestimmte Bahn.

Die objektiven Bedingungen sind

3. mediale, wie ich alle diejenigen Bedingungen zusammenfassend nennen will, die in der Eigenart der dem Menschen zur Ausführung seiner Entschlüsse zur Verfügung stehenden Mittel begründet sind.

Gleichförmig gestaltet sich das Wirtschaftsleben, weil die Menschen bei der Verwirklichung ihrer Zwecke sich gleicher Mittel bedienen. Auch diese Gleichheit der Mittelwahl kann wiederum in sehr verschiedener Weise begründet sein: physikalisch, chemisch, physiologisch, wenn es sich um die Wahl bestimmter Naturerzeugnisse handelt, die das Ernährungs- oder Kleidungs- oder Wohnungsbedürfnis befriedigen sollen. Es gibt nun einmal nur eine beschränkte Anzahl solcher Stoffe, deren wir uns bedienen können, und deshalb kommen die Menschen immer wieder darauf hinaus, die Erde zu bebauen und Bäume zu pflanzen und Steine zu brechen oder Lehm zu brennen. Die Gleichheit der Mittelwahl kann aber auch rationalökonomische Ursachen haben: den Käufer heranzulocken, gibt es wiederum nur eine bestimmt begrenzte Anzahl von Möglichkeiten;

wenn der Betrieb ergiebiger gestaltet werden soll, kann ich nur gewisse Maßnahmen treffen; wenn ich die Austauschvorgänge auf dem Markte erleichtern und beschleunigen will, ebenso usw. Endlich aber kann eine bestimmte Produktions- oder Transporttechnik zwangsläufig bestimmte Mittel zur Durchführung eines Verfahrens notwendig machen: Ein Bahnhof hat — innerhalb eines gewissen Spielraumes — bestimmte Bedingungen nach einem ganz bestimmten Vorbild zu erfüllen; will ich in alter Weise telegraphieren, muß ich Drähte legen; um Stahl nach dem Bessemerverfahren herzustellen, muß ich Birnen ganz bestimmter Anordnung bauen, darum eine ganz bestimmte Anzahl bestimmt geschulter Arbeiter in einem Raume eines bestimmten Grundrisses gruppieren usw.

Man sieht: die Gleichförmigkeit der objektiven Bedingungen, die nur bestimmte Ausführung zuläßt, begegnet sich hier mit der Gleichförmigkeit der Motivation, um die Gleichförmigkeit des Geschehens hervorzurufen. Begreiflicherweise, da ja die Mittelwahl gleichzeitig immer eine Setzung von (Zwischen-)Zwecken bedeutet.

Fragen wir nach dem Geltungswert der im vorstehenden gemachten Feststellungen, so haben wir nichts anderes vor uns als den Entwurf zu einer Theorie der Gleichförmigkeiten im Wirtschaftsleben, einer „Theorie", das heißt hier: eines Systems der Möglichkeiten, die als Gründe für eine gleichförmige Gestaltung des Geschehens in Frage kommen. Unter diesen Möglichkeiten haben wir gefunden: zufällige und notwendige, so daß sich das wirkliche Geschehen als ein Gewebe aus Zufall und Notwendigkeit dem verstehenden Geiste darstellt. Daß die Menschen Entschlüsse fassen und daß sie die, unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit betrachtet, richtigen Entschlüsse fassen, ist dem Zufall anheimgegeben; wie sie sie fassen und durchführen, wenn sie sie zweckmäßig durchführen, unterliegt strengen Gesetzen. Es gilt für alles Geschehen das tiefsinnige Wort des Mephistopheles:

„Im ersten sind wir frei, im zweiten sind wir Knechte."

Oder, wie in der klaren Sprache des H. Thomas derselbe Gedanke lautet[134]: „Nihil est adeo contingens, quia in se aliquid necessarium

---

[134] S. Thom. Aquin. Summa theol. 1 p. qu. LXXXVI. a. 3.

habeat; sicut hoc ipsum, quod est Socratem currere in se quidem contingens est, sed habitudo cursus ad motum est necessaria; necessarium enim est Socratem moveri, si currit. Est autem unumquodque contingens ex parte materiae, quia contingens est quod potest esse et non esse. Potentia autem pertinet ad materiam; necessitas autem consequitur rationem formae, quia ea quae consequuntur ad formam, ea necessitate insunt." Die Forma sind die Sinnzusammenhänge.

Diese Theorie der Gleichförmigkeit hat nun aber nichts mit irgendwelcher Art von „Gesetzmäßigkeit" zu tun, auch nichts mit einer sogenannten „immanenten Gesetzmäßigkeit", die so oft in die Gedankengänge, denen wir hier folgen, hineingetragen wird. Es ist an der Zeit, daß wir auch diesen Spuk, der schon so viel Unheil angerichtet hat, mit ein paar Besinnungen bannen.

Immanente Gesetzmäßigkeit bedeutet bei den verschiedenen Autoren, denen der Ausdruck meist nur als Verlegenheitsphrase dient, Verschiedenes.

Einerseits soviel wie die Entwicklung eines Kulturgebiets aus den in ihm allein wirksamen Kräften heraus. Man will mit der Bezeichnung ausdrücken, daß aus dem Verlauf der Ereignisse und der dadurch veränderten Lage neue Zwecksetzungen herausgetrieben, daß die freien Taten die Handelnden in bestimmte Bahnen drängen im Sinne des Goetheschen „werdenden Gesetzes". Es ist die uns bekannte Heterogonie der Zwecke, die hier im Spiel ist, und der Wiedererwecker dieses Gedankens: Wilhelm Wundt, ist auch derjenige, der den Begriff der immanenten Gesetzmäßigkeit in diesem Sinne verwendet, wenn er etwa den Übergang des primären Hordenzustandes in die totemistische Stammesorganisation als „natürliche Erzeugnisse der totemistischen Stammesorganisation... aus den dieser immanenten Bedingungen" oder die Gesetze (!) der binären Stammesgliederungen „aus dem natürlichen Wachstum und der Teilung der Stämme" mit „Notwendigkeit" hervorgehen läßt[135]. Ich würde das, was hier beobachtet ist, um es in seiner Eigenart zu kennzeichnen, etwa endogenes Geschehen nennen.

[135] W. Wundt, Elemente der Völkerpsychologie. 1912. S. 143f. 158. 165 u. ö.

In einem anderen Sinne wird der Ausdruck immanente Gesetzmäßigkeit von Marx gebraucht, der ihn auch besonders liebt. Er denkt, wenn er z. B. von den immanenten Gesetzen der kapitalistischen Entwicklung spricht, an einen der Idee des Kapitalismus gemäßen Ablauf der Ereignisse, also von einer Gestaltung der Dinge, wie sie sich bei völlig rationalem Verhalten der handelnden Personen ergeben würde, weshalb man in diesem Fall von einer rationalen Entwicklung sprechen könnte.

Noch eine dritte Bedeutung hat der Ausdruck: immanente Gesetzmäßigkeit, wenn man dabei an die Entwicklung eines Kulturgebietes in seinen notwendigen Bestandteilen, das heißt seinen Sinnzusammenhängen denkt: die Entwicklung konnte sich nur in bestimmten Formen auswirken, welches auch immer die (zufälligen) Zwecksetzungen sein mochten, und diese Formen lassen sich a priori in eine bestimmte Reihe bringen. In diesem Sinne, in denen der Ausdruck allein richtig gebraucht wird, bedienen sich seiner z. B. manche Kunstwissenschaftler, wenn sie der Kunstgeschichte die Aufgabe stellen: „die immanente Entwicklung des menschlichen Kunstwollens" zu erforschen. Nur muß man sich bewußt bleiben, daß man damit seinen Standpunkt aus der Wirkens- in die Sinnsphäre verlegt, was damit bestätigt wird, daß der Kunsthistoriker, dem ich das obige Zitat entnehme, die Ansicht äußert, daß „für diese Aufgabe... die allzu enge Verbindung mit der Geschichte nicht nur unnütz, sondern gefährlich geworden" ist[136].

Aber es gibt noch einen anderen Begriff, der sinnvoll mit den Gleichförmigkeiten des sozialen, insonderheit des wirtschaftlichen Geschehens in Verbindung gebracht wird und mittels dessen wir in der glücklichen Lage sind, diese wichtige Erscheinung in unser System einzuordnen, das ist der Begriff der Tendenz.

Unter Tendenz können wir verstehen: ein in die Zukunft projiziertes Geschehen. Die Tendenz bezeichnet die Richtung, in der sich das Geschehen vermutlich bewegen wird, wobei als Grundlage des Urteils die Annahme einer vermutlichen Gestaltung der treibenden Kräfte und einer vermutlichen Gestaltung der objektiven Bedingungen

---

[136] Hans Tietze, Die Methode der Kunstgeschichte. 1913. S. 116.

dient. Daß das Urteil richtig ist, das heißt: daß die Wirklichkeit sich im Sinne der behaupteten Tendenz bewegt, hat natürlich zur Voraussetzung, daß jene „Vermutungen" richtig waren. Setzt man im Anfang des 19. Jahrhunderts die ständige Abnahme der Produktivität der Arbeit in die Rechnung ein, so irrt man in der Behauptung einer „Tendenz" des Kapitalismus ebensosehr, als wenn man für alle spätere Zeit über das 19. Jahrhundert hinaus die Steigerung dieser Produktivität annimmt. Deshalb hatte Ricardo für das 19. Jahrhundert die Tendenz der Entwicklung falsch, Marx sie richtig bestimmt, während dessen Prognose für die Gegenwart und Zukunft falsch war.

Tendenzen können wir aufstellen für die kleinsten Ausschnitte des Geschehens: Einzeltendenzen: etwa die Preisbildung in einem Produktionszweige; für eine große Anzahl verwandter Fälle: Häufungstendenz: etwa die Konzentration der Betriebe in einem Lande; endlich für das gesamte Wirtschaftsleben in einer bestimmten Epoche (und im Bereiche eines bestimmten Wirtschaftssystems): wie ich es etwa zuletzt versucht habe für den modernen Kapitalismus.

Eine Tendenz behaupten heißt immer eine Prognose aufstellen, bedeutet also immer, wie ich sagte, eine Projizierung des bisherigen Verlaufs eines Geschehens in die Zukunft. Das muß festgehalten werden, damit man Tendenz nicht mit dem wirklich erfolgten Ablauf des Geschehens verwechselt, was häufig geschieht. Wenn man den Ausdruck also auf bereits vollendetes Geschehen anwenden will, so muß man es in der Weise tun, daß man in der Vergangenheit Zeitpunkte festlegt, von denen aus (in die damalige Zukunft) der Ablauf des Geschehens bestimmt wird. Berichtet man etwa über die „Tendenz" der Börse an einem bestimmten Tage, so muß man hinzudenken: bei Eröffnung der Börse wies die Tendenz in die Richtung der Hausse, um ein Uhr kam die Hausse zum Stillstand, und es entstand die Tendenz zur Festigung der Kurse usw.

Mit dem Begriff der Tendenz arbeitet nicht nur die theoretische Nationalökonomie, sondern ebenso das praktische Leben. Jede Etatsaufstellung, jede Berufsvorbereitung, jede Vorlesungsankündigung, jede Gründung eines Geschäfts, jede „Budgetierung" eines Unternehmens, jeder Abschluß eines Versicherungsvertrages beruht auf

der bewußten oder unbewußten Annahme einer bestimmten „Tendenz" des Geschehens.

Der Geltungswert der Tendenz kann nicht zweifelhaft sein: sie hat nicht die Dignität der Notwendigkeit, sondern trägt nur einen mehr oder weniger hohen Grad von Wahrscheinlichkeit an sich: es besteht eine größere oder geringere „Chance", daß die Dinge sich so gestalten werden, wie man annimmt. Der Grad der Wahrscheinlichkeit eines der angenommenen Tendenz entsprechenden Ablaufs der Ereignisse hängt einerseits ab, wie ich schon sagte, von der richtigen Einschätzung der wißbaren Zustände, andererseits von dem Eintritt oder Nichteintritt „zufälliger" Ereignisse: die ganze Arbeit der Versicherungsgesellschaften ist zerstört, wenn ein Krieg wie der Weltkrieg und eine Entwertung der Valuta, wie wir sie erlebt haben, dazwischenfährt, wie ein Komet in das Planetensystem.

Die Urteile über Tendenzen kann man fester begründen, wenn man dort, wo sich Ziffern angeben lassen, den Apparat der Wahrscheinlichkeitsrechnung in seinen Dienst nimmt. Man kann damit den Begriff der „objektiven Möglichkeit" bilden und sagen, daß der Eintritt eines Ereignisses diesen oder jenen Grad von Wahrscheinlichkeit habe. Daß derartige zahlenmäßige Bestimmungen einer Tendenz nur in seltenen Fällen möglich sind, leuchtet ein.

Die Zuverlässigkeit des Tendenzurteils hängt in hohem Maße ab von der Zeitlage. Es gibt Zeiten, in denen sich der Verlauf des Wirtschaftslebens leichter als in anderen voraussagen läßt. Von welchen Umständen das abhängt, soll hier nicht erörtert werden: es führt hinüber in den Aufgabenkreis der materialen Nationalökonomie. Uns mag es an dieser Stelle genügen, daß wir in den „Tendenzen" einen Begriff gefunden haben, mittels dessen wir Erscheinungen der Wirklichkeit zur Einheit zusammenfassen können, auf die der Begriff des Gesetzes ihres empirischen Charakters wegen nicht anwendbar ist.

Dritter Teil

Die Lehre von der Wirtschaft als Ganzes

Sechzehntes Kapitel

Der Geltungsbereich der drei Nationalökonomien

1. Die Besonderung der Erkenntnisweisen

Ich habe an anderer Stelle (siehe das sechste Kapitel unter 3.) schon auf die große Vertiefung hingewiesen, die unser Wissen dadurch erfahren hat, daß es uns die Einsicht in die Mannigfaltigkeit der Erkenntnisweisen erschlossen hat. Die wichtige Aufgabe einer fruchtbaren Erkenntnistheorie besteht nun aber darin, die besonderen Aufgaben der verschiedenen Erkenntnisarten zu bezeichnen und nach Möglichkeit scharf voneinander abzugrenzen. Vor allem gilt es, die drei Erkenntnisweisen, die sich der Verstandeskategorien als ihrer Hilfsmittel bedienen: die Metaphysik, die ordnende und die verstehende Wissenschaft in ihrer Eigenart und in ihrer Unterschiedlichkeit richtig zu erfassen und ihnen ihren Anwendungsbereich zuzuweisen. Denn darauf kommt es an: die Angemessenheit bestimmter Erkenntnisweisen für bestimmte Erkenntnisgebiete festzustellen. Da wird es denn nun darauf hinauslaufen, daß wir die Metaphysik als die dem Bereiche des Absoluten, die ordnende Wissenschaft als die dem Bereiche der Natur und die verstehende Wissenschaft als die dem Bereiche der Kultur angemessene (adäquate) Erkenntnisweise gelten lassen.

Diese Forderung nach einer ihrem Forschungsgebiet angemessenen Erkenntnisweise erheben jetzt die Vertreter der Naturwissenschaften mit vollem Rechte, indem sie sich damit zugleich gegen die Hineintragung fremder Begriffssysteme in ihre Wissenschaft mit Entschiedenheit wenden. „Alles Naturgeschehen", so äußert sich ein hervorragender Erkenntnistheoretiker aus dem Bereiche der Naturwissenschaften, „verlangt eine naturwissenschaftliche Deutung, und jedes Zurückgehen auf eine Begriffsbildung anderer Art würde...

dem Verzicht auf eine Erklärung gleichkommen ... Daher dürfen nicht einmal psychologische Begriffe (wie Bewußtheit [geschweige denn noologische Begriffe. W. S.]) in das Naturerkennen gemischt werden ... Dort das Verstehen ... Aber in der Biologie hat ein Verstehen in diesem Sinne nur als Durchgangsstufe zur echten Erklärung eine vorläufige Berechtigung [wie für uns umgekehrt die naturwissenschaftliche Erklärung für das Verstehen. W. S.], innerhalb eines abgeschlossenen naturwissenschaftlichen Erkenntnissystems haben psychologische Begriffe schlechterdings keine Stelle." Psychische Vorgänge und Bewegungsvorgänge liegen auf verschiedenen Ebenen und „können daher niemals gemeinsam als Glieder einer und derselben Kausalreihe auftreten". „Naturerklärung heißt aber: Darstellung durch dies ganz besondere naturwissenschaftliche Begriffssystem."[1]

Denselben Anspruch auf eine unserem Erkenntnisgebiet angemessene Methode erheben wir Geistwissenschaftler nun aber auch. Deshalb lehnen wir zunächst alle „romantische Wissenschaft" ab. Die „Romantiker" lösen alle geformte Wissenschaft in einen formlosen Wissensbrei auf. „‚Den Zauberstab der Analogie zu schwingen', Logik in die Geschichte, Mythologie in die Naturwissenschaft hineinzuspiegeln und die Ebenbildlichkeit des Menschlichen mit dem Elementarischen, das Elementarische mit dem Ätherischen zu durchschauen, ist das Denkmittel, mit welchem romantische Wissenschaft den ‚Abyssus von Individualität', der ihm die Welt ist, zu erleuchten strebt. Alle nationalökonomischen Begriffe erfahren bei Ad. Müller diese Romantisierung, und Novalis' Aperçu, die ‚Finanzwissenschaft müsse poetisiert werden', scheint hier Tatsache geworden zu sein."[1a] Adam Müller hat seine „Elemente der Staatskunst" selber bezeichnet als eine aus philosophischen, nationalökonomischen und theologischen Elementen zu einer höheren Einheit verbundene neue Gattung..., die zu kritisieren infolgedessen weder ein Philosoph, noch ein Nationalökonom, noch ein Theologe berufen sei...[2]

---

[1] M. Schlick, Naturphilosophie in: M. Dessoir, Lehrbuch der Philosophie. Bd. 2. S. 474f.

[1a] H. Freyer, Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrhunderts. 1921. S. 48.

[2] Vgl. Carl Schmitt, Politische Romantik. 2. Aufl. 1925. S. 186.

Damit können wir bei unserem beschränkten Verstande nichts anfangen. Wir wollen ganz bescheiden Wissenschaft, ja sogar eine Wissenschaft treiben. Alle Wissenschaft aber ist antiromantisch, ist „klassisch", wie ich schon sagte.

Es gibt gewiß eine herrliche „romantische" Dichtung, eine „romantische" Malerei, eine „romantische" Musik, meinetwegen auch eine „romantische" Philosophie: eine „romantische" Wissenschaft gibt es nicht, sie bedeutet einen Widerspruch im Beiwort.

Von den beiden Formen der realen Wissenschaften erachten wir aber die verstehende Wissenschaft als die unserem Wissensgebiete: dem Wirtschaftsleben als einer Erscheinungsform der Kultur angemessenen Erkenntnisweise.

Diese grundsätzliche Zuordnung der einzelnen Erkenntnisweisen zu bestimmten Erkenntnisgebieten schließt nun aber natürlich nicht aus, daß eine Erkenntnisweise auch auf ein ihrem Wesen fremdes Erkenntnisgebiet übertragen wird. Man kann eine autogene von einer heterogenen Anwendung einer Methode unterscheiden, je nachdem diese dem Gegenstande angemessen ist oder ihm aufgezwungen wird. Man hat in diesem Falle ganz treffend von einem „Imperialismus der Methoden" gesprochen[3]. Es ist dann zu prüfen, ob eine solche Übertragung berechtigt ist oder nicht.

Das soll im folgenden mit Bezug auf die der Nationalökonomie wesensfremden Erkenntnisweisen der Metaphysik und der Naturwissenschaft geschehen, wodurch dann die Berechtigung der richtenden und der ordnenden Nationalökonomie festgestellt wird. Ich glaube, daß wir des Problems am ehesten Herr werden, wenn wir jedesmal die drei Fragen stellen und zu beantworten suchen, die ich oben schon (siehe S. 64) als die notwendig sich erhebenden bezeichnet hatte, die Fragen nämlich: können, müssen, sollen andere Erkenntnisweisen als die verstehende Methode in der Nationalökonomie Verwendung finden?

---

[3] Paul Tillich, Das System der Wissenschaften nach Gegenständen und Methoden. 1923. S. 3.

2. *Metaphysik und Nationalökonomie*

Daß richtende Nationalökonomie, die wir als Metaphysik erkannt hatten, möglich ist, beweist die Tatsache, daß sie da ist; wie sie möglich ist, habe ich im sechsten Kapitel darzulegen versucht.

Wenn ich nun an dieser Stelle die Frage aufwerfe: ob sie notwendig, das heißt unvermeidlich ist, ob — mit anderen Worten — die Nationalökonomie nie anders als eine richtende, normative Erkenntnisweise sein kann, so bedeutet das in etwas erweiterter Form die Frage: ob wir Nationalökonomen Metaphysik treiben müssen, wenn wir die Wirtschaft erkennen wollen, ob Metaphysik ein wesensnotwendiger Bestandteil unseres Erkennens ist, ob in jedem Urteil eines Nationalökonomen metaphysische, das heißt „weltanschauliche" Bestandteile unausbleiblich vorhanden sind, wieweit nationalökonomische Erkenntnis „weltanschaulich" verankert, gebunden, bedingt ist. Mit dem Hinweis auf diese wesensnotwendige Bindung an eine bestimmte Weltanschauung wird von den gescheiteren Gegnern die „wertefreie", „positivistische" Nationalökonomie bekämpft, und es ist wichtig, daß wir diesen Punkt sehr gründlich erörtern, da tatsächlich an dieser Stelle die Schlacht entschieden wird. (Positivistisch nannte ich eben die von mir vertretene Nationalökonomie; ich hätte statt dessen auch sagen können: „wissenschaftlich". Denn der Positivismus gehört zum Wesen der Wissenschaft ebenso, wie er dem Wesen aller echten Philosophie fremd ist. Jemanden, der die „Wertefreiheit" der Wissenschaft fordert, des „philosophischen" Positivismus anzuklagen, ist albern.)

Die Prüfung der Sachlage ergibt nun folgendes[4]:

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir von einem „Standpunkt" aus erkennen, das heißt: daß alles menschliche Wissen „seinsgebunden" ist, aus dem sehr einleuchtenden Grunde, weil es von endlichen Wesen in Zeit und Raum gehandhabt wird. Das gilt für

---

[4] Erst nach Abschluß dieses Kapitels erhalte ich die Abhandlung von Eduard Spranger, Der Sinn der Voraussetzungslosigkeit in den Geisteswissenschaften. (Aus den Sitzungsberichten der Preuß. Akademie der Wiss. Phil.-Klasse 1929), die das hier behandelte Problem ebenfalls zum Gegenstande hat. Zu meiner Freude begegnen sich unsere Ansichten in weitem Umfange. Meine Ausführungen können als Ergänzung zu den Darlegungen Sprangers dienen.

Kultur- und Naturwissenschaften grundsätzlich. Diese Standpunktgebundenheit bedeutet eine weltanschauliche Gebundenheit — auch für alle Wissenschaft, nur in einem stärkeren Grade für die Kulturwissenschaft. Die weltanschauliche Gebundenheit äußert sich aber in folgendem:

1. in der Zielsetzung der Erkenntnis; diese kann himmlischen oder irdischen Zwecken dienen, das heißt sie kann eine Erkenntnis zu Gottes Ruhm sein: um die göttliche Macht, Weisheit und Güte in allen Dingen zu erschauen, oder eine Erkenntnis zu diesseitigen Zwecken. Diese irdische Erkenntnis kann wiederum verschiedenen Zwecken dienen: entweder dem reinen Erkenntniszweck oder außer ihr gelegenen Zwecken: im Bereiche der Natur kann erkannt werden, um diese zu beherrschen: „savoir pour prévoir", „calculer pour dominer", im Bereiche der Kultur, um politische oder andere praktische Forderungen zu rechtfertigen oder um die Mittel an die Hand zu geben, mit denen man das menschliche Dasein verbessert.

Gerade der Sozialwissenschaft hat man im modernen Westeuropa von jeher diese Aufgabe mit Vorliebe gestellt. Schon in ihren Anfängen vernehmen wir die Stimme des trefflichen J. J. Becher, der ihr und ihren Vertretern nur soviel Berechtigung einräumt, als sie dazu dient, „den Statum corruptum der Menschheit zu korrigieren". In der Gegenwart wird sie namentlich von ihren sozialistischen Wortführern gern als Helferin im sozialen Kampfe angerufen: sie habe die „Richtigkeit" der Endziele zu „beweisen", sonst sei sie ein müßiges Gerede: „La scienza sorge per effetto del fine che la teoria, se non vuol essere oziosa, ha dovuto giustificare. Il suo oggetto è appunto questo fine..." „una scienza oggiettiva è una contradizione in termini" (!). So der kluge Arturo Labriola[5], so ähnlich aber urteilt auch der nicht minder kluge Max Adler[6]. Aber auch in den Reihen der „bürgerlichen" Nationalökonomen gibt es Männer, die denselben „praktischen" Sinn verraten und in einen schroffen Gegensatz zu den „reinen Wissenschaftlern" treten. Gegen ein Wort Schumpeters: „der Lehre der Wissenschaft um der Wissenschaft

---

[5] Arturo Labriola, Il valore della Scienza. 1913. pag. 312.
[6] Max Adler, Marxistische Probleme. 1913. S. 58f.

willen gehört mein Herz" wendet sich sein Kollege Werner Bruck mit einer gewissen Entrüstung, indem er ausruft[7]: „Wir Ökonomen sind dazu da, Organisationen zu schaffen, um die sozialethischen und auch die ökonomischen Bedürfnisse der Menschen zweckmäßig zu befriedigen. Das ist unsere Aufgabe, und nicht nur, daß die Wissenschaft, die eine tote Sache ist, zum Selbstzweck wird." Standpunkte!

Eine weltanschauliche Bindung tritt zutage

2. in der Annahme bestimmter Axiome oder Glaubenssätze als Grundlage der Erkenntnis. Der Forscher wird an eine göttliche oder eine „natürliche" Weltordnung oder an gar keine „glauben". Er muß sogar glauben, wenn anders er Wissenschaft treiben will, mindestens an die „Treue der Welt", wie man deren Konstanz genannt hat, das heißt: er muß daran glauben, daß eine Katze eine Katze bleibt und nicht plötzlich ein Vogel ist; ja er muß sogar den viel kühneren Glauben haben, daß die Sonne morgen wieder aufgehen wird; und er muß als Wissenschaftler vor allem den festen Glauben an die Unerschütterlichkeit der Denkkategorien, an die Evidenz alles a-priori-Wissens, das heißt an die „Vernünftigkeit" des menschlichen Geistes haben.

Die weltanschauliche Gebundenheit des Forschers äußert sich

3. in der Auswahl, sei es der Probleme, sei es der Arbeitsideen, sei es des Beweisstoffes:

Der *Probleme:* natürlich hat Ricardo das Grundrentenproblem in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen gestellt, weil ihn als glücklichen Effektenbesitzer das Fallen des Zinsfußes über alles interessierte;

natürlich untersucht Sismondi mit Vorliebe die Absatz- und Krisenprobleme, weil ihn als „Kleinbürger" die Not seiner Schweizer Handwerker und Hausindustriellen bedrückt;

natürlich hat Marx uns die Einsicht in die Gestaltung der Großbetriebe und die Bedingungen der Lohnarbeiter erschlossen, weil ihm das Wohlergehen der Arbeiterklasse am Herzen lag oder weil er Unterlagen für seine Revolutionsideen sich verschaffen wollte.

---

[7] Auf der Tagung der Generalversammlung der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Hochschullehrer in Zürich. 1928.

Der *Arbeitsideen:* wenn die Merkantilisten oder Friedrich List die Idee der Volkswirtschaft in den Mittelpunkt ihrer Forschung stellten, so taten sie es zweifellos darum, weil sie durch ihre Lehren dazu beitragen wollten, daß ihre Staaten und ihre Völker an Macht und Ansehen gewönnen; wenn dann von den Klassikern und ihren Nachfolgern das Interesse auf die Marktverhältnisse, das heißt die Austauschverhältnisse, gelenkt wurde, so lag diesem Wechsel des Blickpunktes ebenso unzweifelhaft eine größere Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal eines Landes und eine liberalistisch-individualistisch-pazifistische Sinnesrichtung zugrunde. Alle Volkswirtschaftler sind „Fascisten", alle „Sozialökonomen" sind „Pazifisten", könnte man sprechen.

Wenn man gesagt hat: die Grenznutzenlehre sei eine Ausgeburt der Angst vor dem Sozialismus: „il conservatorismo latente degli economisti è una necessità logica del loro insegnamento"[8], so steckt in diesem Urteil zweifellos ein sehr berechtigter Kern. Ebenso, wie die Vorliebe der sozialistischen Forscher für die „dialektische" Methode sich aus ihrer parteipolitischen Einstellung unschwer erklären läßt: es ist naturgemäß einem Bourgeoisherzen sehr sympathisch, wenn die Ergebnisse seiner Forschung zu der Erkenntnis führen, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung die beste aller Wirtschaftsordnungen ist, wie es dem Sozialisten Freude macht, sich einer Forschungsmethode zu bedienen, mit deren Hilfe er nachweisen kann, daß „alles, was entsteht, wert ist, daß es zugrunde geht".

Und daß der *Beweisstoff* „unwillkürlich" ausgewählt wird im Hinblick auf das, was man beweisen „möchte", ist eine durch unzählige Fälle bestätigte Erfahrungstatsache, die psychologisch sich leicht begründen läßt. Begegnen wir ihr doch selbst in den Naturwissenschaften: Niemand wird verkennen können — beispielsmäßig —, daß dem Gegensatz von Weißmannismus und Semonismus die politisch-weltanschaulichen Gegensätze von Konservatismus und Liberalismus zugrunde liegen.

Aber ich glaube nun, man sollte diese zweifellos richtige Ansicht, daß unser Wissen „seinsgebunden" ist und deshalb immer ein not-

---

[8] Arturo Labriola, l. c.

wendig individuell bestimmtes Gepräge tragen müsse, nicht überspitzen. Schließlich treiben wir doch nicht Wissenschaft, wie wir Schweiß treiben. Wir sollten doch erwägen, daß es eine naive und eine kritische Art gibt, wissenschaftliche Erkenntnis zu gewinnen. Nun sind freilich alle Forscher der früheren Zeit, einschließlich der „Kritizisten", gegenüber unserem Problem naiv eingestellt gewesen. Aber in der letzten Zeit sind doch Stimmen laut geworden[9], die einer kritischen Auffassung das Wort reden. Und wir lernen zu beurteilen: wie weit die Bindungen des einzelnen Forschers reichen, woher sie stammen, wie sie zu lockern sind. Und von diesem kritischen Standpunkt aus können wir denn auch schon unlösliche, nennen wir sie schicksalhafte, und lösliche Bindungen voneinander unterscheiden.

Die schicksalhaften und darum unlöslichen Bindungen, in die die Seele des Forschers verstrickt ist, stammen aus dem Blute. Sie binden nicht sowohl unser Wollen, das heißt in unserem Falle unsere Zielsetzungen, als vielmehr unser Können; sie bestimmen unsere Veranlagung. Es gibt eben Menschen mit klarem und unklarem Denken, mit metaphysischer und szientifischer Veranlagung, „Romantiker" und „Klassiker", Menschen mit Anschauungsvermögen und ohne Anschauungsvermögen, mit theoretischem und praktischem Sinn (kontemplative und aktivistische Naturen), Menschen mit Formtalent und ohne solches, mit sozialem Sinn und ohne solchen und so weiter in bunter Mannigfaltigkeit. Diese Grundveranlagungen hat man einfach hinzunehmen und kann ihnen gegenüber nichts anderes tun, als sie zu „Typen" zu formen und nach Typen zu ordnen.

---

[9] Für das ganze Problem siehe außer den schon genannten Werken von Dilthey, Rothacker, Litt, Spranger noch: Versuche zu einer Soziologie des Wissens. Herausgegeben im Auftrage des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln von Max Scheler, mit Beiträgen von zahlreichen Autoren. 1924; Max Scheler, Die Wissensformen und die Gesellschaft. 1926, und die verschiedenen Schriften von Karl Mannheim: Strukturanalyse der Erkenntnistheorie. „Kantstudien". Ergänzungsheft Nr. 57. 1922; Das Problem der Generationen in den Kölner Vierteljahrsheften für Soziologie. Bd. VII. 1928; Referat auf dem 6. Soziologentage in Zürich 1928 über die Konkurrenz in den Schriften der Deutschen Ges. f. Soz. Bd. VI. 1929; Ideologie und Utopie. 1929. Vgl. auch A. von Schelting, Zum Streit um die Wissenssoziologie und die kultursoziologischen Kategorien Alfred Webers im Archiv Bd. 62. 1929.

Die löslichen Bindungen stammen aus der Umwelt, in der der Forscher lebt: der engeren, wie Familie, Beruf, Klasse, und der weiteren, wie dem Volke und dem Kulturkreise. Hier handelt es sich um jene geistige Atmosphäre, von der ich schon gesprochen habe und die wir für die Gleichförmigkeiten der menschlichen Handlungen in einer bestimmten Zeit verantwortlich machten (siehe oben S. 265ff.). Jetzt lernen wir sie in ihrer Bedeutung für die geistige Haltung des Forschers kennen. Daß sie eine starke Bindung darstellen, ist unzweifelhaft, aber ich halte sie für löslich, das heißt: ich glaube, es sei grundsätzlich möglich, daß ein Forscher in seinen Untersuchungen sich unabhängig macht von den Urteilen und Vorurteilen seiner Umgebung. Freilich ist es schwer und es wird nicht jedem gelingen. Denn es gehören dazu, sich zu befreien, ein starker Geist und ein starker Wille. Ein starker Geist: denn der Forscher muß sich das volle Bewußtsein von der Eigenart der Atmosphäre verschaffen, in der er lebt, er muß sie gleichsam sich gegenüberstellen können, und dazu bedarf es, namentlich wenn es sich um den geistigen Gehalt der Zeitepoche, um den „Zeitgeist" handelt, eines weiten Überblicks und einer philosophischen Vertiefung, über die nicht jedermann verfügt. Und ein starker Wille ist dazu nötig, auf liebgewordene Anschauungen Verzicht zu leisten, um der Wahrheit zu dienen.

In diesen Zusammenhang gehört auch die viel erörterte Frage: ob es eine besondere „bürgerliche" und „sozialistische" Nationalökonomie gebe. Sie wird bekanntlich in den Kreisen der marxistischen Denker bejaht in Fortführung von Gedanken, die wohl zuerst bei Marx feste Form gewonnen haben. Dieser schreibt z. B. in der Inauguraladresse (1864): die Zehnstundenbill „war der Sieg eines Prinzips: zum ersten Male am hellen lichten Tage unterlag die politische Ökonomie der Bourgeoisie der politischen Ökonomie der Arbeiterklasse" (!). Es fällt uns heute einigermaßen schwer, einzusehen, welchen irgendwie vernünftigen Sinn eine solche Behauptung haben könnte. Wir müssen schon annehmen, daß Marx sein Urteil von dem Standpunkt einer richtenden Nationalökonomie aus abgibt, deren Aufgabe also die Aufstellung von Endzielen ist, und daß er weiter auf Grund seiner Geschichtsauffassung annimmt, daß die Ideale sich

notwendig verschieden gestalten in den Köpfen der Bourgeoisie und des Proletariats. Beides hat nun aber doch mit Wissenschaft, die die politische Ökonomie sein will, nichts zu tun. Die sozialen Ideale sind natürlich in ihrer Entstehung, wie wir zur Genüge klargestellt haben, durchaus „seinsgebunden" und deshalb sicher verschieden für Bourgeoisie und Proletariat. Warum aber die wissenschaftliche Erkenntnis dieser Ideale, die Erörterung der Begründung und der Folgen eines Arbeiterschutzgesetzes, ebenso seinsgebunden und darum in ihren Ergebnissen klassenbestimmt sein sollen, ist durchaus nicht einzusehen. Daß der Bourgeois Marx der Begründer der „proletarischen" Nationalökonomie geworden ist, widerlegt ja schlagend die Irrlehre von einer klassengebundenen Nationalökonomie. Daß der bürgerliche oder sozialistische „Standpunkt" des Forschers Richtung und Art der Forschung beeinflussen kann, wurde oben ausdrücklich zugegeben. Man kann also von bürgerlichen und sozialistischen Nationalökonomen sprechen. Eine bürgerliche und sozialistische Nationalökonomie einander gegenüberzustellen, ist Unsinn.

Wir müssen uns nun auch darüber klar sein, daß in vielen Fällen der Forscher den Standpunkt, auf den ihn ohne sein Wissen und seinen Willen die Umwelt, oder wie wir auch sagen können: die Zeit stellt, gar nicht aufgeben will und nicht aufzugeben braucht. Das heißt: daß wir mit einem gewissen Maße von „Seinsgebundenheit" rechnen und rechnen können, ohne darum den gewonnenen Erkennntnissen die Allgemeingültigkeit absprechen zu müssen. Gewiß trägt uns die Zeit die Probleme zu, unser „Werturteil" veranlaßt uns, bestimmte Stoffgebiete auszuwählen, bestimmte Fragen zu stellen: wir behandeln heute den Kapitalismus, weil er unser Schicksal geworden ist, oder das Geldwesen, weil uns das Geldproblem auf den Nägeln brennt. Aber das bedeutet eine Relativierung unserer Erkenntnis, die wir als solche kaum verspüren. Gewiß hegen nur die Anhänger eines bestimmten Kulturkreises den Glauben an bestimmte Axiome: nur im Bereiche der westeuropäischen Kultur ist das kausale Denken ein selbstverständlicher Bestandteil unserer Wissenschaft geworden. Aber dieser Glaube ist so allgemein, daß wir uns ebenfalls seiner Relativität gar nicht mehr bewußt werden: wir haben ihn zu einem gleichsam selbstverständlichen Apriori alles

wissenschaftlichen Denkens gemacht. Gewiß ist unser Wissen durch den Beweisstoff nach Umfang und Art bestimmt, der in einer Zeit zur Benutzung bereit liegt. Aber wir nehmen ihn als gegeben hin und brauchen nicht zu erwägen, daß auch er es ist, der unser Wissen relativiert: es sind auch in diesem Falle die Bedingungen für alle Forscher dieselben, was ihren Forschungsergebnissen für diese Zeitspanne und diesen Kulturkreis die Allgemeingültigkeit verbürgt. Diese scheint also nach allen Seiten hin, dank einer kritischen Einstellung, die ich eben beschrieben habe, trotz der unzweifelhaft weitgehenden Seinsgebundenheit des Forschers gesichert zu sein, auch ohne daß wir, wie die Naturwissenschaften, auf Wesenserkenntnis zu verzichten brauchen, wenn wir dabei nur folgende Regeln beobachten:

1. wir müssen in Zweifelsfällen die weltanschaulichen Gegebenheiten ausdrücklich als solche bezeichnen und kenntlich machen;
2. wir müssen mit Sorgfalt diejenigen Fragen ausscheiden, die weltanschaulich problematisch sind, müssen also vor allem die persönlichen Werturteile vermeiden und Seinserkenntnis erstreben: auf die Intention kommt es vor allem an. Wir müssen so weit unseren Geist schulen, daß wir den grundsätzlich erkenntnistheoretischen Unterschied zwischen den Fragen: „wie wirken Getreidezölle auf die Preise?“ und: „sind Getreidezölle nützlich?“ einsehen (damit wäre viel gewonnen);
3. wir müssen alle Probleme auf die Grundlage der Evidenz und der aufweisbaren Erfahrung zurückführen.

Daß bei den Kulturwissenschaften ein breiterer Raum für die persönliche Eigenart des Forschers bleibt als bei den Naturwissenschaften, soll gewiß nicht bestritten werden. Es ist auch kein Schade. Ja, wir empfinden die Lebensnähe in unseren besten Werken mit besonderer Dankbarkeit für den Genius. Aber darum brauchen wir wahrhaftig nicht Metaphysik zu treiben und uns mit dem Suchen nach der richtigen Wirtschaft abzumühen. Ich finde, daß verstehende Nationalökonomie, wo sie mit einigem Geist betrieben wird, viel kurz-

weiliger ist als die richtende, trotzdem sie sich bescheiden in den Grenzen echter Wissenschaft hält. Daß wir auch in vollendeter Weise wissenschaftliche Systeme bilden können, ohne uns der Krücke der Werturteile bedienen zu müssen, habe ich an anderer Stelle, wie ich glaube, deutlich gemacht: siehe das zwölfte Kapitel.

Wenn nun also der Beweis erbracht ist, daß eine Wissenschaft vom Wirtschaftsleben möglich ist, wenn wir mit Strenge darauf halten, daß sich keine metaphysischen Bestandteile in unsere Erkenntnis einmischen, so bleibt doch noch die dritte Frage zu beantworten: sollen wir nicht, über das unvermeidliche Maß hinaus, also aus freien Stücken eine metaphysische Nationalökonomie betreiben, ist die richtende Nationalökonomie nicht doch vielleicht die höhere Form?

Diese Frage enthält drei Fragen in sich. Die erste lautet: sollen wir Wirtschaftsphilosophie, die etwas anderes ist als Wirtschaftswissenschaft, zum Gegenstande unseres Studiums machen? Diese Frage bejahe ich, und ich werde im folgenden Kapitel selbst einiges darüber bemerken, wie man sinnvoll eine solche Disziplin gestalten könnte.

Die zweite Frage lautet: sollen wir zugunsten der Wirtschaftsphilosophie auf eine selbständige Wirtschaftswissenschaft verzichten? Diese Frage verneine ich, weil ich in einem solchen Verzicht eine schmerzliche Verarmung unseres geistigen Lebens erblicken würde.

Die dritte Frage endlich lautet: sollen in die wissenschaftliche Nationalökonomie metaphysische Brocken eingestreut werden, indem man sie „ethisiert", das heißt mit Werturteilen durchsetzt, sollen in die verstehende Nationalökonomie die Gedankengänge der richtenden Nationalökonomie verwoben werden? Diese Frage verneine ich ebenfalls mit aller Entschiedenheit: die wissenschaftliche Nationalökonomie soll „wertefrei" sein.

Der Streit um die „Wertefreiheit" unserer Wissenschaft ist ziemlich alt. Die neueren Historiker des Faches lassen ihn zwar meist erst mit dem Aufsatz Max Webers aus dem Jahre 1905 beginnen. Aber ihre Kenntnisse sind sehr unvollkommen. Der Streit hat ein reichliches Menschenalter früher angefangen und sich namentlich in der englischen, französischen und italienischen Literatur abgespielt.

So äußert sich schon Luigi Cossa, um nur den schärfsten Kopf der damaligen Nationalökonomen-Generation zu nennen, dahin: die Feststellungen der Nationalökonomie können richtig oder falsch, aber sie können niemals gut oder böse, nützlich oder gefährlich sein. So ist denn auch nach seiner Meinung die berühmte Einführung ethischer Gesichtspunkte („cette fameuse importation de l'élement éthique"), „auf die eine zahlreiche Schule von Nationalökonomen so stolz ist", „keine Entdeckung, die unsere Wissenschaft fördert, sondern eine Absurdität, die sie zugrunde richtet"[10].

Ich selbst habe dann bereits in meinen ersten Marx-Studien (1893/94) und in dem Aufsatze über die „Ideale der Sozialpolitik" im siebenten Bande des Archivs für Sozialwissenschaften (1895) die ethischen Werturteile in unserer Wissenschaft abgelehnt.

Dann kamen, zehn Jahre später, die bedeutenden Arbeiten Max Webers als eine willkommene Unterstützung unseres „wertefreien" Standpunktes; es kam die Erörterung auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Wien im Jahre 1909, es kam die Aussprache im Ausschuß desselben Vereins (auf Grund einer als Handschrift gedruckten Sammlung von Gutachten) im Jahre 1913 und es kam danach eine Menge meist belangloser Äußerungen in einem ausgedehnten Schrifttum, in dem die Mißverständnisse häufiger sind als die sachkundigen Urteile.

Die Gründe aber, die uns dazu veranlassen, die Werturteile aus der wissenschaftlichen Nationalökonomie zu verbannen, sind teils theoretischer, teils praktischer Natur.

Die theoretischen Gründe sind vornehmlich folgende: die Einheit des Erkenntnissystems wird gestört durch die Vermengung von Seins-Urteilen und Wert-Urteilen, die auf zwei verschiedenen Ebenen liegen: siehe das darüber im sechsten Kapitel Gesagte. Wir wollen in einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht erfahren, was Herr A. und Herr B. für gut oder schlecht, für nützlich oder schädlich halten, sondern wie die Wirtschaft gestaltet ist. Auch interessiert uns nicht im mindesten, welche Wirtschaft Herr C. für die richtige hält, das

[10] Luigi Cossas Guida allo studio dell' economia politica erschien schon 1876. Ich zitiere nach der französischen Ausgabe, die 1899 u. d. T. Histoire des doctrines économiques erschienen ist; siehe daselbst pag. 32.

wissen wir selber. Es liegt eine unerträgliche Überheblichkeit darin, uns mit der Darlegung der für uns belanglosen subjektiven Meinungen über das „was sein sollte" zu langweilen. Wenn einmal ein bedeutender Forscher uns seine Ansichten darüber mitteilt, so werden wir sie gern hören. After dinner. In wissenschaftlichen Untersuchungen dagegen wollen wir Aufschlüsse über die Zusammenhänge der wirtschaftlichen Welt erhalten, und gerade diese werden uns vorenthalten, weil der wertende Nationalökonom gar keine Zeit und Sammlung hat, sie zu machen. Er hat es immer zu eilig, uns sein Werturteil aufzudrängen. Wie viele wichtige wissenschaftliche Erkenntnisse durch diese krankhafte Sucht, die Dinge zu werten, im Keime erstickt sind, ist gar nicht zu sagen. Es ist ja heute schon besser geworden. Wenn man sich aber die Literatur ansieht, die vor allem in Deutschland beliebt war, als wir jung waren, so ist man geradezu erschreckt über die Kürze und Unfruchtbarkeit der Erkenntnisreihen, die gerade immer da durch ein Werturteil abgebrochen wurden, wo sie hätten anfangen sollen. Von den ästhetischen Qualen, die die Lektüre der Schriften einer „ethischen" Nationalökonomie verursacht, will ich gar nicht reden: Werturteile in einem wissenschaftlichen Traktat wirken auf mich wie Steine im Erbsenbrei.

Wenn ich von praktischen Gründen sprach, die uns veranlassen, auf Werturteile in der Wissenschaft zu verzichten, so wollte ich damit diejenigen bezeichnen, die es zweckmäßig erscheinen lassen, Wertungen zu vermeiden, weil diese geeignet sind, außerhalb der Wissenschaft selbst gelegene Schäden zu verursachen. Eine „wertende" Wissenschaft — ein Widerspruch im Beiwort! — trägt nämlich dazu bei, sowohl das Ansehen der Wissenschaft zu verringern, als die Würde des Werturteils zu vernichten.

Eine wissenschaftliche Erkenntnis soll richtig sein und ihre Richtigkeit soll bewiesen werden können. Da nun ein Werturteil nie „richtig" sein und noch viel weniger als „richtig" bewiesen werden kann, so ergibt sich das Paradoxon, daß die Wissenschaft ihrem innersten Wesen zuwider unbeweisbare Sätze als ihr Erzeugnis ausgibt. Das muß aber das Vertrauen in die Wissenschaft notwendig verringern. Jemand, der hört, daß ein und dieselbe Wissenschaft den Schutzzoll und den Freihandel, die Notwendigkeit und Verwerflich-

keit der Sozialpolitik glaubt „beweisen" zu können, wird sich mit Verachtung von dieser Afterweisheit abwenden.

Daß aber die Würde des Werturteils herabgesetzt wird, wenn man es zu einer „wissenschaftlichen" Angelegenheit macht, das heißt auf Erfahrung aufbaut, in Verstandeskategorien einschnürt und es auf die Ebene der „beweisbaren" Tatsachen herabdrückt, habe ich an anderer Stelle schon als meine Meinung ausgesprochen: siehe oben Seite 83f.

3. Naturwissenschaft und Nationalökonomie

Haben wir uns als „verstehende" Nationalökonomen in den vorhergehenden Ausführungen mit der richtenden Nationalökonomie auseinandergesetzt, so müssen wir nun dasselbe tun angesichts der ordnenden Nationalökonomie. Und zwar wollen wir uns dabei wiederum desselben Schemas wie vorhin bedienen, wir wollen fragen: können, müssen, sollen wir das naturwissenschaftliche, das heißt bloß ordnende Verfahren in unserer Wissenschaft anwenden.

Daß man es anwenden kann, beweist ja wiederum das Dasein einer naturwissenschaftlich eingestellten Nationalökonomie, die sogar, wie wir gesehen haben, die Herrschaft ein Jahrhundert hindurch bis in unsere Zeit hinein gehabt hat. Das bloß ordnende Verfahren kann jede Kulturwissenschaft anwenden aus dem einfachen Grunde, weil es das äußerlichere, oberflächlichere Verfahren ist. Ordnen kann ich ebensogut Kultur- wie Naturerscheinungen, verstehen hingegen kann ich nur jene. Deshalb ist — umgekehrt — das verstehende Verfahren auf die Natur überhaupt nicht anwendbar.

Diese Überlegung enthält auch schon die Antwort auf die zweite Frage: ob wir das bloß ordnende Verfahren bei der Erforschung eines Kulturgebiets wie der Wirtschaft anwenden müssen. Wir müssen uns in der Tat dieses Verfahrens bedienen, wo wir nicht verstehen können, das heißt: wo wir an die unteren Grenzen des Verstehens stoßen, die ich im dreizehnten Kapitel unter 3. abzustecken versucht habe. Das sind also folgende Fälle:

1. wo wir reine Naturerscheinungen einfach zu registrieren haben: Ernteausfälle — Geburtenfrequenz — Absterbeordnungen;

2. wo wirtschaftliche, das heißt seelisch-geistige Erscheinungen an die Natur angrenzen: Ermüdungserscheinungen — „Tests" — Rasseeinflüsse;
3. wo wir den Sinn seelisch-geistiger Vorgänge noch nicht verstehen: Parallelität zwischen Preisbildungen und Selbstmorden — Konjunkturkurven.

Aber die erst recht brennende Frage ist nun die dritte: sollen wir auch dort, wo wir nicht müssen, also dort, wo wir verstehen, gleichwohl — aus freien Stücken — das naturwissenschaftliche Verfahren in der Nationalökonomie anwenden? Die Antwort auf diese Frage enthält dieses ganze Buch: sie lautet natürlich mit aller Entschiedenheit: nein. Nicht aus irgendeiner dogmatischen Voreingenommenheit heraus erteile ich diese Antwort — warum sollte die verstehende Methode meinem Herzen näherstehen als die bloß ordnende? —, sondern aus der wohldurchdachten Erwägung heraus, daß wir bei einem Verzicht auf die verstehende Methode unnötig den Bereich unserer Erkenntnis einengen und diese in unerwünschter Weise verflachen. Wir erkennen nun einmal tiefer, wir erkennen mehr, wenn wir verstehen, als wenn wir bloß ordnen. Wie gern würden die Naturforscher die Vorgänge in der Natur verstehen! Weil sie es nicht können, müssen sie sich mit der bloßen Ordnung begnügen. Und wir sollten freiwillig auf diese tiefere Erkenntnis verzichten? Ein höchst sonderbarer Gedanke.

Vielleicht wäre man ihm aber auch gar nicht verfallen, wenn man schon früher den Sinn eines Verfahrens richtig erkannt hätte, dessen Nützlichkeit für die Zwecke nationalökonomischer Wissensbildung außer Zweifel steht und das man nur in einen naturwissenschaftlichen Erkenntniszusammenhang glaubte einordnen zu können, während es sehr wohl auch — ja gerade — im Rahmen einer verstehenden Nationalökonomie Verwendung finden kann; ich meine das Verfahren der Bildung rationaler Schemata. Dadurch, daß man diese Schemata, die zuweilen die äußere Form von Naturgesetzen annehmen, für solche gehalten hat, hat man ihren Sinn in Unsinn verkehrt und hat die ganze nationalökonomische Forschung am falschen Ende angefaßt. Ich versuche im nächsten Kapitel, wo ich

über das Wesen der nationalökonomischen Theorie mich zu äußern habe, den rationalen Schemata ihren Platz im System einer verstehenden Nationalökonomie anzuweisen.

Siebzehntes Kapitel

Die Gliederung der Gesamtlehre von der Wirtschaft

Es ist ein Unglück für uns, die wir die Lehre von der Wirtschaft verkünden sollen, daß wir keinen Ausdruck haben, der diese Gesamtlehre bezeichnet. Das Wort „Nationalökonomie" würde sich ja ohne Zweifel am besten dazu eignen, sowohl seiner Sinnlosigkeit wegen, wie ich schon sagte, als auch deshalb, weil es sich im täglichen Leben eingebürgert hat: man studiert Nationalökonomie, wie man Jurisprudenz, Medizin, Theologie usw. studiert, und beschäftigt sich dabei mit allen Disziplinen, die die menschliche Wirtschaft zum Gegenstande haben, so verschiedener Art sie auch sein mögen, so wie der Jurist Rechtsphilosophie, Rechtsgeschichte, Rechtsdogmatik, forensische Medizin und vieles andere, der Mediziner ebenso allerhand Wissenschaften und allerhand Kunstlehren studiert.

Leider aber läßt sich der Ausdruck Nationalökonomie in diesem umfassenden, unwissenschaftlichen Sinne nicht verwenden, weil er schon festgelegt ist, wenn auch in schwankender Bedeutung, für einen Teil dieser Gesamtdisziplin, nämlich die Wissenschaft von der Gesellschaftswirtschaft. Es bleibt uns deshalb bis auf weiteres nichts übrig, als etwas umständlich von einer „Gesamtlehre von der Wirtschaft" zu sprechen, von der dann also die Nationalökonomie den wissenschaftlichen Teil bildet. Alsdann ergibt sich als natürliche Gliederung für diese Gesamtlehre von der Wirtschaft die Einteilung in:

1. Wirtschaftsphilosophie,
2. Wirtschaftswissenschaft,
3. Wirtschaftskunstlehre.

1. Die Wirtschaftsphilosophie

Ich habe oben, wo ich die Einstreuung metaphysischer Brocken in die Nationalökonomie als unappetitlich abgelehnt habe (siehe S. 288), ausdrücklich die Berechtigung eines Zweiges der Gesamt-

wirtschaftslehre anerkannt, den man füglich Wirtschaftsphilosophie nennen kann und der also die metaphysischen Beziehungen der Wirtschaft zum Gegenstande haben würde. Ich will hier in Kürze einen Überblick über den Aufgabenkreis einer solchen Disziplin geben[12], die wir bisher kaum in den Anfängen besitzen.

Eine Wirtschaftsphilosophie würde naturgemäß enthalten:

1. die Ontologie der Wirtschaft. Diese hätte die Einordnung der Wirtschaft in den allgemeinen Seinszusammenhang vorzunehmen, hätte also zu erörtern etwa: die Selbständigkeit oder Bedingtheit der Wirtschaft, das Verhältnis von Wirtschaftsgesinnung, Ordnung und Technik in der Wirtschaft zueinander, die Probleme der ökonomistischen (sogenannten materialistischen) Geschichtsauffassunng, die Frage nach der Seinsgebundenheit der Wirtschaftswissenschaft usw.

Eine Wirtschaftsphilosophie würde ferner enthalten:

2. die Kulturphilosophie der Wirtschaft. Deren Aufgabe wäre es, die Wirtschaft in den allgemeinen Sinnzusammenhang einzuordnen. Hier wäre zu behandeln das Problem des Kulturwertes der Wirtschaft: wieweit ist die Wirtschaft kulturfördernd, inwieweit kulturhemmend, sind wirtschaftliche Werte Kulturwerte, wie verhalten sich die verschiedenen Wirtschaftssysteme und Wirtschaftsepochen zur Kultur, welches ist der „Sinn" einer bestimmten Wirtschaftsepoche in der Geschichte, was hat der Weltgeist im „Sinn" gehabt, als er der Menschheit das Ungeheuer „Kapitalismus" auf die Erde schickte usw. Man muß erst noch das Gefühl dafür bekommen, daß hier Probleme aufgewiesen sind, die mit der wissenschaftlichen Behandlung der Gegenstände nichts zu tun haben, sondern ein durchaus selbständiges Leben führen. So halte ich es für eine unberechtigte Kritik an meinem Buche über den „Modernen Kapitalismus", wenn

---

[12] Das Wort „Wirtschaftsphilosophie" wird heute in durchaus unzulässiger Weise gebraucht, um wahllos allerhand Schriften der theoretischen Nationalökonomie damit zu bezeichnen. So haben die von Arthur Hoffmann-Erfurt herausgegebenen „Literarischen Berichte aus dem Gebiete der Philosophie" eine Rubrik „Wirtschaftsphilosophie", in der ich bisher überhaupt noch kein wirklich wirtschaftsphilosophisches Werk verzeichnet gefunden habe, wohl aber z. B. Schriften, wie die von Cassel (!) über die Konzentrationstendenzen im Wirtschaftsleben der Gegenwart und ähnliche.

man ihm vorwirft[13]: es enthalte keine Erörterungen über den „Sinn" des Kapitalismus, das heißt dessen transzendenten Sinn. Natürlich enthält es die nicht, es beansprucht ja, eine Wissenschaft vom Kapitalismus zu sein.

Eine Wirtschaftsphilosophie würde endlich enthalten:

3. die Ethik der Wirtschaft, die auf das Ziel gerichtet sein müßte: die Wirtschaft in den Wertzusammenhang der Welt einzuordnen. In diese Wirtschaftsethik vor allem gehört die ganze Problematik der richtenden Nationalökonomie, die sich diese widerrechtlich angeeignet hat. Es wären die Fragen zu beantworten: welche Ziele soll sich die Wirtschaft stecken?, was ist Volkswohlfahrt?, welche Güter sollen erzeugt werden und in welcher Reihenfolge und welchem Mengenverhältnis?, sollen Krankenhäuser oder Panzerkreuzer gebaut werden?, ist Luxus verwerflich?, was ist eine „gerechte" Verteilung?, was ein „gerechter" Preis?, was mit einem Wort eine „richtige" Wirtschaft? Da, wie ich zu zeigen versucht habe (siehe das sechste Kapitel unter 3.), jede dieser Fragen auf die Frage nach der „Bestimmung des Menschen" hinausliefe, so ist jede metaphysisch verankert und heischt eine philosophische Erörterung.

Wirtschaftsphilosophie treiben ist sicher eine sehr schöne Sache. Aber ich möchte doch hinzufügen: eine sehr schwierige Sache. Das zeigen die kümmerlichen Ansätze, die wir dazu in der sogenannten „ethischen" Nationalökonomie besitzen. Das beweisen aber auch die Phantastereien des philosophischen Marxismus.

Zu einem guten Wirtschaftsphilosophen gehören Eigenschaften, die sich nur sehr selten in einem Sterblichen vereinigt finden. Er muß natürlich und vor allem ein guter Philosoph sein, das heißt gewiß nicht nur eine schulmäßig einwandfreie sogenannte philosophische Ausbildung besitzen, sondern auch und vor allem eine Philosophie von Wert lehren, das heißt eine Philosophie, die uns nicht langweilt, deren Heilslehren uns aufhorchen machen und uns das Blut rascher durch die Adern treiben. Aber dieser Philosoph von Gottes Gnaden soll nun — es klingt fast wie Hohn — sehr gründ-

---

[13] So Arthur Salz, Anmerkungen zu Werner Sombarts „Hochkapitalismus" in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Bd. 85. 1928. Heft 1 und 2.

liche Kenntnisse von der Wirtschaft haben. Ist das überhaupt möglich? In primitiver Zeit ja: Aristoteles, Thomas von Aquino und die anderen großen Scholastiker konnten das Wirtschaftsleben noch überblicken und haben uns deshalb auch das Beste zum Thema der Wirtschaftsphilosophie gesagt, das wir bis heute besitzen. Aber in unserer Zeit? Welchem Philosophen ist es zuzumuten, daß er in die Geheimnisse des Terminhandels und der Konzernbildung und der Konjunkturgestaltung so eindringt, daß er darüber fachmännisch einwandfreie Urteile fällen kann? Es genügt auch nicht, damit man Wirtschaftsphilosophie treiben könne, um die Grundsätze der Wirtschaft allein zu wissen. Man muß ihr Getriebe kennen. Und diese Kenntnis sich nebenbei anzueignen, übersteigt fast das menschliche Können. Deshalb sind auch die Äußerungen, die unsere großen Philosophen über die Wirtschaft getan haben, fast durchgängig von einer fast kindlichen Einfalt: von Kant, Fichte, Hegel angefangen bis zu Nietzsche. Die einzigen, neueren Philosophen von Rang, die gründliche wirtschaftliche Kenntnisse besaßen, sind, soviel ich sehe, Eduard von Hartmann und Max Scheler, denen wir denn auch wertvolle wirtschaftsphilosophische Aufschlüsse verdanken. Ein Mann, der eine Wirtschaftsphilosophie großen Stils hätte schreiben können, war Max Weber. Aber ihn haben daran doch wohl letzten Endes sein Kritizismus und Skeptizismus gehindert.

Da, wie wir gesehen haben, die Vertreter einer richtenden Nationalökonomie heute noch nicht ausgestorben sind, so wird auch in der Gegenwart Wirtschaftsphilosophie in allen den Spielarten weiter getrieben, die die richtende Nationalökonomie aufweist: der scholastischen (Spann und die katholischen Nationalökonomen), der harmonistischen (vor allem die Marxisten) und der rationalistischen (z. B. Rud. Stolzmann). Was zu wünschen ist, ist die Einsicht dieser Wirtschaftsphilosophen, daß sie als solche nicht Nationalökonomen sind. Wenn z. B. Spann jetzt seine Ansichten über die richtige Wirtschaft auch Wirtschaftsphilosophie nennt[14] und sie nicht mehr als wissenschaftliche Nationalökonomie ausgibt, so erachte ich dies für

[14] Siehe Othmar Spann, Gesellschaftsphilosophie im Handbuch der Philosophie, herausgegeben von A. Bäumler und M. Schröter. Abt. IV. 1928. Auch separat erschienen.

einen wichtigen Schritt zur Klärung unserer Lage. Die säuberliche Abgrenzung des Forschungsgebiets der Wirtschaftsphilosophie gewährt uns erst die Möglichkeit, genau zu bestimmen, welche Aufgaben nun

2. *Die Wirtschaftswissenschaft*

zu erfüllen hat. Sie hat als Erfahrungswissenschaft, als welche wir sie kennengelernt haben (siehe S. 174), ganz schlicht zu untersuchen, was im Bereiche des Wirtschaftslebens war, ist und (vermutlich) sein wird. Die westlichen Nationen nennen diese Art der Forschung übereinstimmend Science. Diese Wirtschaftswissenschaft bildet also den zweiten und — durfte man bisher wenigstens sagen — Hauptteil der Lehre von der Wirtschaft. Sie läßt sich dreifach in je zwei Teile gliedern: 1. nach der grundsätzlichen Einstellung zum Untersuchungsgegenstand; 2. nach der Ausdehnung des Untersuchungsgebietes; 3. nach den bevorzugten Arbeitsideen.

I. Nach der grundsätzlichen Einstellung

zerfällt die Nationalökonomie, wie wir nun immer die Wirtschaftswissenschaft wieder nennen wollen, in die beiden Teile: Theorie und Empirie.

Was nationalökonomische

Theorie

sei, hat man bisher nicht gefragt, jedenfalls niemals gründlich zu bestimmen versucht. Was die sogenannten „Theoretiker" unseres Faches für Theorie ausgegeben haben, war ein kleiner Ausschnitt aus dem großen Gebiete der Theorie, den sie ganz ungebührlicherweise verabsolutiert haben, nämlich die Anfertigung rationaler Schemata (siehe unten Seite 300ff). Sie haben gar nicht gesehen, daß es verschiedene Theorien, oder richtiger: verschiedene Seiten und Bestandteile der Theorie gibt. Sie haben nicht wahrgenommen, daß drei „theoretische" Sätze wie diese:

> das Gewinnstreben bildet einen Teil des kapitalistischen Wirtschaftssystems;
>
> bei Disproportionalität der Produktionsfaktoren sinkt der Ertrag;
>
> Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis

auf drei ganz verschiedenen Ebenen liegen.

Einen besonders verhängnisvollen Irrtum enthält die Unterscheidung von „reiner" und „angewandter" Theorie. Alle Theorie ist „rein", nämlich raum- und zeitlos. Man kann wohl von der Anwendung der Theorie (in der Empirie und in den Kunstlehren) sprechen, aber nicht von „angewandter" Theorie im Gegensatz zu einer „reinen". Auch die angewendete Theorie bleibt „rein". Man kann auch — wie wir noch sehen werden — den Unterschied von allgemeiner und historischer Theorie machen; aber beide sind „reine" Theorien. Allenfalls könnte man die Aprioribestandteile der Theorie den übrigen Bestandteilen als „reine" gegenüberstellen. Aber das führt auch zu Unklarheiten, so daß man den Ausdruck „reine" Theorie lieber vermeidet.

Was es mit einer nationalökonomischen Theorie in Wahrheit auf sich habe, läßt sich etwa wie folgt umschreiben:

Von etwas Theorie treiben, hat einmal v. Gottl treffend gesagt, heißt nie etwas anderes, als darüber wahrhaft und in Einheit zu Ende denken. Machen wir uns klar, was das bedeuten kann.

„Theorie treiben" ist also so viel wie „theoretisch denken". Darunter aber haben wir zu verstehen: Akte zur Bildung derjenigen Kategorien (Begriffe), mit denen die lebendige Wirklichkeit „umgriffen" werden kann, in denen das Allgemeine im Besonderen erfaßt oder — wie wir es auch ausdrücken können — im Wissen auf seine grundsätzlichen Bestandteile zurückgeführt wird.

Im Bereiche der Geistwissenschaft heißt das aber: das Wesen eines Sachverhalts, eines Gebildes sich zum Bewußtsein bringen, heißt es: den Sinn begrifflich durchdringen, heißt es: objektiven Geist in subjektiven zurückverwandeln.

„Eine Theorie aufstellen" bedeutet dann soviel wie die Einzelbegriffe zu einer systematischen Einheit zusammenfügen, bedeutet soviel wie die Übertragung der objektiven Sinnzusammenhänge in Gedankenzusammenhänge, das heißt in ein Begriffssystem. Fruchtbare Begriffssysteme zu schaffen, ist eine der Hauptaufgaben der Theorie, und sie erfüllt diese Aufgabe dann, wenn sie die Wirklichkeit liebevoll umfaßt und den Sinn des Seienden möglichst getreu in ihren Begriffen zum Ausdruck bringt: in einer tunlichst weitgehenden Ent-

sprechung von Sein und Denken liegt das Geheimnis der Fruchtbarkeit aller Theorien auf geistwissenschaftlichem Gebiete.

Wenn man, was man gewiß nicht braucht, die Mahnung, mit denen der Herr die Erzengel entläßt, nicht nominalistisch-kritizistisch-transzendental deutet, so enthält sie den schönsten Ausdruck, den wir finden können, um das Wesen der Theorie zu kennzeichnen:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken."

Da die in unserer Wissenschaft verwendeten Begriffe, wie wir wissen (siehe das 14. Kapitel) fast durchgängig Wesensbegriffe sind, so ist unsere Theorie, die wir in und aus diesen Begriffen bilden, in ihrem Kern Wesensdenken, wie es jetzt die Phänomenologisten nennen[15].

Was Theorie sei und bedeutet, werden wir noch besser verstehen, wenn wir die verschiedenen Teilaufgaben, die sie zu erfüllen hat, uns klarzumachen versuchen. Nach den im vorigen Abschnitt entwickelten Grundsätzen wird eine vollständige Theorie abzielen auf:

I. die Schaffung eines Gesamtsystems der Wissenschaft;
II. die Einfügung eines entsprechenden Begriffssystems in das System der Wissenschaft;
III. die Herausarbeitung einer Gesetzeslehre im weiteren Sinne, die wir besser bezeichnen können als

die Lehre von den Denkbarkeiten. Diese umfaßt aber drei Bestandteile, nämlich:

1. die Lehre von den Möglichkeiten;
2. die Lehre von den Wahrscheinlichkeiten;
3. die Lehre von den Notwendigkeiten,

womit folgendes gemeint ist:

1. die Lehre von den Möglichkeiten gibt eine Übersicht über die denkbaren Möglichkeiten eines Sachverhaltes. Diese Übersicht

[15] Vgl. außer den Husserlschen Schriften z. B. noch Reyer, Einführung in die Phänomenologie. 1925. S. 298f. u. ö.

hat selber eine systematische zu sein, sofern sie die vorhandenen Möglichkeiten um ein Sinnzentrum gruppieren muß. Ich habe in meinen Werken von diesem Teil der Theorie besonders ausgiebigen Gebrauch gemacht: jeder wichtige Abschnitt wird, wie der Leser leicht feststellen kann, durch einen systematischen Überblick über die in dem Abschnitt behandelten Sachverhalte eingeleitet. Man sehe z. B. den ganzen ersten Abschnitt des 3. Hauptabschnitts im „Hochkapitalismus" an. Mit Recht hat es einmal Husserl als einen Vorzug der alten ontologischen Lehren gerühmt, daß in ihnen der Erkenntnis der Wirklichkeit immer eine Erkenntnis der Möglichkeiten vorhergehen mußte.

2. die Lehre von den Wahrscheinlichkeiten enthält im wesentlichen die Lehre von den Tendenzen, über die ich im 15. Kapitel unter 3. ausführlich gehandelt habe.

3. die Lehre von den Notwendigkeiten ist die Lehre von der Sinngesetzmäßigkeit, die ich im 15. Kapitel unter 2. dargestellt habe. Wir unterschieden dort eine mathematische, eine wesensmäßige und eine rationale Gesetzmäßigkeit. Einen Sachverhalt auf alle diese Gesetzmäßigkeiten hin zu untersuchen, ihn in seiner dreifachen Notwendigkeit zu erkennen, ist die wichtigste Aufgabe, die eine gute Theorie zu erfüllen hat. Nur einen Teil dieser Teilaufgabe bildet die Anfertigung rationaler Schemata, die die herrschende „Theorie" als die „Theorie" schlechthin bezeichnet. Von der Stellung dieser rationalen Schemata, über deren Wesen ich mich bereits ausführlich ausgelassen habe (siehe oben S. 258ff.), im Ganzen einer nationalökonomischen Theorie, muß ich jetzt noch das Nötige bemerken, da, wie wir schon feststellen konnten, der Mißbrauch dieser Denkgebilde in unserer Wissenschaft sehr viel Schaden angerichtet hat.

(1.) Die rationalen Schemata sind Hilfsmittel des Verstehens, die nicht den Abschluß der Untersuchung (wie die Naturgesetze), sondern deren Anfang bilden. Das heißt also: daß wir mit der Aufstellung eines Schemas überhaupt noch keinen Einblick in die wirklichen Zusammenhänge, überhaupt noch kein irgendwelches Sachwissen gewonnen haben, daß die zu lösenden Probleme vielmehr hinter dem Schema liegen: wenn ich beispielsweise fix und fertig

mit der Ausarbeitung der Grenznutzentheorie bin, weiß ich noch nicht einmal, ob überhaupt ein einziger Tausch nach dem Grenznutzenprinzip in Wirklichkeit vollzogen wird. Die tatsächlichen Verhältnisse können so verwickelt sein und sind häufig so verwickelt, daß das Schema nur geringe Hilfe gewährt. Wenn ich beispielsmäßig das „Transferproblem" lösen soll, so nützen mir ein paar quantitäts-theoretische Schemata herzlich wenig. Die Umstände psychologischer und politischer Natur, die Unsicherheit in der Vorausbestimmung mutmaßlicher Entwicklungen, die dabei in Betracht zu ziehen sind, sind so ausschlaggebend, daß die Wirklichkeit überhaupt nicht mehr auch nur entfernt dem Bilde entspricht, das mir das Schema widerspiegelt. Die Abweichungen von diesem, die Reibungen, die „Nebengeräusche", die Disturbing causes, wie die Klassiker sie nannten, sind so beträchtlich, daß ihre Untersuchung zur eigentlichen Aufgabe des Forschers wird: diese Abweichungen vom Schema, diese Reibungen, die in unserem Falle in der deutschen Volkswirtschaft und auf dem internationalen Waren- und Geldmarkt entstehen, sie sind recht eigentlich das Transferproblem, das eine verstehende Nationalökonomie zu lösen hätte.

(2.) Ein rationales Schema gilt nur im Rahmen eines bestimmten Sinnzusammenhangs, der immer, wie wir wissen, historisches Gepräge trägt. Es ist verfehlt, ein „Grenznutzengesetz" aufzustellen, ohne zuvor die Marktzusammenhänge sehr genau bestimmt zu haben, für die es gelten soll. Genauer: nur im Rahmen eines bestimmten Wirtschaftssystems kann man sinnvolle Schemata rationalen Verhaltens bilden. Oder um den schon einmal gemachten Vergleich zu wiederholen: die Spielregeln müssen gegeben sein, damit ich „ideale" Aufgaben stellen kann. Es wäre Unsinn, für das Schachspiel und das Mühlespiel dieselben Aufgaben zu geben. So ist es ebenfalls Unsinn, für eine geschlossene Eigenwirtschaft eines Bauern und für die hochkapitalistische Wirtschaft dieselben Schemata zu bilden. Schon innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft wird man verschiedene Stadien unterscheiden müssen, um sinnvolle Schemata schaffen zu können. So sind z. B. viele der Ricardoschen Schemata nur für ein Zeitalter des beweglichen Kapitals entworfen und deshalb heute zum großen Teil unbrauchbar. Das Grenznutzen-

schema hat eine völlig andere Bedeutung, je nachdem ich es für einen Pferdemarkt in Ostgalizien aufstelle, von dem die klassischen Beispiele sämtlich genommen sind, oder für den Effektenhandel an der Londoner Börse. Auch unser „perfekter Schachspieler", der homo oeconomicus, wird seine Gestalt dem Spiel anpassen müssen, das er zu spielen berufen ist. Mit dem „economical man" der klassischen Nationalökonomie: „a man solely as a being who desires to possess wealth and who is capable of judging of the comparative efficacy of means to that", wie ihn Mill beschrieb, kann man innerhalb bestimmter Perioden des kapitalistischen Wirtschaftssystems etwas anfangen, im Rahmen einer Eigenwirtschaft, einer handwerksmäßigen oder einer kommunistischen Wirtschaft — nichts.

In dieser Berücksichtigung des historischen Sinnzusammenhangs stehen die Marxschen Schemata weit über denen der Klassiker und Grenznutzler.

(3.) Da das Schema nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, nicht Produkt, sondern Produktionsmittel ist, so muß es dem Zwecke, dem es dienen soll, angepaßt sein. Danach ist die Menge und ist die Art der Schemata zu bestimmen. Es ist „unökonomisch", mehr Produktionsmittel und kunstvollere herzustellen, als man verwenden kann, und es ist töricht, sie ohne Hinblick auf ihren Verwendungszweck herzustellen. Für jeden Zweck gibt es ein optimal, d. h. relativ rationales Mittel. Wenn man Spatzen schießen will, soll man keine Kanonen verwenden, und um Rosen zu schneiden, braucht man keine Säge. So hat auch jeder Erkenntniszweck in unserer Wissenschaft ein Schema, das ihm am besten dient. Kein Schema hat seinen Wert in sich, es bekommt ihn nur durch seine Eignung, Erkenntnis zu gewinnen. Der endlose Streit um die objektive und subjektive „Werttheorie" hätte vermieden werden können, wenn man sich klargemacht hätte, daß die mit Hilfe der Arbeitsidee des „Wertes" gebildeten Schemata der Nutzkomputation und der Arbeitsmengenbestimmung je an ihrem Orte gleich gute Dienste leisten können: jenes um Austauschverhältnisse, dieses um Produktionsverhältnisse verstehen zu lehren.

Mit diesen Ausführungen über die sinngemäße Aufgabe der rationalen Schemata im Systeme einer verstehenden Nationalökonomie habe

ich auch im wesentlichen schon die Stellung umschrieben, die ich einnehme zu denjenigen Forschern, die sich heute in unserer Wissenschaft „Theoretiker" nennen, das sind aber die Anfertiger rationaler Schemata. Allerdings stehe ich in einem gewissen Gegensatze, wahrhaftig nicht zu der Theorie im echten Sinne, aber doch zu der Theorie in „ ". Was wir den „Theoretikern" vorwerfen, ist ganz gewiß nicht, daß sie überhaupt sich mit der Verfertigung von Schemata abgegeben, das heißt Produktionsmittel produziert haben: ohne sie könnten wir nicht produzieren; vielmehr dieses: daß sie sie vielfach schlecht produziert haben und häufig mit ihnen nichts anzufangen wissen. Unsere Vorwürfe sind genauer bestimmt diese:

(1.) Die überwiegende Mehrzahl der „Theoretiker" hat dank des ihnen eigenen Mangels an nun wirklich theoretischer Bildung (ohne „ ") Sinn und Bedeutung der von ihnen hergestellten Schemata nicht richtig erfaßt, hat sie für Naturgesetze gehalten und auf sie ein naturwissenschaftlich gerichtetes Lehrgebäude aufgeführt.

(2.) Es sind viel zu viel und oft viel zu komplizierte Produktionsmittel geschaffen — getreu dem Zuge unserer Zeit zur Ausbildung des „Mittels" und getreu der Tendenz der kapitalistischen Wirtschaft zur Überproduktion von Produktionsmitteln —, deren Benutzung unmöglich ist und die den Produktionsprozeß eher erschweren als erleichtern (wie etwa ein Traktor in einem landwirtschaftlichen Betriebe, für den er nicht paßt). Diese vielzuvielen Produktionsmittel stehen im günstigsten Falle im Schuppen und rosten.

Ich benutze die Gelegenheit, die mir dieser Gedanke bietet, um dem verehrten Kollegen Schumpeter auf eine Frage zu antworten, die er am Schlusse seiner sehr liebenswürdigen Anzeige meines „Hochkapitalismus" aufwirft, wo er schreibt[11]: „Es ist eine psychologische Frage von einigem Interesse, wie derselbe Mann — nämlich ich — zu derselben Zeit bezüglich desselben Gegenstandes (sc. der „Theorie") Geringschätzung und den Wunsch haben kann, sich damit zu befassen, und Abneigung, sich seine Elemente anzueignen." Die Antwort ist in dem vorhin Gesagten schon enthalten. Ich schätze

---

[11] J. Schumpeter, Sombarts Dritter Band in Schmollers Jahrbuch Bd. 51, Heft 3. 1927. S. 369.

die Schemata, soweit sie mir bei meinen Untersuchungen von Nutzen sind, ich schätze sie gering, wo sie zu nichts dienen. Bloß weil sie kunstvoll angefertigt sind, vermag ich ihnen keine Bewunderung zu zollen. Im Gegenteil: sie bedeuten Verschwendung von Kraft. Welche Fülle von wertvoller Erkenntnis hätte uns ein Mann von soviel Geist, wie gerade Schumpeter, verschaffen können, wenn er seine beste Kraft nicht der Produktion von Produktionsmitteln geopfert, sondern dafür Sachwissen zutage gefördert hätte! Daß mein Standpunkt, der ihm so rätselhaft erscheint, falsch ist, würde er nur dadurch beweisen können, daß er mir einen einzigen Fall in meinen Büchern aufwiese, wo ich einen wirtschaftlichen Zusammenhang deutlicher hätte machen können, wenn ich ein Stück aus dem Arsenal von Produktionsmitteln benutzt hätte, das ich nicht benutzt habe. Wenn ich aber den Baum in kürzerer Zeit mit der Handsäge fällen kann: warum mit vielem Aufwand eine Dampfsäge herbeiholen?!

(3.) Der dritte Vorwurf, den wir gegen die „Theoretiker" erheben, ist der, daß sie vielfach unpassende Schemata gebildet haben, das heißt also Produktionsmittel, mit denen nichts anzufangen ist, Maschinen, die nicht funktionieren. Hierhin rechne ich zum großen Teil die Grenznutzenlehre, deren sehr bescheidener Erkenntniswert heute ja bereits eingesehen worden ist. Diese Ansicht näher zu begründen, ist jedoch hier nicht der Ort.

Um noch klarer zu machen, was ich unter einer nationalökonomischen (Einzel-) Theorie verstehe, will ich es an einem Beispiel verdeutlichen. Ich wähle zu diesem Behufe die

Theorie der Preisbildung,

wie ich sie in meinem „Modernen Kapitalismus" entwickelt habe. Nach dem oben Ausgeführten hat diese Theorie als Gesetzeslehre drei Aufgaben zu erfüllen, die ich aus ästhetischen Gründen in einer anderen Reihenfolge als der oben gewählten bespreche. Sie tut es wie folgt:

(1.) die Möglichkeiten der Preisbildung werden nach drei Seiten hin dargestellt: nach den Gegenständen der Preisbildung sind zu unterscheiden: Preise für Waren, Kapitalnutzung, Arbeitskräfte; geistige und materielle Güter; Immobilien und Mobilien;

Rohstoffe (agrarische — bergbauliche) und gewerbliche Erzeugnisse; vertretbare und nicht vertretbare Güter; Monopol- und Konkurrenzgüter; beliebig und nicht beliebig vermehrbare Güter; Einzel- und komplementäre Güter; Großhandels- und Einzelhandelsgüter usw.

Andere Möglichkeiten verschiedener Preisbildung ergeben sich nach den Wirtschaftssubjekten aus den psychologischen Grundlagen der Preisbildung: ob es sich um Geschäftsleute oder Laien, unter sich oder untereinander, um welche Art von beiden handelt; ob die Beweggründe Zweckmäßigkeitserwägungen, Überlieferung, Gefühlsmäßigkeit, politische, moralische, religiöse Motive oder was sonst sind.

Eine dritte Veranlassung verschiedener Möglichkeiten der Preisbildung bieten deren Bedingungen und Formen: es kann sich um eine freie oder eine irgendwie gebundene, um eine persönliche oder versachlichte Preisbildung, um Börsenpreise, Notpreise, Tarife, Taxen usw. handeln.

Um die Gefahr einer kasuistischen Preisbildungslehre, der viele unterlegen sind, zu entgehen, läßt uns die Theorie unseren Blick auf

(2.) die Notwendigkeiten der Preisbildung lenken. Diese ergeben sich nach dem uns bereits vertrauten Schema (siehe das 15. Kapitel) aus der wesensmäßigen, der mathematischen und der rationalen Gesetzmäßigkeit, der naturgemäß auch die Preisbildung unterliegt.

Wesensnotwendig erscheinen uns die Preise, sobald wir sie in ein ihnen zugehöriges Sinngebilde eingliedern. Als solches erscheint vor allem der Markt. Eine Theorie der Marktbildung hat der Theorie der Preisbildung voraufzugehen. Es genügt an dieser Stelle, wenn wir uns klarmachen, daß nur in Beziehung auf einen ganz bestimmten Marktzusammenhang ein Preis einen irgendwie vernünftigen Sinn erhält. Preis und Preis sind völlig verschiedene Dinge von Markt zu Markt. Die Preisbildung auf der Messe in Veracruz im 17. Jahrhundert und auf dem Weizenmarkte an der Chicagoer Börse im Jahre 1930 sind zwei überhaupt nicht vergleichbare Vorgänge. Ein anderer Sinnzusammenhang, in den wir den Preis einordnen müssen, um ihn zu verstehen, ist der Betrieb, in dem er aus den Produktionskosten hervorwächst. Auch hier läßt sich eine enge Strukturverbundenheit, sei es für den Betrieb schlechthin, sei es für

den bestimmten Betrieb, nachweisen. Endlich ist der Preis noch daraufhin zu untersuchen, in welchen Beziehungszusammenhang er gehört. Dieser überschneidet oft den Markt- und den Betriebszusammenhang. Ich denke z. B. an die „vielfache Gliedhaftigkeit des Ochsen", den Spann uns vorführt[16]. Wir können, zeigt er uns, die „Gliedhaftigkeit eines Ochsen" gleichzeitig ansetzen: für Pflügen und Bodenbearbeitung; für das Verfrachten (als Zugtier); für die Fleischerzeugung; die Häuteerzeugung (Gerberei, Ledergewerbe); die Hornerzeugung; die Arzneierzeugung (die „Innereien" als Rohstoffe der Arzneimittelgewerbe) u. a.

Bei der Preisbildung lassen sich ferner eine Menge Größengesetze feststellen, die der mathematischen Gesetzmäßigkeit entstammen. Hierhin gehören, wie ich in diesem Buche (siehe S. 254f.) gezeigt habe, die quantitäts-theoretischen Sätze und die Monopolpreisgesetze. Aber auch die Sätze, die sich über die Wirkung einer Erhöhung der Arbeitslöhne auf die Preise aussagen lassen, ferner diejenigen, die den Einfluß einer Disproportionalität der Produktionsfaktoren auf die Preisbildung zum Gegenstande haben (steigende Preise bei abnehmendem Ertrage). Sodann gehören hierher die Sätze über den Zusammenhang zwischen Betriebsgröße und Preisbildung, zwischen Produktivität der Arbeit und Preisbildung, zwischen dem Umfang eines Gegenstandes (Maschinen!) und der Preisbildung usw. Über all diese Zusammenhänge habe ich mich ausführlich ausgesprochen: siehe „Hochkapitalismus", Seite 540ff.

Wenn wir nun noch der dritten Art von Notwendigkeit: der rationalen Gesetzmäßigkeit gedenken, die sich bei der Preisbildung beobachten läßt, so berühren wir endlich dasjenige Gebiet, auf dem sich die überkommene Preistheorie fast ausschließlich bewegt hat. Hier gilt es also, in den üblicherweise ausschließlich sogenannten „Preis-

---

[16] Othm. Spann, Die Lösung der Wert- und Preisfrage aus der Ganzheitslehre in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik. III. Folge. Bd. 75 (1929). S. 333f. Ich knüpfe an diesen Spannschen Ochsen an, um meinen guten Willen zu zeigen, mit der „universalistischen" Nationalökonomie Fühlung zu nehmen, kann aber auch bei dieser letzten Arbeit Spanns mein aufrichtiges Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß uns verstehenden Nationalökonomen jene Lehre so sehr wenig brauchbare Gedanken liefert. Der richtende Gesichtspunkt verschiebt immer wieder das Bild.

gesetzen" unter Annahme irgendeiner Fiktion, wie der „Nutzkomputation", des Preisausgleichs, des Arbeitsaufwandes oder dgl. Schemata für rationales Handeln anzufertigen. Daß die Anwendung dieses Verfahrens an ganz bestimmte Bedingungen geknüpft ist, vor allem immer die Verbindung mit einem Sinnzusammenhang zur notwendigen Voraussetzung hat, habe ich bereits hervorgehoben: siehe S. 301 f. Daß sie, angesichts der unüberblickbaren Mannigfaltigkeit der preisbestimmenden Umstände nur in sehr bescheidenem Umfange mit Erfolg gekrönt ist, mag hier noch hinzugefügt werden.

Es gibt nun aber einen Weg, der viel sicherer zum Ziele einer Ordnung des Preischaos führt, als die etwas veraltete Aufstellung von „Preisgesetzen", das ist derjenige, in den der dritte Teil einer umfassenden Preistheorie mündet, nämlich

(3.) die Ermittlung der Wahrscheinlichkeiten der Preisbildung. Hier handelt es sich nach dem, was ich im 15. Kapitel unter 3. gesagt habe, um die Herausarbeitung von Tendenzen der Preisbildung, natürlich innerhalb einer bestimmten Wirtschaftsepoche, wie etwa in dem Zeitalter des Frühkapitalismus oder des Hochkapitalismus. Als solche Tendenzen habe ich nachgewiesen für unsere Zeit:

die Tendenz zur Mechanisierung,
die Tendenz zur Schematisierung (Fixierung, Objektivierung),
die Tendenz zur Nivellierung (Ausgleichung) nach ihrer
persönlichen,
sachlichen,
räumlichen

Seite hin: siehe das 42. Kapitel des „Hochkapitalismus". Da es sich hier nicht um eine Wiederholung des Inhalts meiner Preistheorie handelt, sondern nur um die Hervorkehrung ihrer Grundsätze, so wird das Gesagte genügen. Es wird aber auch genügen, um ersichtlich zu machen, daß die zukünftige Theorie der Wirtschaft auf diesem wie auf allen Gebieten aus den alten Geleisen, in denen sie nun seit 150 Jahren fährt, herauskommen muß, um fruchtbare Erkenntnis zu liefern.

Was Empirie

im Gegensatz zu Theorie sei, steht seit Aristoteles fest: es ist die Erkenntnis des Besonderen, im Gegensatz zum Allgemeinen, oder wie wir auch sagen können: die Erfassung und Darstellung des Wirklichen, der Erscheinungen in Raum und Zeit. Immer, das muß betont werden, handelt es sich um ein Gedankengebilde, ein Begriffssystem, einen Denkvorgang: die Erfahrungen werden vom Denken „aufgefaßt, zusammengenommen, geordnet und ausgebildet" (Goethe). Empirie, zu deutsch: wissenschaftliche Erfahrung, ist also weder soviel wie Wirklichkeit noch soviel wie subjektives Erlebnis, sondern immer schon ein „Erkenntnisinhalt, der auf Grund einer denkenden Verarbeitung, Synthese, Deutung, Kritik des Wahrnehmungsmaterials in allgemeingültiger Weise erworben ist und die Grundlage zu fortschreitender Erkenntnis bildet", wie die schulgerechte Definition besagt. Empirie oder vernünftige Erfahrung ist „Einfügung empirischer Feststellungen in einsichtig strukturierte Erkenntnisgehalte. Was a priori feststeht, was erkenntnismäßig gewonnen wird, ist deshalb bindend für alle Erfahrung, welche vernünftiges Bewußtsein macht". Von der Güte der Theorie hängt daher die Fruchtbarkeit der empirischen Erkenntnis ab, wie die Ergiebigkeit eines Fischzugs von der Güte der Netze: alle übrigen Bedingungen: Fähigkeit des Fischers und Reichhaltigkeit des Fischgewässers natürlich gleichgesetzt!

Die Empirie im Bereiche der Kulturwissenschaften nennen wir Geschichtswissenschaft.

Angesichts der Unbestimmtheit dieses Begriffes und in Anbetracht der Wichtigkeit des Problems und der Notwendigkeit, es in einem bestimmten Sinne zu lösen, muß ich etwas ausführlicher bei der Frage nach dem Sinne und der Aufgabe der Geschichtswissenschaft, insbesondere natürlich der Wirtschaftsgeschichtswissenschaft oder der nationalökonomischen Empirie verweilen[17].

[17] In der Literatur ist das Problem der „Geschichtlichkeit" und des Wesens der Geschichtswissenschaft im letzten Menschenalter namentlich von deutschen Gelehrten nachhaltig und leidenschaftlich erörtert worden. Außer den schon genannten Schriften von Rickert, Windelband, v. Gottl, Eulenburg, Dilthey, Graf York (siehe namentlich den Briefwechsel zwischen den beiden), Max Weber,

Wollen wir zu einem einigermaßen gesicherten Urteile in dieser außerordentlich verwickelten Frage gelangen, so müssen wir, wie mir scheint, auch hier zunächst wieder die philosophische von der wissenschaftlichen Problemstellung trennen und alle Rätsel, die sich an den transzendenten „Sinn" der Geschichte überhaupt knüpfen und deren Lösung der Metaphysik vorbehalten ist, ausscheiden und uns an den immanenten Sinn des geschichtlichen Geschehens halten. Dieses, das müssen wir ferner bedenken, ist Wirklichkeit, ist Erscheinung in Raum und Zeit, ist Leben, ist Wirkungszusammenhang. Deshalb scheiden ebenfalls aus der Geschichtsbetrachtung alle Sinnzusammenhänge aus. Die sogenannten immanenten oder Wesens-„Geschichten" der Philosophie, der Kunst, der Sprache, die den Verlauf dieser Geistgebilde in ihrer „logischen" Folgerichtigkeit aufweisen, sind keine Geschichte, sondern auf einen Zeitablauf projizierte Sinnkonstruktionen, Theorien. Nur das, worin sich die Handlungen lebendiger Menschen niederschlagen, gehört der Geschichte an. Dann freilich alles, was in der Menschenwelt ist oder geschieht. Mein Onkel Max nicht minder als der große Feldherr Themistokles, der Ertrag der Weizenernte Deutschlands im Jahre 1929 ebenso wie die Schlacht am Weißen Berge.

Man hat versucht, den Bereich der Geschichte einzuengen auf die „wichtigen, d. h. schicksalhaften Einzelzusammenhänge". Das ist nicht zweckmäßig. Was heißt wichtig? Vielleicht wertvoll? Aber alle Ereignisse der Geschichte sind „wertvoll", es fragt sich nur für wen. Aus der Geschichtswissenschaft einen Teil auszuscheiden, weil er nicht „wertvoll" ist, ist ein unberechtigter Gewaltakt. Wenn sich ein Forscher findet, der ein Geschehen darstellt, so ist es eben für ihn wertvoll. Man mag, wie Max Weber, die Einbeziehung der Eskimos

---

Scheler, Spranger, Heidegger, Rothacker, Mannheim nenne ich noch aus der Literatur der neueren Zeit: Eduard Meyer, Zur Theorie und Methodik der Geschichte. 1902. Ernst Tröltsch, Der Historismus und seine Probleme. 1922; Karl Voßler, Das Verhältnis von Sprach- und Literaturgeschichte im „Logos" Bd. II; denselben, Kulturgeschichte und Geschichte ebenda Bd. III; beide Aufsätze sind wieder abgedruckt in den Ges. Aufsätzen zur Sprachphilosophie. 1923; Karl Rothenbücher, Über das Wesen des Geschichtlichen. 1926; Kurt Breysig, Vom geschichtlichen Werden. 3 Bände. 1925—28; Alfred Weber, Ideen zur Staats- und Kultursoziologie. Gesammelte Aufsätze. 1927.

und Indianer in die Geschichtsschreibung für einen Ausfluß unseres „sozialpolitischen" Zeitalters ansehen, das auch den Armen und Elenden gerecht werden will, und darum gering achten: Breysig wird anderer Meinung sein, und niemand kann ihn widerlegen. Wenn der Posamentenfabrikant Alfred Müller in Krimmitschau beim fünfundzwanzigjährigen Bestehen seines Unternehmens dessen „Geschichte" schreiben läßt, so haben wir auch diese als einen Beitrag zur Geschichtswissenschaft anzuerkennen. Für ihn und seine Geschäftsfreunde ist eben nichts wichtiger aus der ganzen Vergangenheit als das Ergehen dieser Firma. Kommt es etwa auf die Größe des Interessenkreises an? Aber es gibt mehr Menschen, die sich für die Geschichte der Briefmarken oder des Boxsports interessieren als für die Geschichte der ägyptischen Könige. Übrigens kann der „Wert" einer Geschichtsdarstellung durch die Darstellung begründet werden: eine geistvolle „Geschichte" (= Darstellung) der Hausindustrie im Mittelalter, an der Hedda Gabler so großen Anstoß nahm, kann wertvoller sein als eine langweilige „Geschichte" der Perserkönige oder des Christentums. Schließlich kommt es mehr darauf an, wer über etwas schreibt, als über was er schreibt. Der begabte Forscher wird auch schon den wertvollen Stoff finden. Wollte man aber zur Geschichte nur diejenigen Ereignisse als „wichtig" rechnen, die wirkungsvoll, meinetwegen in ganz großem Stil, gewesen sind, so würde man damit auch keine Gattung von Tatsachen grundsätzlich aus ihrem Bereich ausschließen können: die Schweinezucht in einem Lande kann für dessen „Schicksal" von größerer Bedeutung sein als ein genialer Feldherr und dessen siegreiche Schlachten, wenn etwa dieses Schicksal durch eine Hungerblockade entschieden wird.

Unzulässig scheint es mir zu sein, mit Hilfe dieses Begriffs der „Wirksamkeit" einen Hauptstrom und einen Nebenstrom der Geschichte, einen aktiven und einen passiven Teil des Geschehens zu unterscheiden, und etwa Staaten- oder politische Geschichte als die „eigentliche", „echte" Geschichte auszuscheiden und ihr die „Kulturgeschichte" als das nebensächliche Beiwerk gegenüberzustellen, wie es eine Zeitlang Mode war. Einem solchen Versuch gegenüber müssen wir geltend machen, daß die Erfindung der Pockenimpfung oder das

Gebaren einer Bankengruppe ebenso und stärker „Geschichte" machen kann, wie ein Staatsvertrag oder eine siegreiche Schlacht. Die Unterscheidung in „große" und „kleine", „echte" und „unechte", „politische" und „Kulturgeschichte" ist wohl nur der Ausfluß einer Ressentimentstimmung einer Forschergeneration gewesen, die auf dem Gebiete der Diplomatie zu Hause war und von der übrigen Welt nur nebelhafte Vorstellungen hatte. (Ranke!)

Überdies müssen wir uns gegenwärtig halten, daß alles, was verwirklicht ist, auch wirkt: das Kleinste wie das Größte, und daß einmal der triviale Satz gilt: „Kleine Ursachen — große Wirkungen". Ich kann zwar vielleicht im einzelnen Falle bestimmen, was ein Ereignis „bewirkt" hat, ich kann aber nicht ein für allemal bestimmte Tatsachen oder Vorkommnisse als wirkende oder wirksame, andre als unwirksame bezeichnen.

Kann ich also keine Sonderung des Stoffes nach Gegenständen vornehmen derart, daß der eine Teil der Wirklichkeit zur Geschichte gehörte, der andre nicht, so kann ich doch Sphären des geschichtlichen Wirkens unterscheiden und damit der Geschichtswissenschaft nützliche Fingerzeige geben.

Ich kann zunächst den Begriff einer fiktiven „Gegenwart" bilden, indem ich darunter diejenige Zeitspanne der Vergangenheit (und Zukunft) verstehe, in der die Daseinsbedingungen annähernd dieselben gewesen sind (und sein werden) wie im Augenblick, im „Jetzt" des „Lebens". Auf das Wirtschaftsleben bezogen, würde das also diejenige „Epoche" oder „Periode" sein, in der annähernd gleiche Wirtschaftsgesinnung, gleiche Ordnung und gleiche Technik herrschen, in der, kurz gesagt, ein bestimmtes Wirtschaftssystem oder mehrere sich auswirken. Diese Epoche bleibt so lange „Gegenwart" — auch in der Zukunft —, als die Daseinsbedingungen sich nicht wesentlich ändern.

Von dieser fingierten „Gegenwart" aus (daß in Wirklichkeit die „Gegenwart" nicht über eine Zeitspanne von auch nur der allergeringsten Länge sich ausdehnt, bedarf keiner besonderen Begründung) kann ich dann die Tatsachen der Vergangenheit bestimmen. Daß jede Wirklichkeit immer nur Vergangenheit sein kann, ist ebenfalls einleuchtend. Aber es gibt Vergangenes, das weiter wirkt, das

in den Strom des Erlebens einbezogen ist, das weiter „lebt" und also einen höchsten Grad der Wirksamkeit besitzt. Man kann nun das Insgesamt dieses Noch-Lebendigen, Noch-Wirksamen, Noch-Dauernden „Geschichte" im engeren und eigentlichen Sinne nennen. Wobei man sich bewußt sein muß, daß die Form des Weiterwirkens eine sehr verschiedene sein kann. Wir können füglich das Überkommene und das Übernommene unterscheiden. Jenes umfaßt alles das, was uns die Tradition überliefert, ohne daß wir uns weiter um den Akt der Tradition kümmern: ein Gesetzbuch, das noch gilt, eine Fabrik, die noch benutzt wird, eine Kirche, in der noch Gottesdienst abgehalten wird, eine Sprache, die wir noch sprechen, ein Feldherrnmonument auf dem öffentlichen Platze, ein Glaube, eine Sitte, die noch befolgt werden, und tausenderlei anderes gehört hierher. Davon zu unterscheiden sind Bestandteile vergangener Kulturen, die zwar nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt und Beziehung von uns gelebt werden, die aber in unser Leben aufgenommen und darum unmittelbar wirksam geblieben sind: Ideale früherer Zeiten, ein griechischer Tempel, eine Streitaxt aus der Steinzeit im Museum und dergleichen. Sie sind gleichsam aus einer Lebenssphäre in eine andere transponiert, sind aber doch noch „lebendig": das antike Heldenideal in der Französischen Revolution, der griechische Tempel als Gegenstand unserer ästhetischen Freude oder als Vorbild unserer Architekten, die Streitaxt im Museum als Mittel zur Förderung der ethnologischen Wissenschaft usw.[18].

Daß Stärke und Ausdehnung der Lebendigkeit des „Vergangenen" und damit das Maß seiner „Geschichtlichkeit" außerordentlich verschieden groß sind, leuchtet ein: Gryphius ist heute noch bei uns „lebendig": jeder Seminarvortrag, der über ihn gehalten wird, beweist es; aber Goethe ist „lebendiger". Soll die Anzahl der Menschen, in deren Erlebnisstrom das Vergangene eintritt, entscheidend sein für die Geschichtlichkeit? „Lebt" Homer noch, wenn er dereinst einmal nur noch in einem einzigen, letzten Oberlehrer „wirkt"? Wir werden den Funken von der Flamme unterscheiden müssen. Und nur, wo

[18] Vgl. für den Bezug auf das klassische Altertum den feinsinnigen Vortrag von Ernst Jäger, Die geistige Gegenwart der Antike, im Auszuge mitgeteilt in „Forschungen und Fortschritte", 1. Juli 1929.

Flamme ist, von Leben sprechen dürfen. Aber alle „Wiedererweckung" der Vergangenheit, alle „Renaissance", wie sie zu den wichtigsten Schicksalen lebenskräftiger Völker gehört, gründet auf diesem Funken, der oft lange Zeit unter der Asche glimmt, bis er endlich wieder zur Flamme aufschlägt.

Neben diesem Bereiche der „echten" Geschichte gibt es nun einen zweiten Bereich der Vergangenheit, der alles das umfaßt, was auf die in der Gegenwart wirksamen Dinge bestimmenden Einfluß ausgeübt hat, ohne selbst auch weiter zu bestehen, dessen Wirksamkeit also eine abgeleitete, sekundäre, tertiäre usw. ist. Wenn ich das Christentum als lebendigen Bestandteil der Gegenwart betrachte, so würde das Judentum (soweit es in jüdischen Kreisen nicht selbst noch lebendig ist) zu jener Vergangenheit gehören, die zwar auch noch in der Gegenwart wirkt, aber nur mittelbar, sekundär, während etwaige vorjüdische Religionsformen, die die jüdische Religion beeinflußt haben, als tertiär wirksam anzusprechen wären usw.

Endlich gibt es Vergangenheit, die völlig außerhalb des Wirkungskreises steht, den wir Gegenwart nennen.

Ich schlage vor, die drei verschiedenen Bereiche der Vergangenheit den Bereich des Geschichtlichen, des Historischen und des Antiquarischen zu nennen. Wobei noch zu beachten ist, daß diese Unterscheidung nur einen Sinn bekommt, wenn wir die zeitlichen Phasen durch eine räumliche Bestimmung näher umgrenzen. Diese räumliche Bestimmung findet füglich statt durch die Einteilung der gesamten Kulturwirklichkeit in „Kreise": der „Kulturkreis" hat seine eigene „Geschichtlichkeit", und von ihm aus läßt sich mit Sicherheit sagen, was von der Vergangenheit nur historisch oder gar antiquarisch ist. Für den westeuropäischen Kulturkreis etwa scheidet das Geschehen in dem Kreise der Majakultur fast völlig aus dem Bereich des „Geschichtlichen" aus — wenigstens bis zum 16. Jahrhundert, das heißt ehe eine Berührung der beiden Kulturkreise stattgefunden hatte.

Diese Unterscheidung der drei Bereiche der Vergangenheit gilt nun auch für die Wirtschaftsgeschichte, das heißt die empirische Nationalökonomie. Aber wir müssen uns klar sein, daß grundsätzlich zwischen der Erforschung der drei Bereiche kein Unterschied besteht: ich

treibe gleichermaßen empirische Nationalökonomie, wenn ich das Wirtschaftsleben eines Naturvolkes untersuche (antiquarische Forschung) oder das des europäischen Mittelalters (historische Forschung) oder das des Hochkapitalismus, der „Gegenwart" (geschichtliche Forschung im engeren Sinne). Wenn man — wie es meist geschieht — nur diese Forschung zur „Nationalökonomie" rechnet und sie in Gegensatz zu der „Wirtschaftsgeschichte" stellt, der man dann die antiquarische und historische Forschung zuweist, so ist das eine in der Natur der Sache nicht begründete, rein konventionelle Schuleinteilung, die ihre Rechtfertigung höchstens in der verschiedenen Technik der Quellenbehandlung finden könnte.

Von geringerer Bedeutung für die Bewältigung des Geschichtsstoffes scheint mir die Unterscheidung seiner Behandlung nach der Verschiedenheit der Einstellung des Forschers zu sein: je nachdem dieser nämlich die Vergangenheit als Zustand oder als Hergang betrachtet, das heißt also die Geschichtsforschung unter „statischen" oder „dynamischen" Gesichtspunkten betreibt. Daß die Annahme eines ruhenden, sich gleichbleibenden Zustandes eine Fiktion ist, ist selbstverständlich. Aber eine solche Fiktion ist zulässig und kann dazu dienen, die Zusammenhänge der Vergangenheit aufzuhellen. Den Unterschied zwischen statischer und dynamischer Geschichtsbetrachtung zu der Unterscheidung von „Kulturgeschichte" und „reiner" Geschichte zu verwenden, erscheint mir nicht zweckmäßig. Alle Geschichte ist Kulturgeschichte — denn was sollte Staatenbildung anderes sein als „Kultur" —, und alle Geschichte kann ich in zuständlicher oder veränderlicher Gestaltung mir vergegenwärtigen.

Dagegen erscheint mir nun eine dritte Art, den Geschichtsstoff zu gliedern, ganz besonders wichtig, das heißt fruchtbar zu sein, ich meine die Unterscheidung der vergangenen Tatsachen nach dem Auftreten der Ereignisse. Sie betrifft gerade denjenigen Zweig der Geschichte, der uns hier angeht: die Wirtschaftsgeschichte besonders.

Machen wir uns folgendes klar: alle Geschichte hat die Aufgabe, ein einmaliges Geschehen zu schildern, das heißt: die einmalige Verwirklichung eines idealen Tatbestandes. Alle Verwirklichung aber

ist einmalig. Und alle Darstellung der Verwirklichung, also alle Darstellung des Geschehens ist Darstellung eines Einmaligen und diese Darstellung des einmaligen Ablaufs der Ereignisse nennen wir eben Geschichtsschreibung.

Nun ist aber, und auf diese Feststellung kommt es hier an, einmaliges Geschehen nicht dasselbe wie einziges Geschehen. Ein Geschehen bleibt einmalig, auch wenn es sich tausendfach gleich oder richtiger: ähnlich wiederholt (da es völlige Gleichheit mehrfachen Geschehens nicht gibt). Ein solches in mehreren ähnlichen Fällen auftretendes Geschehen können wir ein kollektives Geschehen nennen.

Machen wir uns ferner klar, daß alle Geschichte, namentlich aber die Wirtschaftsgeschichte, überwiegend mit dem kollektiven Geschehen zu tun hat. Ein einziges Geschehen ist nur Gegenstand der Monographie in dem engen Verstande der Schilderung eines Sonderfalles, der sich selbst übrigens wiederum aus kollektivem Geschehen aufbaut: sogar die Biographie setzt sich aus diesem zusammen. Ich kann also die Geschichte der Bank of England, oder die Geschichte des Hauses Rothschild, oder die Geschichte eines einzelnen Bauernhofes, oder eines einzelnen Handwerkers schreiben. Offenbar bilden aber solche Monographien gerade in der Wirtschaftsgeschichte die Ausnahme. Die Regel ist die Darstellung kollektiven Geschehens als solchen, die nun sehr verschiedene Gradabstufungen aufweisen kann: Geschichte der Londoner Banken, Geschichte der englischen Notenbanken, Geschichte des englischen Bankwesens, Geschichte des großbritannischen Bankwesens, Geschichte des europäischen Bankwesens — das alles in einem mehr oder weniger weitgespannten Zeitrahmen. Ebenso läßt sich ein größerer oder geringerer Grad von Allgemeinheit erreichen, je nachdem man die Geschichte nur eines Wirtschaftsgebietes oder mehrerer schreibt: nur die Geschichte des Handels oder die Geschichte von Handel und Verkehr oder die Wirtschaftsgeschichte als Ganzes. Von einem bestimmten Punkte aus kann man nun ein Geschehen als das Besondere gegenüber dem allgemeinen unterscheiden: im Rahmen des englischen Bankwesens ist die Geschichte der Londoner Banken das Besondere, obwohl sie selbst schon die Darstellung eines kollektiven

Geschehens ist, denn es handelt sich ja immer um das als Einheit erfaßte Schicksal einer Menge von Einzelgeschäften, von denen kein einziges erwähnt zu werden braucht.

Gegenstand der Geschichtsschreibung bleibt immer ein historisches Individuum, das heißt ein als Einheit gegebenes oder erfaßtes Sinngebilde, dessen Schicksal aus mehr oder weniger zahlreichen Kollektivgeschehnissen sich zusammensetzt. Je umfassender der Wirkungsbereich des „Individuums" ist, desto allgemeineres Gepräge tragen die einzelnen in Rücksicht gezogenen Tatsachen: ich muß immer mehr Besonderheiten weglassen, je höher ich auf der Stufenleiter der Individualitäten emporsteige: die Geschichte der Schlacht von Roßbach enthält der Besonderheiten mehr als die Geschichte der Kriegführung Friedrichs und diese mehr als die Geschichte der Kriegführung im 18. Jahrhundert. Wie hoch ich auf dieser Leiter zu immer allgemeinerer Darstellung steigen kann, hängt davon ab, wie hoch ich noch ein historisches Individuum antreffe. Vielleicht ist „die Kriegführung im 18. Jahrhundert" noch eines: die Kriegführung in Europa ohne Zeitbeschränkung ist es sicher nicht mehr. Je nach dem Grade der Besonderung kann man nun Spezialgeschichte und Generalgeschichte (in relativer, nicht absoluter Bedeutung) unterscheiden.

Diese Unterscheidung wird uns nützliche Dienste erweisen, wenn ich nunmehr

das Verhältnis zwischen Theorie und Empirie

oder Geschichtsschreibung zu bestimmen versuche[19]. Wenn wir dieses Verhältnis zunächst in bezug auf die Abgrenzung der Untersuchungsgebiete feststellen wollen, so sollte eigentlich kein Zweifel darüber bestehen, daß die Theorie ideale, die Empirie reale Sachverhalte zum Gegenstande hat. Die Theorie erforscht Möglichkeiten, Notwendig-

---

[19] Ausführlicher habe ich das Problem des Verhältnisses zwischen Wirtschaftstheorie und Wirtschaftsgeschichte behandelt in dem Aufsatz: Economic Theory and economic History in Economic History Review. Vol. II. № 1. January 1929. Vgl. Horst Wagenführ, „Theoretische" und „historische" Volkswirtschaftslehre vom heutigen Stand der Forschung in Schmollers Jahrbuch. Jahrg. 52. Heft 1. 1928. B. Pfister, a. a. O., Horst Jecht, Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftstheorie. 1928.

keiten und Wahrscheinlichkeiten, die immer raum- und zeitlos sind, die Empirie Wirklichkeiten, die immer in Raum und Zeit sind. Nun ist aber auf dem Gebiete der Nationalökonomie eine Verwirrung der Geister dadurch herbeigeführt worden, daß man Generalgeschichte und Theorie miteinander verwechselt hat. Ein beliebter Gegenstand des Streites ist mein „Moderner Kapitalismus" geworden. Während die einen, und diese sind wohl in der Mehrzahl, da sich unter ihnen alle sogenannten „theoretischen" Nationalökonomen befinden, ihn für ein Geschichtswerk erklären — die Communis opinio stellen hier die Buchhändler dar, die ihn in ihren Katalogen und auf ihren Regalen stets unter dem Rubrum: „Wirtschaftsgeschichte" führen —, wehren sich die sogenannten „Historiker" mit Händen und Füßen dagegen, ihn als solches anzuerkennen. Das könnte nun sehr wohl nur der Ausdruck der Tatsache sein, daß mein Buch ein schlechtes Buch ist, das von den theoretischen ebenso wie von den historischen Sachverständigen als den Anforderungen ihres „Faches" nicht genügende Leistung abgelehnt wird. Die Meinungsverschiedenheit kann aber ihren Grund auch darin haben, daß die Theoretiker nicht wissen, was Theorie, die Historiker nicht wissen, was Geschichte ist. Ich vermute fast, daß hier die Erklärung für die sich widersprechende Einordnung meines Werkes (über dessen Qualität natürlich dadurch nichts entschieden wird) zu suchen ist. Der wirkliche Sachverhalt ist dieser: der „Moderne Kapitalismus" enthält sowohl Theorie als Geschichte. Er ist Theorie, insoweit er die Sinnzusammenhänge in der europäisch-amerikanischen Wirtschaft in ihrer raum- und zeitlosen Gestalt der Untersuchung unterzieht, Empirie aber, sofern er tatsächliches Geschehen zur Darstellung bringt. Und das tut er doch ganz gewiß. Jede Zahl, die das Werk enthält, und ich glaube, es enthält deren eine ganze Menge, weist auf seinen geschichtlichen Inhalt hin. Freilich ist es eine Wirtschaftsgeschichte eigener Art, die darin vorgetragen wird und die den „Historikern" ebensowenig vertraut ist wie den „Theoretikern" die darin gelehrte Theorie. Während ich über die Theorie im allgemeinen und die Besonderheit meiner Theorie bereits Gelegenheit genommen habe, mich auszulassen (siehe S. 297ff.), muß ich hier noch die Frage nach der Besonderheit meiner Wirtschaftsgeschichte erledigen.

Wie verhält sich denn mein Werk zu den üblichen Geschichtsdarstellungen? Seine Eigenart besteht darin, daß in ihm die Frage nach der Allgemeinheit der wirtschaftlichen Erscheinungen bis an die äußerste noch zulässige Grenze ausgedehnt worden ist. Diese Grenze ist aber der durch die süd- und westeuropäischen Völker, die seit der Völkerwanderung die Träger der Geschichte Europas sind, gebildete Kulturkreis, zu dem im weiteren Verlauf der Entwicklung der nordamerikanische Kulturkreis hinzutritt. Weiter konnte der Kreis deshalb nicht gezogen werden, weil außerhalb dieses Kreises kein Wirkungszusammenhang mehr besteht, also auch keine Geschichte geschrieben werden kann: es gibt nur eine Geschichte des „modernen Kapitalismus", nicht eine Geschichte des Kapitalismus schlechthin. Innerhalb aber dieses nur einmal gegebenen Kulturkreises ist dann jede Besonderheit der verschiedenen Völker außer acht gelassen und ist gefragt worden: welche wirtschaftlichen Erscheinungen, die zur Entstehung des modernen Kapitalismus führen und die sein Wesen ausmachen, sind allen europäischen Völkern gemein? Wie der Mathematiker, der die in allen Werten wiederkehrenden Buchstaben herausnimmt und vor eine Klammer setzt, so daß er statt $ab + ac + ad \ldots a(b + c + d \ldots)$ schreibt, so bin ich verfahren, indem ich aus allen europäischen Wirtschaftsgeschichten, die jede für sich das Produkt aus europäischem und nationalem und lokalem Wesen sind, die europäische Note herausgesucht und in ihrer eigentümlichen Gestaltung verfolgt habe. Jeder Historiker muß dieses Verfahren bei reiflicher Überlegung als berechtigt neben der geschichtlichen Spezialforschung anerkennen.

Daß aber eine solche Behandlung der Vergangenheit auch Geschichte (teils „geschichtliche", teils „historische" Geschichte) ist, behaupte ich mit aller Entschiedenheit. Es ist eben Generalgeschichte im weitesten Verstande, die ihre volle Existenzberechtigung neben der speziellen und noch spezielleren Geschichte hat. Ich beanspruche also für mein Werk, daß es sowohl als theoretisches wie als historisches gewürdigt werde.

Eine rein terminologische Frage ist dann die: ob man unter dem Namen Nationalökonomie nur die Theorie oder diese und die Geschichte der Wirtschaft begreifen will. Ich halte es für durchaus

abwegig, wenn man die Wirtschaftsgeschichte aus unserer Wissenschaft ausschließt. Diese wird dadurch zu einem sinnlosen Bruchstück. Die Beschränkung der Nationalökonomie auf die Theorie ist ganz naturgemäß entstanden in der Zeit der naturwissenschaftlichen Behandlung unseres Wissensgebiets, als den Forschern so etwas wie eine Physik oder Mechanik des Wirtschaftslebens vor Augen schwebte (siehe oben S. 122f.). Damals mußte eine Wissenschaft, die die „Gesetze des Wirtschaftslebens" herausarbeitete, in der Tat als eine selbständige Wissenschaft erscheinen. Heute, wo wir als die Aufgabe unserer Wissenschaft das Verstehen der wirtschaftlichen Zusammenhänge erkannt haben, hat die Abschnürung der Wirtschaftsgeschichte nicht den mindesten Sinn mehr. Denn heute wissen wir ja, daß unser eigentliches Ziel diese Empirie ist und daß uns die Theorie nur den Weg zu diesem Ziele bahnen soll. In der Umkehrung des Zweck-Mittel-Verhältnisses zwischen Theorie und Empirie tritt der ganze große Unterschied zwischen der naturwissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Auffassung der Nationalökonomie zum Greifen deutlich in die Erscheinung. Die Naturwissenschaftler drücken dieses Verhältnis so aus: „Concrete economics comes in to supplement the pure economy", wie es selbst der „gemäßigte" Keynes sen. formuliert. Wir dagegen sagen: „the pure economy comes in to supplement concrete economics", zu deutsch: wir studieren die Geschichte, das heißt das wirkliche Wirtschaftsleben nicht, um Theorien aufzustellen, sondern wir stellen Theorien auf, um die Wirklichkeit zu verstehen. Die „Gesetze" stehen bei uns nicht am Ende, sondern am Anfang unserer Untersuchungen. Ein ganz kleiner Unterschied in der Satzstellung, und doch schließt er eine Welt ein. Der Gegensatz zwischen theoretischen und historischen Nationalökonomen ist damit aber auch hinfällig geworden. Wer nicht Theorie und Empirie gleichmäßig treibt, ist überhaupt kein ganzer Nationalökonom, sondern nur ein Teil von einem solchen. Nationalökonomie als sinnvolles Ganzes stellt eine Vereinigung von Theorie und Empirie dar. Wir können ein bekanntes Kantisches Wort auf das Verhältnis der beiden Seiten unserer Wissenschaft zueinander anwenden, indem wir sagen: eine Nationalökonomie ohne Theorie ist blind, eine solche ohne Empirie leer.

Es ist eine bloß technische Frage des Forschungs- und Unterrichtsbetriebes, ob die theoretische und die empirische Betrachtung von zwei verschiedenen Personen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht werden soll. Die Erfahrung lehrt, daß diese Trennung nicht zweckmäßig ist. Der bloße Theoretiker verrennt sich allzuleicht, wie wir gesehen haben, in unfruchtbare Gesetzesmacherei, wenn er nicht in jedem Augenblicke den Zweck im Auge hat, den seine Theorie erfüllen soll: das Wirtschaftsleben zu verstehen. Der reine Empiriker, der immerhin noch eher möglich ist — man kann im Notfall, wenn auch schlecht, Korn bauen, wenn man sich die Ackergeräte selbst herstellt, während der Erzeuger von Pflügen und Eggen auch nicht ein einziges Getreidekorn zutage fördert —, vernachlässigt allzuleicht die Theorie, die ihn allein vor der Gefahr einer unverständigen Deskription bewahrt. Wenn weder die nationalökonomische Theorie noch die nationalökonomische Geschichtsschreibung das geleistet hat, was zu wünschen gewesen wäre, so ist an diesem Mißerfolge zweifellos zum guten Teil die personale Trennung der beiden Forschungsgebiete schuld.

Über das Verhältnis zwischen theoretischer und empirischer Nationalökonomie erhalten wir noch mehr Aufschluß, wenn wir jetzt die zweite Einteilung dieser Wissenschaft vornehmen, nämlich die

II. nach der Ausdehnung des Untersuchungsgebiets,

oder was dasselbe ist: nach dem Geltungsbereich ihrer Sätze. Leider wird dieser Gesichtspunkt einer sinnvollen Gliederung des Stoffs meistens mit dem eben besprochenen zusammengeworfen, wodurch dann Verwirrung entsteht. Was ich hier im Auge habe, ist die Einteilung in Allgemeine und Besondere (Spezielle) Nationalökonomie.

Unter allgemeiner Nationalökonomie verstehe ich die Lehre von den aller Wirtschaft gemeinsamen Denkkategorien. Es sind hier diejenigen Sachverhalte zu behandeln, die in der menschlichen Wirtschaft als solcher wiederkehren. Es handelt sich also um eine „transzendentale Vorzeichnung" der wirtschaftlichen Wirklichkeit, um die allgemeinen Aprioris wirtschaftswissenschaftlichen Denkens. Für die Aufstellung dieser Denkschemata ist allein die Idee der Wirtschaft richtunggebend. Welche Probleme in dieser Allgemeinen National-

ökonomie zu behandeln sind, habe ich bereits angegeben: siehe S. 208ff. Die allgemeine Nationalökonomie bewegt sich ausschließlich im Bereiche des Sinnverstehens. Sie entspricht also etwa der Allgemeinen Staatslehre, der Allgemeinen Kunstwissenschaft, der Allgemeinen Religionswissenschaft usw.

Spezielle Nationalökonomie dagegen nenne ich die Lehre von den Wirtschaftssystemen. Mein „Moderner Kapitalismus" bildet den Inhalt einer speziellen Nationalökonomie, wie sie mir vorschwebt. Es gibt aber so viel spezielle Nationalökonomien, wie viele Wirtschaftssysteme es gibt.

Die Beziehung zwischen der ersten Einteilung der Nationalökonomie in theoretische und empirische und der hier gemachten in allgemeine und spezielle ist nun folgende: die allgemeine Nationalökonomie kann immer nur theoretisch sein, denn es gibt, wie wir schon festgestellt haben, keine Wirtschaft schlechthin in der Wirklichkeit, wie es keinen Staat, keine Kunst, keine Sprache usw. schlechthin gibt. Es gibt als „Leben" immer nur eine bestimmt geartete Wirtschaft wie die handwerksmäßige, die kapitalistische, die kommunistische usw. Von diesen besonderen Wirtschaften aber handelt die besondere (spezielle) Nationalökonomie. Diese nun kann sowohl theoretisch wie empirisch sein, in dem vorhin entwickelten Sinn dieses Unterschiedes: siehe wiederum den „Modernen Kapitalismus". Es ergibt sich also folgendes Schema:

Allgemein — theoretisch		Theoretisch	allgemein
Speziell	theoretisch		speziell
	empirisch	Empirisch — speziell.	

Diese Gliederung erscheint so einleuchtend, daß man sich wundern muß, warum sie sich nicht längst in unserer Wissenschaft eingebürgert hat.

Allerdings reicht in der deutschen Literatur — das Ausland kennt sie überhaupt nicht — die Einteilung in einen allgemeinen und einen speziellen Teil der Nationalökonomie ziemlich weit zurück, wenn man zu dieser die kameralistische Literatur rechnen will. Ernst Walb[20]

[20] Ernst Walb, Kameralwissenschaft. 1927. S. 12f.

hat sie zuerst bei Zincke entdeckt, dessen 1755 erschienene „Kameralwissenschaft" in eine Generalökonomik und Spezialökonomik zerfiel. Rau (1823) und Baumstark (1835) stellten dann ihren nationalökonomischen Systemen eine „Allgemeine Wirtschaftslehre" voran. Aber was alle diese Autoren mit dieser Unterscheidung meinten, war etwas anderes als ich im Sinne habe. Meiner Auffassung entspricht die Einteilung, die Karl Rodbertus[21] und ihm folgend Adolph Wagner[22] vornahmen, in „ökonomische" und „historische" Kategorien der Wirtschaftswissenschaft. Ihre Terminologie war falsch (es handelt sich in beiden Fällen um „ökonomische" Kategorien, und die sachentsprechende Bezeichnung muß lauten: allgemein-ökonomisch und historisch-ökonomisch), aber ihr Gedanke war richtig. Nur fehlten beide Forscher dadurch, daß sie mit dieser Einteilung niemals Ernst und sie nicht zur Grundlage ihrer Systeme gemacht haben. Adolph Wagner handelt z. B. in seinem Allgemeinen Teil Geld, Kredit usw., also historisch-ökonomische Kategorien ab. Der einzige Nationalökonom der früheren Zeit, dem unter einer Allgemeinen Nationalökonomie etwas Ähnliches vorgeschwebt hat wie mir, ist wieder Lorenz von Stein, der über die Aufgabe einer solchen Wissenschaft sich wie folgt äußert[23]: „Das, was wir die Wissenschaft des Güterlebens nennen, (hat) nichts zu ihrem Inhalt... als die Entwicklung des Güterwesens aus dem reinen Wesen des Persönlichen und Natürlichen. Das, was diese Wissenschaft sucht und bietet, ist eben darum für alle Menschen, alle Zeit und alle Völker gleich, gilt deshalb für alles mit absoluter Gewißheit und erklärt somit alles, was nicht aus der Individualität des Persönlichen oder der Besonderheit des Natürlichen hervorgeht. Daher sagen wir wohl, daß die folgenden, aus jenem reinen Güterleben hervorgehenden Kategorien die absoluten Begriffe und Gesetze der Güterwelt enthalten und daß es weder in der Macht des höchsten irdischen Willens

---

[21] Karl Rodbertus, Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftlichen Zustände. 1842; derselbe, Soziale Briefe an v. Kirchmann. 1850—51.

[22] Adolph Wagner, Lehr- und Handbuch der politischen Ökonomie. Bd. I. Grundlegung; 3. Aufl. 1892/93. Erster Teil in 4. Aufl. 1907 u. d. T. „Theoretische Sozialökonomik, eine allgemeine und theoretische Volkswirtschaftslehre".

[23] Lor. von Stein, Lehrbuch der Nationalökonomie. 1858. 3. Aufl. 1887. S. 98f.

noch in der des Zufalls liegt, sie jemals zu ändern." Diese fruchtbaren Keime sind dann leider unter dem Wust einer Hegelschen Metaphysik erstickt und nicht zur Entfaltung gelangt.

Eine schlimme Konfusion ist dann wieder einmal in unserer Wissenschaft dadurch angerichtet, daß man mit der wissenschaftlichen Nationalökonomie einen völlig andersartigen Stoff: die alte Kameralistik zu einem einheitlichen „System" zusammenordnen wollte und nun einen praktischen von einem theoretischen Teil unterschied und diese beiden Teile mit den beiden anderen, dem allgemeinen und dem speziellen durcheinandermengte. So sind denn die Ungeheuer entstanden, die sich in den Vorlesungsverzeichnissen: Allgemeine und (oder) theoretische, Spezielle und (oder) praktische Nationalökonomie oder gar Volkswirtschaftslehre nennen. Ich komme darauf noch einmal zurück.

Hier müssen wir noch kurz der dritten Unterscheidung gedenken, die man in dem Stoffgebiet der Nationalökonomie vornimmt

III. nach den bevorzugten Arbeitsideen.

Unter diesen sind es vornehmlich die Idee der Tauschgesellschaft und die der Volkswirtschaft, die geradezu zur Ausbildung zweier verschiedener Disziplinen Anlaß gegeben haben. Man nennt jetzt die eine üblicherweise Sozialökonomik und sollte sich daran gewöhnen, die andere Volkswirtschaftslehre zu nennen. Von diesen beiden Zweigen unserer Wissenschaft ist der eine, die Sozialökonomik, fast allein zur Blüte gelangt, vor allem durch die Pflege, die ihm die „Klassiker" und die Sozialisten haben zuteil werden lassen, während der andere Zweig, die Volkswirtschaftslehre, in der Entwicklung stark zurückgeblieben ist, nachdem er in der Lehre der Merkantilisten einen so vielversprechenden Trieb gemacht hatte. Die Volkswirtschaftslehre war die erklärte Liebe der Adam Müller und Friedrich List, und ein Teil ihrer Gegnerschaft gegen „die Schule" erklärt sich aus der Hinneigung zur volkswirtschaftlichen Betrachtung des Wirtschaftslebens. Jetzt pflegen diesen Zweig in Deutschland vor allem Othmar Spann, Friedrich Lenz[24], Edgar Salin.

---

[24] Friedrich Lenz, Macht und Wirtschaft. I. 1916; derselbe, Aufriß der politischen Ökonomie. 1927.

3. Die Wirtschaftskunstlehre

Alle großen Wissensgebiete, auf denen „praktische" Kenntnisse, „nützliche" Einsichten im Sinne Bacons, im Leben und im Beruf „verwertbares" Wissen gewonnen werden sollen, haben neben den Wissenschaften ihres Faches Kunstlehren ausgebildet. So bestehen die Theologie, die Jurisprudenz, die Medizin im wesentlichen aus solchen Kunstlehren, während im Bereiche der Naturlehre sich der gewaltige Wissenskomplex der Technologie als ein Insgesamt von Kunstlehren von den Naturwissenschaften abgesondert hat, das schon durch den Sammelnamen sich als das zu erkennen gibt, was es seinem Wesen nach ist: Technologie heißt ja auf deutsch Kunstlehre[25].

Unter Kunstlehre verstehen wir aber die Lehre von den Mitteln, die dazu dienen sollen, einen bestimmten praktischen Zweck zu verwirklichen. Die Kunstlehre unterscheidet sich, obwohl sie auch mit dem Namen einer „Normwissenschaft" fälschlich belegt wird, von jeder „normativen" (philosophischen) Disziplin dadurch, daß sie nicht die Normen selbst, das heißt die Zwecke, sondern nur die Mittel, die zu deren Verwirklichung dienen, in den Kreis ihrer Erörterung zieht: die Zwecke selbst sind ihr gesetzt. Sie fällt deshalb auch keine „Werturteile", außer den „technologischen", die über Eignung von Mitteln für bestimmte Zwecke aussagen. Darin also gleicht sie der Wissenschaft. Von dieser unterscheidet sie die Fragestellung. Während die Wissenschaft das erforscht, was ist, will die Kunstlehre das erkunden, was getan werden muß, wenn ein bestimmter Zweck verwirklicht werden soll. Jene also vermittelt, wenn man sich dieser gefährlichen Ausdrücke bedienen will: theoretisches, diese praktisches Wissen. Unsere westlichen Nachbarn haben diesen Gegensatz von Wissenschaft und Kunstlehre, gerade mit Bezug auf die Lehre von der Wirtschaft, schärfer herausgearbeitet als wir und haben ihn auch durch die Namengebung deutlicher erkennbar gemacht: sie nennen den einen Wissenszweig science, den anderen art und bestimmen diese beiden Begriffe wie folgt:

---

[25] Man sollte das Wort „Logie" nicht mit „Wissenschaft" übersetzen, wie es jetzt wieder Heidegger tut. Das präjudiziert seine Bedeutung. Richtig ist die Übersetzung durch „Lehre".

„Science is a collection of truths, art a body of rules or directions for conduct. The Language of Science is: this is or this is not; this does or does not happen. The Language of Art is: do this, avoid that."[26]

„Science: les disciplines, qui ont pour rôle d'expliquer les rélations qui lient certains phénomènes homogènes et dans le but purement spéculatif d'en faciliter la pleine connaissance; Art: les disciplines, qui ont pour rôle de suggérer des normes, des règles, des maximes ou, sous quelque nom qu'on les désigne, les moyens les mieux appropriés pour atteindre certains fins."

„La science explique et expose; l'art dirige: il impose des préceptes ou il propose des conseils; la pratique exécute et dispose."[27]

Science = Indikativ; Art = Imperativ.

Diese Sätze sind so klar, daß wir Deutsche ein leises Mißtrauen nicht unterdrücken können: es sei etwas nicht in Ordnung. Unsere „tiefe deutsche Unklarheit", die nach dem Worte Fichtes unser Stolz ist, lehnt sich gegen die romanische Clarté und die englische Sachlichkeit auf. Aber vielleicht kann etwas doch gelegentlich einmal klar und trotzdem richtig sein. Im vorliegenden Falle scheint mir das sogar zuzutreffen. Und wir wollen unsere Bedenken unterdrücken und die Unterscheidung der verschiedenen Wissenszweige in der Form gelten lassen, wie sie in den oben angeführten Sätzen enthalten ist.

Auf unserem Gebiete sind Kunstlehren seit jeher betrieben worden. Begreiflicherweise fängt die Lehre von der Wirtschaft sogar mit ihnen an. Die Haushaltungsbücher und Hausväterbücher sind die ersten Erscheinungen unseres Schrifttums. Wir begegnen ihnen sogar schon im Altertum, als es noch keine Wirtschaftswissenschaft gab: Hesiod! Xenophon! Scriptores de re rustica! Im Mittelalter kommen Handelslehren hinzu: Pegolotti! Uzzano! Mit dem Erwachen des Kapitalismus nehmen die Kunstlehren für alle Gebiete der Wirtschaft an Zahl zu[28]. Naturgemäß betreffen sie zuerst die einzelne

---

[26] J. St. Mill, Essay on Pol. Econ. p. 124.

[27] Luigi Cossa, l. c. pag. 50/51.

[28] Siehe meine Übersichten im „Modernen Kapitalismus". Bd. II. S. 592f., 607f. Bd. III. S. 712f., 887f. Wir besitzen über das Schrifttum auf zwei Ge-

Wirtschaft des privaten Wirtschaftssubjekts. Dann erfassen sie die wichtigste unter diesen Wirtschaften: den Haushalt des Fürsten, und wachsen sich allmählich zu finanzwirtschaftlichen Traktaten und Lehrbüchern aus, wie namentlich in Frankreich: Boisguilbert! Sully! Vauban! oder ergreifen die gesamte Regierungstätigkeit und bringen dann eine Zusammenstellung aller für die „Kammerverwaltung" notwendigen, praktischen Verhaltungsmaßregeln zur pfleglichen Behandlung der Forsten, Domänen, Bergwerke, Manufakturen usw. Damit sind wir bei der deutsch-österreichischen Kameralistik: den V. L. von Seckendorff, J. J. Becher, Ph. W. von Hornigk, W. von Schröder, J. von Sonnenfels, J. H. von Justi u. a. angelangt. Und von dieser stammt dann unmittelbar ab die „praktische Nationalökonomie", die sich seit Heinrich Rau durch die deutschen Lehrbücher hindurchschleppt. Was Rau, der zuerst die Marktmechanik der englisch-französischen Nationalökonomen mit der alten Kameralistik zu einem Monstrum von Un-System zusammenfügte, sich unter einer „praktischen" Volkswirtschaftslehre vorstellte, sagt er in folgenden Worten: „Die Volkswirtschaftspflege (Wohlstandssorge, Wirtschaftspolizei) ist die unmittelbar auf den guten Erfolg der Volkswirtschaft oder auf den Volkswohlstand gerichtete Tätigkeit der Regierung. Sie bildet... einen besonderen Teil der Regierungsgeschäfte, einen zusammenhängenden Inbegriff von Regierungsmaßregeln."[29] Von ihr handelt sein zweiter Band.

Im Laufe der Zeit haben sich dann allmählich drei unterschiedliche Kunstlehren auf unserem Gebiete herausgebildet. Das sind

1. die Privatwirtschaftslehre, die sich, wie ihre jüngere Schwester, die Nationalökonomie, zurzeit im Zustand einer „Krise" befindet: sie sucht nach einem fest abgegrenzten Arbeitsgebiet. Die zwei Auffassungen, die sich im Kampfe gegenüberstehen, sind folgende: diejenige, die diese Lehre wirklich als „Privatwirtschaftslehre", wir können hinzufügen: im Zeitalter des Kapitalismus

---

bieten vortreffliche Geschichten in den Büchern von C. Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft. 1865, und Eduard Weber, Literaturgeschichte der Handelsbetriebslehre. 1914.

[29] K. Heinr. Rau, Grundsätze der Volkswirtschaftspolitik. 5. selbstbesorgte Aufl. 1862. § 1.

betrachtet und Betrieb mit Unternehmung gleichsetzt, und diejenige, die unter die „Betriebswirtschaftslehre" „alle auf Kostenersatz und Einkommenserzielung abgestellten produzierenden Wirtschaften" einbegreifen will. Die Anhänger dieser Richtung sind es, die in Deutschland seit 1919 auch die Firma geändert haben und ihre Disziplin jetzt „Betriebswissenschaft" genannt wissen wollen[31], just um nicht in den Verdacht zu kommen, daß sie eine „Profitlehre" vortragen. Sie bilden heute wohl die Mehrzahl der Privatwirtschaftslehrer;

2. die Staatswirtschaftslehre, unter dem Namen der Finanzwissenschaft bekannt, und — seltsamerweise — gerade im Begriffe, sich aus einer Kunstlehre in eine Wissenschaft zu wandeln;

3. die (praktische) Volkswirtschaftslehre, ein Sammelsurium von allerhand Vorschlägen zur „Verbesserung" der Volkswirtschaft ohne das einigende Band einer richtunggebenden praktischen Idee.

Üblicherweise wird, namentlich in deutschen Lehrbüchern und Vorlesungen, diese dritte Wirtschaftskunstlehre — und nur sie — mit der Wirtschaftswissenschaft, die wir als Nationalökonomie bezeichnet haben, zu einem „System" zusammengefügt. Dagegen wäre sachlich nur dieses einzuwenden: daß ein wissenschaftliches „System" niemals durch die Vereinigung zweier völlig wesensfremder Wissensgebiete herauskommen kann. Eine Einheit kann man schon herstellen. Aber nur dadurch, daß man die Disziplinen nach ihrer rein praktischen Zusammengehörigkeit ordnet. Wie man etwa ein „Handbuch der Medizin" schreiben kann, in dessen erstem Teile die Wissenschaften Anatomie, Physiologie usw., in dessen zweitem Teile die Kunstlehren Chirurgie, innere Medizin, Kinderheilkunde usw. abgehandelt werden. Nur müßte man dann in unserem Falle schon alle Wirtschaftskunstlehren einbeziehen. Man bekäme dann einen „theoretischen" und einen „praktischen" Teil der Lehre von der Wirtschaft (wobei der „theoretische" Teil den empirischen einschließen müßte: das Verwirrende ist, daß Theorie zwei Gegensätze

---

[31] Siehe die lehrreiche Besprechung des Buches von Wilhelm Rieger, Einführung in die Privatwirtschaftslehre, 1928, durch Ernst Walb in der Zeitschrift für handelswissenschaftliche Forschung, 22. Jahrg. Heft XI. 1928.

hat: Empirie und Praxis). Oder, wie es Boccardo sehr hübsch nennt[32]: eine Economia politica contemplativa und operativa. Das Mißliche ist nur, daß wir keine Bezeichnung haben, wie ich oben schon bemerkte, die die Gesamtlehre von der Wirtschaft deckt, wie die Medizin oder Heilkunde die Gesamtlehre von der Heilung der Krankheiten von altersher bezeichnet. Aber um solche Quisquilien pflegen wir uns in unserem Fache nicht zu kümmern. Dazu sind wir zu großzügig.

Achtzehntes Kapitel

Der Sinn des Wissens um die Wirtschaft

Wenn wir in diesem letzten Kapitel noch den Versuch unternehmen wollen, uns Rechenschaft zu geben über den Sinn und die Bedeutung all dieses Mühens um eine Erkenntnis der Wirtschaft und über die Verpflichtungen, die uns ihr gegenüber erwachsen, so werden wir auch hier wieder unterscheiden müssen nicht nur zwischen den verschiedenen Zweigen des Wirtschaftswissens, sondern auch zwischen den verschiedenen Arten, dieses zu fördern. Auf solche differentielle Behandlung dieser Probleme, das möchte ich noch einmal mit aller Entschiedenheit betonen, ist alles Augenmerk zu richten. Auch der neueste Wissenszweig, der im letzten Jahrzehnt mächtige Triebe gemacht hat: die Wissenssoziologie oder Wissensphilosophie krankt wieder an dem alten Übel einer zu einheitlichen Betrachtungsweise.

Da ist denn nun über die Wirtschaftsphilosophie wenig zu sagen. Treibt sie aus den alten Wurzeln weiter, so wird sie sich, da die Endziele festgelegt sind, allmählich der Wirtschaftskunstlehre nähern. Sie verliert dann wesentlich an Interesse. Entstehen neue Versuche, der Wirtschaft die Richtung zu weisen, so werden wir sie auf ihre Gewichtigkeit hin zu prüfen haben und werden geniale Ausblicke mit Dank zur Kenntnis nehmen. Die üblichen Rezeptsammlungen, mit denen der Markt überschwemmt wird, werden wir gelangweilt beiseite legen. Metaphysik, um die es sich hier immer handelt, ist eine Angelegenheit für Genies. „Pflegen" läßt sie sich nicht, auch

---

[32] Boccardo, Trattato dell' Economia Politica. Vol. I. pag. 5.

der größte Amtseifer ersetzt die fehlende Begabung nicht. Sie ist Gnade. Und Gnade ist selten.

Dagegen werden wir uns mit den beiden anderen Zweigen der Lehre von der Wirtschaft, deren Entwicklung bis zu einem gewissen Grade in unsere Hand gegeben ist, etwas eingehender zu beschäftigen haben: mit der Wirtschaftswissenschaft und Wirtschaftskunstlehre.

Das erste, worauf sich hier unsere Aufmerksamkeit richten muß, ist das Verhältnis der beiden zueinander und die grundsätzliche Verschiedenheit des Verhältnisses von Wissenschaft und Kunstlehre zueinander in der Natur- und in der Kulturerkenntnis.

Die Naturwissenschaften, wenigstens diejenigen, deren Ergebnisse unmittelbar praktisch verwertet werden, also im wesentlichen Physik und Chemie, stellen, wie wir sahen, Regeln auf (sogenannte Gesetze), die für längere Zeit und für alle Fälle ihres Bereichs Gültigkeit haben.

Diese „Regeln", die die Naturwissenschaft aufstellt, wendet die Kunstlehre oder Technologie, die sich auf die Bearbeitung und Verarbeitung von Naturdingen bezieht, an, seit in ihr das sogenannte wissenschaftliche Verfahren[33] zur Anerkenntnis gelangt ist. Das heißt: sie ordnet den einzelnen Fall unter die Regel, was sie deshalb tun kann, weil die zu behandelnden Stoffe und Kräfte immer dieselben bleiben. Wenn die Wissenschaft entdeckt hat, daß im Steinkohlenteer Farbstoffe enthalten sind, so erfindet die Farbenchemie ein Verfahren, auf Grund dessen beliebige Mengen Farben aus Steinkohlenteer hergestellt werden können. Die Kunstlehre im Bereiche der Natur zieht aber begreiflicherweise den praktischen Nutzen aus der Anhäufung von Regeln, die die Naturwissenschaft ihr liefert. Sie wird infolgedessen immer reicher: auch sie macht „Fortschritte", wie die durch sie bediente Technik mit ihr. Der Sinn der Naturwissenschaften in ihrer modernen Gestalt ist letzten Endes der: der Technologie Regeln zu liefern, damit die Technik Fortschritte machen kann. Ohne praktische Anwendung hätte diese Art Natur-

---

[33] Siehe darüber meinen „Hochkapitalismus" S. 80ff., 111ff., 890f.

wissenschaft überhaupt keinen „Sinn", da sie ja doch kein Wesenswissen übermittelt.

Ganz anders ist in dem Bereiche des Kulturerkennens das Verhältnis von Wissenschaft, Kunstlehre und Technik, das heißt Praxis zueinander. Und zwar aus folgenden, einleuchtenden Gründen:

1. ist der Problemkreis der Praxis, des praktischen Handelns im Bereiche der Kultur ein grundsätzlich anderer als im Bereiche der Natur. In diesem hat die Technik es immer nur mit Bekanntem zu tun: selbst die kühnste, technische Neuerung — ob drahtlose Telegraphie, ob Bau eines Luftschiffes, ob Gewinnung des Stickstoffes aus der Luft — besteht in nichts anderem als der Inbeziehungsetzung bekannter Stoffe und Kräfte; gerade in der genauesten und allgemeinsten Bekanntschaft mit diesen beruht ja die Fähigkeit der Neugestaltung. Dagegen handelt es sich nun bei jedem Eingriff in menschliche Verhältnisse, also auch bei jeder Tätigkeit des Unternehmers oder des Wirtschaftspolitikers, um die Vereinigung bekannter Faktoren mit unbekannten zur Herbeiführung der gewünschten Wirkung. Bekannt ist alles, was vergeistet, in Geistgebilden niedergeschlagen ist: also in Rechtssatzungen, Organisationen aller Art, Steuersystemen, Buchhaltungssystemen, Statistik, Vorschriften usw. Unbekannt ist alles, was noch Seele ist.

2. müssen wir uns klar machen, daß erlernbar nur das Bekannte ist. Dieses hat sich nun im Bereiche der Wirtschaft in den Zeiträumen, in denen der Kapitalismus geherrscht hat, zweifellos beträchtlich vermehrt in dem Maße, wie die Vergeistung der wirtschaftlichen Vorgänge namentlich in den Betrieben fortgeschritten ist. In demselben Maße haben sich die Kunstlehren ausgebreitet und vervollkommnet. Namentlich die Privatwirtschaftslehre hat im letzten Menschenalter eine Wiedergeburt erlebt und sich recht und schlecht zu einer imposanten Disziplin entwickelt, die sich anschickt, auch die wirtschaftspolitischen und wirtschaftswissenschaftlichen Katheder zu besetzen. An den Hochschulen, aber auch an den Universitäten, mehren sich die nationalökonomischen Vorlesungen, in denen etwas gelehrt wird, das in irgendeinem künftigen Berufe verwendet werden kann: Genossenschaftswesen, Bankwesen, Versicherungswesen oder dergleichen. Gegen diese Entwicklung sind keine Bedenken zu erheben.

Zu wünschen wäre nur, daß neben die Privatwirtschaftslehre wieder mehr die praktische Volkswirtschaftslehre trete. Dieser Zweig am Baume der Gesamtlehre von der Wirtschaft ist verdorrt. Nun werden wir aber in Zukunft gut ausgebildete „Volkswirte", wie die etwas unglückliche Bezeichnung lautet, in dem Maße immer mehr gebrauchen, wie unsere Wirtschaft aus einer „freien" eine „gebundene", aus einer seelsamen eine vergeistete, aus einer Konkurrenz- eine Verwaltungswirtschaft wird. Eine „praktische" Volkswirtschaftslehre, das heißt eine solche, die unter Annahme bestimmter Zwecke die Mittel zu deren Verwirklichung sucht, „praktische" Verwaltungsaufgaben im Gebiete der Wirtschaft löst und dem Nachwuchs unserer Beamten und Syndici die Kenntnisse übermittelt, die erforderlich sind, um im Leben nützliche Arbeit zu verrichten, mit einem Wort: eine zeitgenössische Kameralistik tut uns bitter not. Die bloße Routine schafft es nicht mehr, so bedeutsam auch die nicht erlernbare Praxis neben der erlernbaren nach dem oben Gesagten bleibt.

Daß es sich dabei um einen besonderen Wissenszweig eigener Art handelt, der mit Wirtschaftswissenschaft nicht vermengt werden darf, sollte man allmählich einsehen. Ein Vorschlag, der ernster Erwägung wert ist, ist der: diese Wirtschaftspolitik oder praktische Volkswirtschaftslehre ganz aus der Lehre von der Wirtschaft herauszutun und sie der auszubildenden Lehre von der Politik oder der Verwaltungskunde zuzuweisen: „la politique économique... cessant d'être la partie politique de l'Économie... deviendrait plutôt la partie économique de la Politique et spécialement de la politique administrative", schlug schon vor einem Menschenalter Luigi Cossa vor[34]. Jedenfalls würde eine solche Verteilung der einzelnen Disziplinen dazu beitragen, dem Zweige der praktischen Volkswirtschaftslehre die nötige Pflege angedeihen zu lassen und vor allem auch die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen ihm und der Nationalökonomie, also der Wissenschaft vom Wirtschaftsleben, zum Bewußtsein zu bringen.

3. Fußt nun im Bereiche des Kulturwissens wie in dem des Naturwissens die Technik auf der Technologie, die Technologie auf der Wissenschaft? Offenbar nicht.

---

[34] Luigi Cossa, Histoire des doctrines économiques. 1899. pag. 21.

Bemerkenswert ist, daß sich auf unserem Gebiete alle drei Kunstlehren ohne Zusammenhang mit der Wirtschaftswissenschaft entwikkelt haben, die ebenso fast ohne jeden Einfluß auf das praktische Leben, sei es im Geschäft, sei es in der Verwaltung, geblieben ist. Die Nationalökonomie hat einmal ihre große Zeit gehabt, in der sie unmittelbaren Einfluß auf die Praxis ausüben konnte: um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, als die Kräfte des Wirtschaftslebens nach Befreiung von den Fesseln strebten und die Wissenschaft ihren Herzenswunsch nach dem Laissez faire „begründete". Das war natürlich einfach, zu erklären: die Regierungen sollen gar nichts tun. Als es sich später um positive Verwaltungsmaßnahmen handelte, hat die Wissenschaft versagt: sie sind ohne oder sogar gegen deren Urteil durchgeführt worden: von der Arbeiterschutzgesetzgebung bis zur Stabilisierung der Mark. Wenn Nationalökonomen einen persönlichen Einfluß auf die Politik ausgeübt haben, wie etwa die deutschen Kathedersozialisten auf die Finanzpolitik oder Handelspolitik oder Sozialpolitik, so haben sie das gewiß nicht ihren wissenschaftlichen Einsichten, sondern dem Gewicht ihrer ethischen Forderungen zu danken gehabt. Dasselbe gilt von der gewaltigen Wirkung, die der Marxismus gehabt hat. Auch sie stammt sicher nicht von den wissenschaftlich-nationalökonomischen Sätzen her, die Marx aufgestellt hat, sondern ist ausschließlich den in Mystik auslaufenden geschichtsphilosophischen Konstruktionen dieser Heilslehre geschuldet.

Ist nun diese unfreiwillige Askese, die die Nationalökonomie geübt hat, in der Natur der Dinge begründet oder könnte es auch anders sein, ähnlich wie im Bereiche des Naturwissens?

Daß die Wirtschaftswissenschaft nie dieselbe Rolle spielen kann wie die Naturwissenschaft, geht aus dem Gesagten hervor: sie kann niemals Regeln aufstellen, nach denen die Technologie arbeiten könnte. Daß man das von ihr erwartet hat, hat sicher dazu beigetragen, sie zur Unfruchtbarkeit zu verdammen.

Doch könnte die Wirtschaftswissenschaft sehr wohl auf andere Weise die Wirtschaftskunstlehren befruchten, ja: sie könnte unmittelbar der Praxis Dienste leisten und darin sogar die Naturwissenschaften, die sich doch immer der Vermittelung der Technologie bedienen müssen, an Wirksamkeit überflügeln.

Was die Nationalökonomie in dieser Beziehung leisten kann, ist folgendes:

(1.) sie kann zwar keine Antworten geben, aber sie kann Fragen stellen und damit auf die Probleme hinweisen, die wichtig sind und ihre Zusammenhänge aufweisen;

(2.) sie kann durch ihr System und seine Begriffe Ordnung in die Köpfe der Kunstlehrer und Praktiker bringen: was könnte die Privatwirtschaftslehre gewinnen, wenn sie sich zum Beispiel gewöhnte, mit der Idee des Wirtschaftssystems zu arbeiten!

(3.) sie kann durch die Aufweisung der Sinngesetzmäßigkeiten dem praktischen Handeln die Grenzen seiner Wirksamkeit abstecken.

Aber — so fragen wir jetzt — ist mit diesen Leistungen die Bedeutung der Wirtschaftswissenschaft erschöpft? Reicht diese nur soweit, als die Wissenschaft irgendwie — mittelbar oder unmittelbar — für die praktische Gestaltung des Wirtschaftslebens verwendbare Erkenntnis liefert? Damit sind wir vor die Frage nach Sinn und Bedeutung der Wissenschaft überhaupt gestellt, eine Frage, die in der letzten Zeit wieder mit besonderem Eifer erörtert worden ist.

Wenn wir nach dem Sinn fragen jener eigentümlichen Geisteshaltung, die wir seit der beginnenden neuen Zeit in Europa als Wissenschaft kennen, so erinnern wir uns unwillkürlich der Äußerungen jener Männer, die selbst so viel beigetragen haben, jene ganze Entwicklung des europäischen Geistes ins Leben zu rufen, die durch ihr Werk der neuen Zeit gleichsam den Stempel aufgedrückt haben, jener Worte von Bacon und Descartes, die ich oben angeführt habe (siehe S. 89f.). Sie sind im Laufe der Jahrhunderte in verschiedenen Fassungen oft wiederholt worden, um zuletzt durch Friedrich Nietzsche ihre einseitigste Ausprägung in dem Satze zu finden: Wissenschaft ist die bestimmteste Form des Willens zur Macht. Auf diesen Gedanken geht die bekannte Einteilung der Wissensarten zurück, die noch vor kurzem Max Scheler gegeben hat[35]. In dieser weist er der Wissenschaft ganz allgemein die Pflege

---

[35] Max Scheler, Die Wissensformen und die Gesellschaft. 1926. S. 245ff.

des „positiven“ oder „Arbeitswissens“ zu, das gesucht wird, um Herrschaft über Menschen und Dinge auszuüben.

Unzweifelhaft liegt dieser Auffassung eine Wahrheit zugrunde. Aber sie enthält doch nicht die ganze Wahrheit. Sie ist entstanden zu einer Zeit, als man unter Wissenschaft im wesentlichen die Naturwissenschaften, ja sogar nur die Wissenschaften von der toten Natur verstand. Für diese gilt sie. Sie gilt schon nicht für die Wissenschaften von der lebendigen Natur. Denn es wäre absurd, anzunehmen, daß man Zoologie nur treibe, um zoologische Gärten einzurichten, und Botanik, um die Heilkräuter für die Apotheker zu bestimmen. Sie gilt bei richtigem Verständnis gar nicht für die Geistwissenschaften. Wir haben gesehen, daß deren Verwendbarkeit für praktische Zwecke oder auch nur für die Ausbildung einer Kunstlehre gering ist. Wenn diese Verwertbarkeit wirklich der einzige Zweck der Geistwissenschaften wäre, wenn man etwa Philologie wirklich nur betriebe, um Sprachen besser zu lernen, oder Kunstwissenschaft, um sich vor Betrügereien im Kunsthandel zu schützen, so lohnte deren Studium der Mühe wahrhaftig nicht. Dasselbe gilt von der Nationalökonomie, die seit ihrem Bestehen kaum ein Staatsmann oder ein Unternehmer oder selbst nur ein Vertreter der Privatwirtschaftslehre um ihren Rat gefragt hat. Ich habe gezeigt, daß sie Praktikern und namentlich Kunstlehrern in Zukunft mehr sein könnte, als sie bisher gewesen ist. Aber ich möchte doch annehmen, daß die Bedeutung und der Sinn einer Wissenschaft wie der Nationalökonomie noch woanders zu suchen seien als in dieser Verwertbarkeit für praktische Zwecke. Sie liegen letzten Endes doch wohl in den Eigenwerten, die sie schafft.

Aber die Wissenschaft und gerade auch die Geistwissenschaft soll doch „dem Leben dienen“. Das ist die Anforderung, die heute jeder stellen wird, nachdem vor ein paar Menschenaltern Nietzsches Mahnruf erklungen ist[36], den wir alle im Tiefsten unserer Seele für berechtigt halten und der heute mehr denn je am Platze ist. Wir

---

[36] Siehe namentlich seine zweite „Unzeitgemäße Betrachtung“, die heute immer noch „zeitgemäß“ ist, im 1. Bande der alten Großoktavausgabe und die Nachträge dazu im 10. Bande.

wollen keine Stubengelehrsamkeit, keine Antiquitätenkrämerei, kein „totes" Wissen. Wenn nur die Wendung nicht gar zu unbestimmt wäre und zu Mißdeutung so leichten Anlaß böte! Wir möchten so gern genau erfahren, was das eigentlich heißt: „dem Leben dienen".

Welchem Leben? Einem beliebigen, so daß auch der heutige lärmende „Betrieb" in Politik, Wirtschaft, Verkehr, Literatur, Gesellschaft dazu gehörte? Nietzsche hätte sich sicher von ihm mit ebensolchem Ekel abgewandt wie von dem Getriebe seiner Zeit. Es soll doch wohl ein wertvolles Leben sein, dem gedient wird, ein Leben vor allem, in dem der Geist waltet und nicht die rohe Kraft. Sonst wäre ja die Pflege des Boxsportes höchstes Ziel. Und muß das wertvolle Leben immer nur aus „Taten" bestehen? Ist die Vita contemplativa nicht mindestens ebenso berechtigt als die Vita activa? Ist sie nicht auch „Leben"? Und müssen Taten immer nur ungeistige sein? Müssen sie immer nur in der Einbringung von Gesetzentwürfen, Herstellung von Motorrädern oder Erzielung von Sport-„Rekords" bestehen? Ist die wissenschaftliche Forschung neben der philosophischen Lehre und der Schaffung eines Kunstwerks nicht auch „Tat"? War es richtig, Weisheit und Leben in einen Gegensatz zu stellen? Und vor allem: soll es sich um das Leben Weniger handeln oder um das der Masse, der Nietzsche bekanntlich wünschte, daß sie „der Teufel und die Statistik" hole? Aber wenn man Nietzsches Betrachtungen über die Gefahren der „Geschichte" für ein Volk liest, meint man, dieses bestehe nur aus Universitätsprofessoren und Studienräten. Denn schließlich wird doch nur deren „Tatkraft" durch ein Übermaß des geschichtlichen Wissens gelähmt, während die überwiegende Mehrzahl der Angehörigen jedes Volkes sein Leben lebt, ohne je mit einer Wissenschaft in Verbindung zu kommen.

Will man den Worten: „die Wissenschaft soll dem Leben dienen", einen Sinn geben und gerade nicht darunter verstehen, daß man mit ihren Ergebnissen „praktisch" etwas anfangen kann, so kann es nur bedeuten: daß die Wissenschaft dazu beitragen solle, das Leben weniger Einzelner voller, reicher, harmonischer zu gestalten. Das vermag sie gewiß, aber sicher nur, wenn sie selbst — „lebendig" ist, das heißt lebendigen Stoff in lebendiger Darstellung lebendigen

Menschen übermittelt. Dann stiftet sie großen Segen, denn die Wissenschaft bewirkt:

1. eine Schulung des Geistes. Sie fordert „die logische Pünktlichkeit der Begriffe", die Kant bei Herder in dessen „Ideen" vermißte, sie fordert Ehrfurcht vor den Tatsachen der Welt. Sie schützt uns vor der Ungefährdenkerei eines verschwommenen Romantizismus. Und recht hat Dilthey, wenn er einmal sagt: „Das schwerste Werk des menschlichen Geistes auf diesem Planeten wurde durch diese Regelung der wissenschaftlichen Phantasie vollzogen, welche sich den Erfahrungen unterordnete."

Die Wissenschaft bewirkt ferner:

2. eine Weitung des Geistes. Hier gilt das Goethewort:

> Wer nicht von dreitausend Jahren
> Sich weiß Rechenschaft zu geben,
> Bleibt im Dunkeln unerfahren,
> Mag von Tag zu Tage leben.

Sie bewirkt endlich:

3. eine Befriedung des Geistes, womit ich den Zustand der Ruhe und Sicherheit meine, den wir in einer chaotischen Welt, wie der unsrigen, in der tausend Zungen verworren durcheinanderreden, in der kein einheitlicher objektiver Geist die Menschen mehr zusammenbindet, allein in einem Umkreis von Gedanken finden, die so gedacht sind, daß alle vernünftigen Wesen sie nachdenken können.

Nun dürfen wir uns aber, so hoch wir sie schätzen und wie sinnvoll wir sie auch auslegen mögen, bei dieser Aufforderung: „dem Leben zu dienen", nicht beruhigen. Diese Zielsetzung ist zweifellos zu eng, wie alle „Lebensphilosophie" zu eng ist: das „Leben" kann niemals höchster Zweck sein, es ist vielmehr selber dazu berufen, höheren Zwecken zu dienen. Auch der Sinn der „nutzlosen" Wissenschaft kann sich daher nicht darin erschöpfen, „Leben" zu fördern, das heißt doch eben immer: dem einzelnen zu dienen, wenn auch auf seinen Wegen zu höchsten Zielen der Vollendung seiner Persönlichkeit, da es in der Menschenwelt kein „Leben" gibt, es sei denn bei einzelnen. Vielmehr werden wir die volle Bedeutung einer Erscheinung

wie der Wissenschaft erst dann ganz zu ermessen imstande sein, wenn wir auch die überindividuellen, „objektiven" Kulturwerte gewürdigt haben, die sie hervorbringt oder in sich schließt.

Während wir nun Umschau halten nach diesen objektiven Eigenwerten der Wissenschaft, werden wir wieder einer Besonderheit der Geistwissenschaften inne, für die wir im Verlaufe der Darstellung schon mehrfach Symptome wahrgenommen haben: daß die Geistwissenschaften nämlich in ihrer Vollendung niemals nur Wissenschaft sind, das heißt sich in der Vermittlung von Sachwissen erschöpfen, wie es die Naturwissenschaften in reiner Prägung offenbar tun. Ihr Sinn wird deshalb auch niemals in einer Anhäufung im Wissen gefunden werden können: ihr Ideal ist niemals die reine Quantität, das bloße Mehrwissen wie bei jenen.

Die Naturwissenschaften, haben wir gesehen, stellen Regeln auf, die für längere Zeit und für alle Fälle ihres Bereiches Gültigkeit haben: die einzelne Erkenntnis gewinnt an Umfang und Tiefe, die eine reiht sich an die andere, die eine baut sich auf der andern auf. Das Naturwissen gleicht dem in der Kornkammer aufgeschütteten Haufen, zu dem immer mehr Korn hinzugetragen wird, oder einem Gebäude, das von Stockwerk zu Stockwerk anwächst, oder, um einen dritten Vergleich zu machen: die Erfahrungen werden im Naturwissen kapitalisiert, wie Nietzsche es ausdrückt. Das Naturwissen, das auf Quantifizierung ausgeht, ist selbst quantifizierbar: man weiß heute „mehr" als früher und wird morgen „mehr" wissen als heute. Deshalb kann man auch mit gutem Fug in den Naturwissenschaften von einem „Fortschritt" reden. Daß das Wissen kein Wesenswissen, sondern nur ein Regelwissen ist, macht diesen „Fortschritt" möglich.

Die Geistwissenschaften können dieses Ideal schon deshalb nicht haben, weil ihr Gegenstand unausgesetzt wechselt: sei es infolge einer tatsächlichen Neugestaltung des Lebens, wie etwa in einer Wissenschaft von der Wirtschaft, sei es infolge einer Umstellung der Ereignisse wegen des veränderten Blickpunktes des Betrachters. (Soweit diese Bedingungen für die Naturwissenschaften zutreffen, was jedoch selten der Fall ist, gilt für sie dasselbe, was ich für die Geistwissenschaften feststelle.) Deshalb kann man auch nicht sagen, daß eine

Kulturerscheinung immer besser erkannt werde: der Gegenstand, der erkannt wird, ist ja immer ein anderer. Und es kann leicht kommen, daß die Tiefe der Erkenntnis in einer früheren Zeit größer war als später, weil die erkennenden Geister tiefer in die Zusammenhänge hineingeschaut haben. Wenn wir unsere Wissenschaft z. B. ansehen, so ist der Gedanke vermessen: wir wüßten heute von den Zusammenhängen des Wirtschaftslebens mehr als die Generation „um 1750", und die Arbeiten von Cantillon über den Handel, von Galiani über die Getreidezölle, von Hume über den Geldwert, von Law und Pinto über Kredit, von Justus Möser über Bauernwirtschaft usw. enthielten weniger tiefe Erkenntnis als etwa die einschlägigen Artikel im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" (von dem Mehr an Statistik abgesehen).

Deshalb läßt sich das Ergebnis der Arbeit in den Geistwissenschaften nur in sehr beschränktem und übertragenem Sinne quantifizieren und im Bilde der Anhäufung, der Vermehrung, des „Fortschritts" vorstellen. Allenfalls kann man von einem Fortschritt hier sprechen, wenn es sich um das Erschließen eines neuen bisher unbekannten Sinnzusammenhangs handelt: wenn man etwa die Keilschriftsprache oder die Gesetzbücher Hamurabis oder die Turfan-Kultur ganz neu „entdeckt" oder anfängt, sie zu entziffern. Einen Fortschritt kann man es auch nennen, wenn neues Material erschlossen oder das Begriffssystem vervollkommnet oder neue Techniken ausgebildet werden, die das Verstehen eines bekannten Sinnzusammenhangs erst ermöglichen oder erleichtern.

Daß hier zunehmende Kompliziertheit nicht mit „Fortschritt" verwechselt werden darf, wie es häufig geschieht, habe ich bereits gesagt: siehe oben Seite 302 ff.

Aber diese „Fortschritte" machen den Entwicklungsgang keiner Geistwissenschaft, auch der Nationalökonomie nicht, aus. Es ist ebenso abwegig, eine Dogmengeschichte der Nationalökonomie unter dem Gesichtspunkt des Fortschritts, „seit Quesnay den Kreislauf des Wirtschaftslebens entdeckt hatte", bis zu den ruhmvollen Leistungen der heutigen Generation zu schreiben, wie es vermessen ist, die Geschichte der Philosophie als eine Reihe von Fortschritten der Erkenntnis von Plato bis Cohen zu betrachten oder die Geschichte

der Malerei als einen allmählichen Aufstieg von Grünwald bis Franz Marc. Wenn wir den Gedanken des „Fortschritts" auf Philosophie, Kunst, Dichtung anwenden, tritt er uns in seiner Absurdität sofort greifbar deutlich entgegen. Aber in einem gewissen Sinne ähneln die Geistwissenschaften jenen andern Zweigen des menschlichen Schaffens, weil eben bei ihnen — das war die Beobachtung, die wir gemacht hatten — zu dem bloßen Sachwissen noch andere Bestandteile hinzutreten: just philosophische und künstlerische, so daß jedes vollkommene Erzeugnis geistwissenschaftlichen Schaffens sich uns immer auch als ein philosophisches und Kunstwerk darstellt. Warum Philosophie in jedes geistwissenschaftliche Werk hineinragt, habe ich bereits ausgeführt: siehe oben Seite 280ff. Hier möchte ich noch mit einigen Worten begründen, weshalb alle geistwissenschaftliche Forschung ihrem innersten Wesen nach auf die künstlerische Gestaltung hindrängt. Ihre Werke müssen gestaltet sein, das heißt: sie müssen nach Art des Kunstwerks eine geistige Einheit darstellen, die in sich selber ruht. Wenn ein naturwissenschaftliches Werk dieses Gepräge trägt, so ist es eine willkommene Zutat, die aber nicht zum Wesen der naturwissenschaftlichen Forschung gehört, weil diese sich in der Darbietung von „Gesetzen" erschöpft und den Kosmos der Natur in ihren Werken gar nicht widerspiegeln will. Die Geistwissenschaften aber, deren Aufgabe recht eigentlich darin besteht, Sinngebilde und Wirkenszusammenhänge in der menschlichen Kultur, die selbst geistige Einheiten, die selbst ein Kosmos sind, darzustellen, müssen notwendig, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen wollen, selbst geschlossene Einheiten, Abbilder des Kosmos des menschlichen Geistes in ihren Werken schaffen. Was selbst gestaltet ist, was selbst Einheit ist, kann nur in gestalteten Einheiten seinen angemessenen Ausdruck finden. Die naturwissenschaftliche Forschung gipfelt in der Aufstellung eines Gesetzes von weitester Geltung, die geistwissenschaftliche Forschung in der Schaffung eines Werkes von vollendeter Harmonie. Soweit sie keinen „praktischen" Zweck hat und soweit sie nicht „dem Leben dient", kann ihr Sinn in nichts anderem liegen als in der Erschaffung geistiger Gebilde, die ihren Wert in sich tragen wie das Kunstwerk. Jede Zeit sucht ihren vollendeten Ausdruck in diesen Begriffsgebäuden, auf deren Errichtung alles wissenschaftliche

Streben hinzielt. Die Monographie kann Teile dieses Gebäudes in bereits geprägter Form liefern: Kapitelle, Säulen, Architrave, Friese, die dann in den Gesamtbau als solche eingefügt werden. Die nicht gestaltete Einzelerkenntnis ist nur Rohstoff, dessen natürlich der Baumeister in weitestem Ausmaße benötigt. „Wo die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun." Ihren Sinn bekommt die empirische Einzelforschung nur durch ihre Verwendbarkeit als Baumaterial, die „Theorie" aber nur durch ihre Verwendbarkeit als Werkzeug oder Baugerüst.

Die Geschichte einer Geistwissenschaft wie der Nationalökonomie erscheint deshalb nicht im Bilde eines wachsenden Berges von Erkenntnis oder einer meßbaren Annäherung an ein bestimmtes Ziel — wie die Geschichte einer Naturwissenschaft —: sie stellt vielmehr eine Sammlung von Gestalten dar mit eigenem künstlerischem und philosophischem Gehalt, deren jede aus dem Geiste ihrer Zeit heraus verstanden sein will. Vergleichbar darin, wie wir sahen, der Geschichte der philosophischen Systeme und der Kunstschöpfungen. Von denen aber alle Geistwissenschaft auch wieder sich grundsätzlich unterscheidet, insofern nämlich, als sie Anspruch darauf erhebt, reines, allgemeingültiges Sachwissen darzubieten, das heißt eben Wissenschaft zu sein. In dieser unausgesetzten Spannung zwischen den Anforderungen der Wissenschaft und der Verlorenheit an Philosophie und Kunst tritt das innerste Wesen der Geistwissenschaften zutage, liegt aber auch ihre Tragik begründet.

In dieser Eigenart der Geistwissenschaften wird uns nun aber auch deren objektiver Wert offenbar. Die Wissenschaft in dieser Gestalt ist selbst ein Dienst an der Kultur, und wir tragen, indem wir Wissenschaft treiben, dazu bei, die uns gestellte Aufgabe des Kulturmenschen zu erfüllen. Nicht nur, indem wir wertvolle Persönlichkeiten ausbilden helfen, sondern durch die bloße Tatsache, daß wir wertvolle, wissenschaftliche Werke schaffen. Diese haben ihren eigenen, selbständigen Wert neben den Werken der Kunst und der Philosophie. So wie das schöne Bildwerk oder das große Drama oder die inhaltreiche Symphonie Werte darstellen, auch wenn sich niemand an ihnen erbaut, und wert waren, geschaffen zu werden, auch ohne daß sie in Menschen-

seelen lebendig werden, so auch das wissenschaftliche Werk von Rang. Wenn das Wort wahr ist, daß alles Wissen in letzter Linie von der Gottheit und für die Gottheit ist und daß jedes Wissen soviel wert ist, als Ewigkeitserkenntnis in ihm steckt, dann muß man auch den Eigenwert des geistwissenschaftlichen Werkes gelten lassen. Und muß einen Wert darin erkennen, auch ohne irgendwelchen „praktischen" Nutzen, ja selbst auch ohne an die fördernde Wirkung zu denken, die sie auf den Schöpfer oder auf ihre Leser ausüben, wenn Werke wie Foustel de Coulanges Cité antique oder Burckhardts Kultur der Renaissance oder Carlyles Geschichte der französischen Revolution überhaupt in der Welt sind.

Es ist einleuchtend, daß durch diese ihre Eigenart die Kulturwissenschaften eine ganz besondere Stellung im geistigen Haushalt der Menschheit einzunehmen berufen sind: sie sind ein Luxus im wahrsten Sinne des Worts. Sie gestatten keine Auswertung zur Befriedigung eines Massenbedarfs, wie die Naturwissenschaften, wie aber auch die Kunst und selbst die Philosophie in einzelnen ihrer Zweige, etwa der Ethik. Sie sind nicht gemeinschaftsbildend und kultisch verwertbar wie die reine Kunst: sie sind individualistisch und protestantisch. Sie sind, soziologisch gesprochen, der Ausdruck des einzigen Aristokratismus, dessen die bürgerliche Kultur fähig gewesen ist, und sie werden deshalb vielleicht mit dieser Kultur verschwinden: in einem Lande wie Sowjet-Rußland haben sie keinen Platz mehr. Als eine Verarmung der Menschheit wird ihren Verlust nur derjenige mit mir empfinden, für den der Wert einer Kulturerscheinung nicht durch die Zahl der Personen bestimmt wird, die an ihren Segnungen teilnehmen, und der mit mir überzeugt ist, daß auch das Leben, das auf der Erde aufleuchtet, in seinem Werte nicht gesteigert wird durch die Menge der Fälle, in denen es sich wiederholt. Wer aber dieser Auffassung ist, der wird sich dafür einsetzen, daß ein kostbares und einziges Gut wie die jungen Geistwissenschaften, zu denen die Nationalökonomie eben doch gehört, vielleicht als ihr bescheidenstes Glied, der Menschheit nicht verlorengeht.

Und gerade die Nationalökonomie ist in unserer Zeit in ihrem Bestande schwer bedroht. Wie sehr ihr Dasein zwischen den beiden robusteren Schwestern: der Heilslehre und der Kunstlehre, gefährdet

ist, habe ich zu zeigen versucht. Was aber die Stellung unserer Wissenschaft noch mehr schwächt, ist der Umstand, daß Uneinigkeit in unseren eigenen Reihen herrscht, weil wir selber nicht einig sind über den Sinn unserer Wissenschaft. Die einen wollen sie praktischen Zwecken dienstbar machen, die anderen glauben an ihren Eigenwert. Aber auf beiden Standpunkten treten sich die Auffassungen über die Eigenart unserer Wissenschaft schroff gegenüber. Dieses Buch hat die Gegensätze aufgedeckt, die diese erfüllen: wir haben eine richtende, metaphysische, eine ordnende, naturwissenschaftliche und eine verstehende, geistwissenschaftliche Nationalökonomie kennengelernt, die sich auf das heftigste befehden und die durch diese Fehde den Bestand unserer Wissenschaft gefährden. Wer richtende Nationalökonomie treibt, verrät diese an die Philosophie, wer sich zur ordnenden Nationalökonomie bekennt, verrät sie an die Kunstlehre. Denn wenn wir wirklich eine Wissenschaft nach Art der exakten Naturwissenschaften sind, dann hat unsere Forschung nur Wert, wenn und soweit sie praktischen Nutzen stiftet. Daß sie das nur in sehr beschränktem Umfange vermag, habe ich zu zeigen versucht. Dann würde also die Nationalökonomie in Wahrheit keinen Sinn mehr haben. Diesen kann sie sich nur erhalten, wenn wir uns darauf besinnen, daß sie eine Geistwissenschaft ist, die ihren Wert in sich trägt. Die Nationalökonomie soll eine Wissenschaft und keine Heilslehre, eine Wissenschaft und keine Kunstlehre, eine Wissenschaft und doch keine Naturwissenschaft sein.

Wie sie diese ihr gestellte Aufgabe zu lösen vermag, habe ich durch mein Lebenswerk zu zeigen versucht, für das dieses Buch gleichsam den Katalog bilden soll.

Schriftstellerverzeichnis

A.

Adler, Max, 173. 177. 221. 281.
Agazzini 147.
Ahrens, H., 46. 50ff.
Alberti, L. B., 86.
Amonn, Alfr., 137f.
Andrei, P., 146.
Antoninus v. Florenz 25.
Aristoteles 24f., 60. 71. 89. 91. 100. 105. 109. 114. 168. 252. 265ff. 296.
Ast, Friedrich, 157.
Auboy 54.
Avenarius, Rich., 4.

B.

Back, Jos., 161.
Bacon, Fr., 89. 111. 324. 333.
Baldwin 161.
Barone 121. 125.
Bastiat, Fr., 42f.
Bäumler, A., 160. 296.
Bauch, Bruno, 192. 235f.
Baudrillart, H., 55.
Baumstark, K., 54. 322.
Becher, E., 160. 165f.
Becher, J. J., 326.
Bergson 100.
Bernhard v. Siena 25.
Bianchini 54.
Binswanger 226.
Blanc, L., 147.
Blanqui, A. J., 54.
Boccardo, G., 54. 328.
Böhm-Bawerk, E. v., 255. 262.
Boekh, Wilh., 157.
Bohr, Niels, 104.
Boisguilbert 326.
Boltzmann 116.
Bonar, James, 42f.
Bousquet, G. H., 139. 146.
Boutroux, É., 118.
Brentano, L., 255f.
Breysig, Kurt, 309f.
Briefs, Götz, 41f.
Brinkmann, C., 166.
Bruck, Werner, 282.
Bruno, Giordano, 100.
Buckle, Th., 155. 158f.
Bunsen, J., 152.
Burckhardt, Jak., 87f. 341.
Buret 147.

C.

Cairnes, J. E., 120. 123. 125. 134. 176.
Calvin, Joh., siehe Kalvin.
Cantillon 338.
Cardanus 100.
Carey 11.
Carlyle, Th., 341.
Casanova 182.
Cassel, G., 137. 294.
Cassirer, E., 82. 107.
Cathrein, V., 26. 70.
Chalmers 54.
Chenier, M. J., 45.
Cherbuliez 18.
Chevalier 54.
Cicero 113.
Cibrario 147.
Clark, John Bates, 121. 136f.
Cohen, H., 338.
Cohn, Gustav, 55. 58.
Comte, Aug., 155.
Cooley 161.
Cossa, Luigi, 11. 289. 325. 331.
Courcelle-Seneuil 18.
Cournot, A. A., 121. 123.

D.

Demetznoblet 54.
Demokrit 105. 109.
Descamps, Paul, 136.
Descartes 39. 89f. 100f. 104. 106. 156. 333.
Dessoir, Max, 103. 278.
Destutt de Tracy 54.
Diehl, Karl, 251.
Dietzel, H., 177. 255.
Dilthey, W., 82. 88. 93. 110. 155. 163ff. 176. 226f. 234. 237. 239f. 241. 284. 308. 336.
Dingler, H., 107.
Dorn, Valentine, 250.
Dostojewski, F., 182.
Drascher, W., 240.
Driesch, H., 92. 234.
Droysen, J. G., 158f. 167. 169f.
Droz 54.
Dühring, E., 44f. 256.
Duham, Pierre, 118.
Dunoyer, Ch., 54.
Dupont de Nemours 40f. 122. 145.

E.

Edgeworth 121.
Einstein 97. 232.
Eisler, Rud., 230f. 248.
Ellwood 161.
Empedokles 200.
Engels, Friedrich, 224. 250.
Erdmann, Benno, 192. 226.
Eucken, Rud., 248.
Eulenburg, F., 167. 175. 250. 258.
Exner, F., 115. [263f. 308

F.

Faris 161.
Fechner, Theod., 226. 262.
Ferguson, Adam, 145.
Fichte, J. G., 46ff. 325.
Fourier, Ch., 43.
Foustel de Coulanges 341.
Fraas, C., 326.
Freyer, Hans, 160. 240. 278.
Frischeisen-Köhler, M., 192.
Fuoco, Fr., 54. 147.

G.

Galiani 338.
Galilei 106. 108. 203.
Gans, Ed., 49.
Gans-Ludassy, H. v., 2. 5.
Garnier 54.
Genovesi 54.
Georges, K. E., 13.
Gide, Charles, 10.
Gilson, E., 90.
Gioja 54.
Goethe 16. 102. 170. 196. 200. 219f. 299. 308. 312. 336.
Gossen, H. H., 4. 43.
Gottl, F. v., 63. 73f. 160. 208. 215f. 298. 308.
Grab, Herm. J., 245.
Granier de Cassignac 75.
Graumann 226.
Gresham 261.
Grimm, J. u. W., 15.
Gryphius 312.
Gujard, Rob., 18.

H.

Haas, A. E., 103. 105.
Haeßle, Joh., 26. 61f.
Harms, Bernh., 210. 215f.
Hartley 110.
Hartmann, Ed. v., 114. 296.
Hartmann, Ludo, 63.
Hartmann, N., 202.
Hasbach, W., 41f.
Hecht, Hans, 161.
Hegel 46. 48ff. 102. 113. 180. 264. 296.
Heidegger, Martin, 192. 197f. 221. 234. 257. 309. 324.
Helmholtz 103.
Helmont, Joh. Bapt. van, 100.
Herbart 153.
Herder, G., 157. 200. 336.
Hermann, F. B. v., 125.
Hesiod 325.
Heubaum, Alfr., 107.
Heyde, Joh. Erich, 129.
Hildebrand, Br., 54.

Hobbes 102.
Hofmann, P., 93.
Hofmann-Erfurt, Arth., 129. 294.
Homer 312.
Honigsheim, P., 93.
Hornigk, Ph. W. v., 326.
Humboldt, Alex. v., 152.
Humboldt, Wilh. v., 158. 200.
Hume, D., 110. 338.
Husserl, E., 112f. 115. 197. 203. 252. 257. 299f.
Huth, Herm., 145.

J.

Jäger, Ernst, 312.
Janssen, Otto, 173.
Jaspers, K., 240.
Jastrow, J., 41f.
Jecht, Horst, 161. 316.
Jellinek, G., 230.
Jevons, W. St., 115. 121. 125f. 128. 137. 261.
Jourdan 118.
Jung, C. G., 240.
Justi, J. H. v., 326.

K.

Kaiser, Georg, 4.
Kalvin, J., 27.
Kant, I., 21f. 46f. 59. 74ff. 107. 114. 119. 172f. 178ff. 185. 199. 247. 249. 264. 296. 319.
Kautz, J., 52ff. 149f. 152f.
Kekulé v. Stradonitz 107.
Kepler 105f. 129.
Keynes sen. 125. 319.
Kirchhoff, P., 118.
Kirchmann, v., 178. 322.
Klages, Ludw., 240.
Knies, Karl, 54. 149. 152.
Köhler, W., 192.
Köhler, Wolfgang, 107f. 112. 240.
Koffka 226.
Krause, G. F., 147.
Krause, K. Chr. F., 46.
Kries, v., 234.
Kretschmer, E., 240.
Kroner, Rich., 192.

L.

Labriola, Art., 177. 281. 283.
Labruyère 244.
Landmann, Edith, 94. 96. 197. 205.
Landsberg, Paul, 81.
Lask, E., 91.
Law, J., 338.
Leibniz 81. 106. 252.
Lenz, Friedrich, 323.
Le Play 136.
Le Roy 118.
Le Trosne 121.
Lewy, Herm., 59. 64.
Liberatore, Matteo, 32ff. 60.
Liebert, Arth., 247. 252.
Liebmann, Otto, 101.
Liefmann, Rob., 2f.
Linguet 75.
Lipmann, O., 192.
Lipps, Theod., 226.
List, F., 10f. 54. 141. 144. 147. 150f. 283. 323.
Litt, Theodor, 160. 284.
Lotge, H., 53. 237.
Lukacz, G., 146.
Luther, Martin, 27. 29.

M.

Macculloch 54. 154.
Macleod 123.
Maier, Heinrich, 78f. 160. 163. 234f. 240.
Malthus, Rob., 127. 132. 148.
Mandeville 145.
Mannheim, Karl, 284. 308.
Marbe, K., 262.
Marshall, Alfred, 121. 137. 261.
Marx, K., 20. 44. 120. 125. 128. 132. 144. 146. 176. 191. 230. 250. 254ff. 268. 274f. 282. 285f. 302. 332.
Mausbach, Jos., 26. 66. 70.
Mayer, Robert, 117.
Mayr, Georg v., 264.
Menger, Carl, 120f. 122. 124ff. 130. 133f. 148f. 151. 153f. 159. 162. 170. 215f.

Menzer, P., 107.
Mercier de la Rivière 40.
Meyer, Eduard, 309.
Mill, James, 110.
Mill, John Stuart, 54. 110ff. 120ff. 125. 127. 130f. 133f. 137. 148. 150f. 154f. 186f. 234. 302. 325.
Minghetti, M., 56.
Mirabeau aîné 122.
Mischler 54.
Möser, Justus, 147. 338.
Montaigne 244.
Morelly 43.
Müller, Adam, 29ff. 54. 142ff. 278. 323.
Müller, Wilh., 15.
Müller-Freienfels, R., 192. 240.
Muret-Sanders 14.

N.

Nernst, W., 115.
Neurath, Otto, 4f.
Newton, J., 39. 43. 104. 106. 109f. 117. 145. 203.
Nietzsche, F., 89f. 114. 118. 296. 333ff. 337.
Nikolaus Cusanus 82.
Novalis, Fr., 199. 278.

O.

Oppenheimer, F., 44f. 125. 130. 135. 162.
Oppenheimer, Hans, 245.
Oresmius (Orême) 28.
Ortes, G., 18.
Ostwald, Wilh., 4.
Ott 54.
Owen, Rob., 43f.

P.

Pape, W., 13.
Paracelsus Theophr. Bomb., 100.
Pareto, V., 19. 121. 123. 125. 128ff. 135. 137ff. 146. 162. 250.
Paul, Herm., 163.
Paulus 200.
Pegolotti 325.
Périn, Ch. H. X., 35.
Pesch, H., 36.
Petty, W., 44.
Pfänder, A., 197. 234.
Pfister, Bernh., 161. 245. 316.
Philippovich, E. v., 215f.
Pinto 338.
Planck, Max, 104. 116.
Plato 13. 81. 102. 338.
Poincaré, H., 104. 109. 115. 118.
Přibram, Karl, 93.
Proudhon, P. J., 10. 33. 56. 139.
Ptolemäus 129.

Q.

Quesnay, Fr., 40. 44. 128. 130. 145. 154. 338.
Quetelet, Ad., 250.
Quintilian 13.

R.

Rambaud, Jos., 145.
Ranke, L. v., 311.
Ratzinger, G., 35f.
Rau, K. H., 54. 322. 326.
Reichenbach, Hans, 115. 118.
Reyer 299.
Ricardo, D., 33f. 128. 138. 154. 255. 275. 282. 301.
Rickert, H., 159. 168ff. 308.
Rieger, Wilhelm, 327.
Rist, Charles, 10.
Rodbertus, Karl, 56. 120. 128. 322.
Röntgen 104.
Roffenstein, Gaston, 192.
Romagnosi 54.
Roscher, W., 11. 54. 147. 149. 151f. 154.
Roßbach 54.
Rothacker, Erich, 160. 324. 284. 308.
Rothenbücher, Karl, 309.
Rousseau, J. J., 39. 145.
Rusconi 54.
Rutherford 104.

S.

Sachs-Villatte 14.
Salin, E., 12. 25. 202. 323.
Salz, Arthur, 295.
Sanders 15f.
Savarese 54.
Sax, Emil, 131. 133. 162.
Say, J. B., 18. 124.
Schäffle, A., 215f.
Schams, Ewald, 107. 122.
Scheler, Max, 78f. 83. 89. 96. 160. 167. 192. 202. 221. 226. 284. 296. 308. 333.
Schelle 145.
Schelling 102. 264.
Schelting, A. v., 245. 284.
Scherer, W., 26.
Schiller, Fr. v., 100f.
Schilling, Otto, 26.
Schlegel, A. W., 14.
Schlegel, Friedr., 199.
Schleiermacher, F., 158. 178. 200. 226.
Schlick, Moritz, 103. 105. 109. 277f.
Schmitt, Carl, 222. 278.
Schmitthenner 54.
Schmoller, Gustav, 58. 151. 153ff. 163. 175f. 215. 246. 303. 316.
Schön 54.
Schopenhauer 114. 119. 159. 197. 202f.
Schröder, W. v., 326.
Schröter, M., 160. 296.
Schüller, Rich., 141f.
Schüz 53f. 149.
Schultz, Julius, 221. 240.
Schulze-Gaevernitz sen. 54.
Schumpeter, J., 12. 121. 123f. 129. 135. 139. 186. 281f. 303f.
Schuster, Ernst, 126.
Scialoja 54.
Scriptores de re rustica 325.
Scrope 54.
Seckendorff, V. L. v., 326.
Shakespeare 14.
Sigwart 78f. 91. 113. 163. 234. 237.
Simmel, Georg, 81. 159. 192. 226.
Sismondi 147. 282.
Smith, Adam, 41f. 76. 144f. 148.
Soddy 104.
Soden, v., 54.
Sommer, A., 191.
Sonnenfels, J. v., 326.
Spann, Othmar, 7. 11. 36ff. 62f. 71ff. 142. 146. 160. 167. 220ff. 238f. 296f. 306. 323.
Spencer, Herb., 153.
Spranger, Ed., 160. 167. 226. 240. 280. 284. 308.
Stammler, Rud., 6. 59. 159. 171ff. 258.
Stein, A., 192.
Stein, Lor. v., 179f. 322f.
Stein, Philipp, 16.
Stephinger 239.
Stern, William, 192. 240f.
Sternheim, Carl, 4.
Stoltenberg, H. L., 192.
Stolzmann, R., 177. 296.
Storch 147.
Struve, Peter v., 213.
Stumpf, Carl, 165.
Suarez 70.
Sully 326.
Surányi-Unger, Th., 41f. 107.
Switalski, W., 192. 201f. 203. 240.
Swoboda, H., 192.

T.

Thomas v. Aquino 19. 25ff. 60. 65f. 102. 272f. 296.
Thünen, Joh. H. v., 11. 55f. 254.
Tieck, Ludw., 199.
Tietze, Hans, 274.
Tillich, Paul, 279.
Tönnies, F., 175. 188f. 192. 233.
Tourville 136.
Trinchera 54.
Tröltsch, E., 26f. 170f. 309.

U.

Uhde 54.
Uzzano 325.

V.

Vaihinger 107.
Valdour, Jacques, 136.
Vauban 326.
Vico, J. B., 95. 156f. 199.
Vieta 106.
Villeneuve-Bargemont, Vte Alban de, 31f. 54.
Villermé 147.
Voigt, Andreas, 182.
Volkenborn, Karl, 161.
Voltaire 45.
Voßler, Karl, 309.

W.

Wach, Joach., 157.
Wagenführ, Horst, 316.
Wagner, Ad., 50. 52. 163. 214f. 322.
Walb, Ernst, 321. 327.
Walras, L., 121.
Walther, A., 161. 201. 245.
Watson, J. B., 201.
Weber, Alfred, 254. 309.
Weber, Eduard, 326.
Weber, E. H., 262.
Weber, Max, 93. 152. 160. 167. 173. 203. 226. 233. 240. 245f. 258ff. 266. 288f. 296. 308ff.
Weitling 44.
Werner, H., 226.
Wertheimer, M., 107. 240f.
Weyl, Herm., 105.
Whateley 18. 54.
Whewell 54.
Wiese, Leop. v., 192.
Wieser, F. v., 43. 121.
Wilbrandt, Rob., 197.
Windelband, W., 159. 168ff. 308.
Wirth, M., 192.
Wölfflin, Heinr., 212.
Wolf, Friedr. Aug., 157.
Woltmann, Ludw., 175.
Wunderlich, Frieda, 59f.
Wundt, Wilh., 78. 111f. 127. 131ff. 163. 230f. 234. 273f.

X.

Xenophon 325.

Y.

York v. Wartenberg, Graf Paul, 155. 308.

Z.

Zarncke, Friedr., 15.
Zincke 322.

Sachverzeichnis

A.

Absolutismus der klassischen Nationalökonomie 147 ff.
Allgemeinbegriffe in der Naturwissenschaft 107. 168 ff. 235 ff.
— in den Geistwissenschaften 168 ff. 236 ff.
Allgemeingültigkeit als Postulat der Erkenntnis 82. 95 f. 99 ff. 118. 286 f. 340.
Anti-Klassik 140 ff.
Arbeitsideen 151. 185 ff. 247. 283. 323.
Art 325.
Assoziationspsychologie 110 ff. 131 ff. 162.
Atomismus der klassischen Nationalökonomie 144 ff.
Atomistisches Prinzip 104 f.

B.

Behaviourism 136. 201.
Berufsidee 26 f.
Betriebswissenschaft 327.
Beziehungszusammenhang 214 ff. 306.

D.

Demokratisierung des Wissens 95 f.
Deskriptivismus 170.
Differenzierung des Wissens 94 f.
Dynamik, dynamische Betrachtungsweise 150 f. 186 f. 314.

E.

École de la Science sociale 136.
Elementarisierung in der Naturwissenschaft 104 f.,
— in der ordnenden Nationalökonomie 125 ff.
Elementarpsychologie 110 ff. 130 ff.
Empirie, nationalökonomische, 308 ff.
Entgottung der Natur 101 f.
Entwesung der Natur 102 f.
Entwicklungsgesetze 153 f.
Entzauberung der Natur 100 f.
Erfahrungswissen 69 f. 84.
Ethik der Wirtschaft 295.
Ethologie 110 f.
Evidenzwissen 70 ff. 84.
Exakte Forschung, e. Gesetze 134. 137.
Experimentalpsychologie 110 ff.

F.

Fiktion 92. 186 ff. 214. 227. 229. 259 ff. 307. 314.
Fiktionsgesetze 258 ff.
Finanzwissenschaft 327.
Fortschritt der Erkenntnis 329 f. 337 ff.
Fremdverstehen 226 ff.

G.

Ganzes, Ganzheit 27. 37. 107 f. 113. 114 ff. 204. 210. 214 ff. 221. 227. 257 f.
Gebilde 210.
Gegenwart 311.
Geistwissenschaft (G.en), ihre Entstehung 156 ff.
— ihr Wesen 163. 167. 175. 277 ff. 339 ff.
— ihr Sinn 334 ff.
Vgl. Verstehen.
Geltung 91 f.
Geschichte, Geschichtlichkeit 308 ff. 335.
Geschichtswissenschaft 308 ff.
Gesetz, Gesetzmäßigkeit 25 f. 39 ff. 101. 108 f. 110 ff. 124 f. 130 ff. 151 ff. 167. 231. 248 ff. 271. 273 f. 305 f. 333. 339.
Vgl. auch Gesetz in der Nationalökonomie, Naturgesetz, Notwendigkeit.
Gesetz in der Nationalökonomie 124 f. 130 ff. 151 ff. 249 ff. 260 ff. 319.
Gestaltidee der Nationalökonomie 182 ff.

Gestalttheorie in der Naturwissenschaft 107f.
Gleichförmigkeiten im Wirtschaftsleben 263ff.
Grenznutzenlehre 43. 144. 149f. 162. 190. 261f. 283. 301. 304.
Vgl. auch Hedonistische Nationalökonomie, Nutzen, Nutzkomputation.
Größengesetze 253ff. 306.
Grundidee der Nationalökonomie 180ff.

H.

Hedonistische Nationalökonomie 3. 43.
Heterogonie der Zwecke 230f. 273.
Historische Betrachtungsweise — ein Apriori der Kulturwissenschaften 211. 227. 301.
Historische Schule der Nationalökonomie 142ff. 163.
Historisches Individuum 316.
Historismus 167ff.
Homo oeconomicus 229. 259.
Humanitätsgedanke 200.

I.

Ideal, gesellschaftliches, 69. 71f.
Idealbegriffe 245f.
Idealtypus 245f. 258f.
Idee 71. 178ff. 206ff.
Idiographische Forschungsweise 168ff.
Immanente Gesetzmäßigkeit 273f.
Immanenz des Erkennens 197f.
Individualismus 144ff.
Intuition 201ff.
Isolierendes Verfahren 259f.
Irrationalismus 170f.

K.

Kameralistik, Kameralwissenschaft 322f. 326. 331.
Kapitalismus 212f. 227f. 274. 294f.
Kausalität, kausal-genetische Betrachtungsweise 171ff. 220ff. 286.
Kollektives Geschehen 315ff.
Kulturphilosophie der Wirtschaft 294f.
Kulturwissenschaft (K.en), 174f.: siehe im übrigen Geistwissenschaft (G.en).
Kunstlehre: siehe Technologie, Wirtschaftskunstlehre.
Kunstwissenschaft 183. 274.

L.

Lebensphilosophie 336f.

M.

Manchestertum 42f. 141ff.
Mannigfaltigkeit der Erkenntnisweisen: siehe Pluralismus.
Materialismus der klassischen Nationalökonomie 142ff.
Mathematisierung in der Naturwissenschaft 106f.
Merkantilistisches Schrifttum 98f. 326.
Metaphysik (Wesen) 78ff.
— in der Kulturbetrachtung 204f. 224f. 233f. 264. 280ff. 309f.
— in der Naturbetrachtung 102f. 116f. 119. 221f. 232f. 237.
„Methodenstreit" 154f.
Monismus der Erkenntnisweisen 78. 156f. 234f.
Motiv, Motivation 223ff. 265ff.

N.

Nationalökonomie: *allgemeine* 208f. 320ff.
— *Ausdruck* 18. 293. 318f.
— *bürgerliche* 285f.
— *ethische* 33. 53ff. 58.
— *heterodoxe* 140ff.
— *mathematische:* siehe Relationisten.
— *normative* 21. 59. 324.
— *praktische* 21. 323. 326. 331.
— *proletarische* 285f.
— *sozialistische* 285f.
— *spezielle* 321f.
Siehe im übrigen das Inhaltsverzeichnis.
Natürliche Ordnung 39ff.
Naturgesetz 39ff. 108ff. 114ff. 125. 130ff. 154. 250f. 260.
Naturrecht 23. 26f. 40. 45ff. 76. 101f.
Naturwissenschaft, naturwissenschaftliches Erkennen 99ff. 194. 337. Anwendung des naturwissenschaftlichen Den-

kens auf die Nationalökonomie 119ff. 291ff.
Nominalismus der Wissenschaft 93; der ordnenden Nationalökonomie 147.
Nomothetische Forschungsweise 168ff.
Notwendigkeit 70. 113ff. 251ff. 305f.
Nutzen, Nutzkomputation, Nutzprinzip 3f. 137. 262.

O.

Objektive Bedingungen wirtschaftlichen Geschehens 270ff.
Objektivisten in der ordnenden Nationalökonomie 120. 128. 190f.
Ökonomisches Prinzip 3f.
Ontologie der Wirtschaft 294.
Ordnung, Organisation in der Wirtschaft 171f. 181. 184. 207.
Ordre naturel: siehe natürliche Ordnung.

P.

Pluralismus der Erkenntnisweisen 78. 156. 158ff. 193ff. 234ff. 277ff.
Preisbildung, Theorie der, 28. 304ff.
Privatwirtschaftslehre 326f. 330f. 333.
Psychoanalyse 232.
Psychologie 110ff. 162ff. 167. 175f. 226f.
Vgl. Assoziationspsychologie, Psychologismus.
Psychologismus 162ff.

Q.

Quantifizierung in der Naturwissenschaft 105f.
— in der ordnenden Nationalökonomie 125f. 137f.

R.

Rationale Schemata 258ff. 300ff. 307.
Realbegriffe 245f.
Relationisten in der ordnenden Nationalökonomie 121. 128f. 135f. 138f.
Relativismus des Erkennens 82f.
Religionswissenschaft 183.
Richtige Wirtschaft 22f. 37f. 41f. 44f. 48. 50ff. 67f. 71f. 73f. 77. 82. 295.
Romantik, Romantizismus 170f. 222. 278f. 336.
Romantische Nationalökonomie 29f. 142ff.

S.

Sachverstehen 210ff.
Science 325.
Seelverstehen 219ff.
Seinsgebundenheit des Wissens 280ff.
Sinn, Sinnerfassen 195. 206ff. 210ff.
Sinnverstehen 206ff.
Sinnzusammenhang 210ff. 294. 301f. 305. 307.
Sozialökonomik 323.
Sozialwissenschaft (S.en) 176f.
Soziologie im Verhältnis zur Nationalökonomie 177f.
Sprachwissenschaft 183.
Staatswirtschaftslehre 327.
Standpunktswissen 81. 280ff.
Statik, statische Betrachtungsweise 150f. 186f. 314.
Statistik 91. 233.
Stilzusammenhang 211f. 218f.
Strukturbegriff in der Naturwissenschaft 107f.
— in der Logik 113.
Strukturgesetze 257ff.
Subjektivisten in der ordnenden Nationalökonomie 120f. 127f. 190f.
Substanz im naturwissenschaftlichen Denken 103. 129.
— im nationalökonomischen Denken 128f.
System in der Wissenschaft 178ff. 327.
Systembildende Ideen in der Nationalökonomie 180ff.

T.

Technik 181f. 184. 207. 269. 329f. 331f.
Technologie, naturwissenschaftliche, 324. 329f. 332.
Teleologismus 171ff.
Tendenz 263ff. 274ff. 307.
Theorie, nationalökonomische, 124. 272. 297ff.
Transzendenz des Erkennens 197f.
Typus 229. 240ff. 284.

U.

Universalismus 27.

V.

Vérités de fait, V. de raison 252f.
Vernunftgemäße Wirtschaft: siehe richtige Wirtschaft.
Verstehen als Erkenntnisform 157ff. 191ff.
Verweltlichung des Lebensstils 85ff.
— des Wissens 88ff.
Volkswirtschaft (Begriff) 214ff.
Volkswirtschaft (Idee) 189. 217.
Volkswirtschaftslehre 323. 327. 331.

W.

Wahrscheinlichkeit 114ff. 233. 276.
Wertbegriff in der Nationalökonomie 128ff. 190f. 302.
Werte als Gegenstand der Erkenntnis 22f. 57ff. 64ff. 77. 82ff. 121. 286. 288ff. 324.
Wertefreiheit, Streit um die W. in der Nationalökonomie 288ff.
Vgl. Werte.
Wertidee: siehe Wertbegriff.
Werturteile: siehe Werte als Gegenstand der Erkenntnis.
Wesen, Wesenserkenntnis 112ff. 138f. 196f. 237. 337.
Wesensbegriffe 237. 299.
Willensfreiheit 224f. 265ff.
Wirkungszusammenhang 220ff.
Wirtschaft (Begriff) 1ff. 173. 176. 181f.
Wirtschaftlich, Wirtschaftlichkeit 5. 7. 14. 16.
Wirtschaftsepoche 228. 307.
Wirtschaftsgeschichte: siehe Empirie, nationalökonomische.
Wirtschaftsgesetz: siehe Gesetz in der Nationalökonomie.
Wirtschaftsgesinnung 181. 184. 206.
Wirtschaftskunstlehre 293. 324ff. 329ff.
Wirtschaftsphilosophie 288. 293ff. 326f.
Vgl. richtende Nationalökonomie.
Wirtschaftssystem 184ff. 187. 189. 206ff. 212f. 228. 247. 268f.
Wirtschaftswissenschaft 288ff. 297ff. 329ff. 331.
Vgl. Nationalökonomie.
Wissen, Sinn und Zweck 89f. 281f. 324. 328ff. 333ff.
Wissenschaft (Wesen) 69ff. 78f. 82f. 85ff. 88ff. 121. 178. 279. 288.
— Sinn und Zweck 281f. 333ff.

Z.

Zusammenhang 210ff.
Zweckzusammenhang 211.

Schriften des Verfassers:

(Die vergriffenen Werke sind nicht aufgeführt)

Bei Duncker und Humblot, München:

Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen. 7. bis 9. Tausend. VIII, 540 S. Gr.-8°. 1923.

Händler und Helden. Patriotische Besinnungen. 11.—20. Tausend. VIII, 145 S. 8°. 1915.

Die Juden und das Wirtschaftsleben. 14. und 15. Tausend. XXVI, 476 S. Gr.-8°. 1928.

Luxus und Kapitalismus. Zweite Auflage. VIII, 220 S. Gr.-8°. 1922.

Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. 13.—15. Tausend. 3 Bände in 6 Halbbänden, Gr.-8°. 1928.

I. Band: Die vorkapitalistische Wirtschaft. XXIV, 919 S.

II. Band: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus. XII, 1229 S.

III. Band: Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus. XXII, 1063. S.

Bei Gustav Fischer, Jena:

Der proletarische Sozialismus („Marxismus"). Zehnte, völlig neu gearbeitete Auflage der Schrift „Sozialismus und soziale Bewegung". 2 Bände. 1924.

Bei Georg Bondi, Berlin:

Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts. Eine Einführung in die Nationalökonomie. 34.—36. Tausend. Gr.-8°. 548 S. 1927.

Bei Julius Springer, Berlin:

Die Ordnung des Wirtschaftslebens. (= Band 35 der „Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaft".) Zweite, verbesserte Auflage. V, 65 S. 1927.

Im Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen:

Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? 1906. 142 S.

Prinzipielle Eigenart des modernen Kapitalismus (enthalten in „Grundriß der Sozialökonomik", IV, 1. 1925, VI, 420 S.)

Im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin:

Gewerbewesen. Zweite, neubearbeitete Auflage. 1929. I. Organisation und Geschichte des Gewerbes. 100 S. II. Das Gewerbe im Zeitalter des Hochkapitalismus. 114 S. (Sammlung Göschen Band 203 und 204.)

Die gewerbliche Arbeiterfrage. (Sammlung Göschen Band 209.) Dritte Auflage in Vorbereitung unter dem Titel „Die Arbeiterfrage".



Altenburg, Thür.
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.